Kurzgefaßte
Kirchengeschichte

für Schulen und Familien.

Bearbeitet von

C. H. Wedel,

Professor an Bethel College, einer mennonitischen Bildungs-Anstalt.

Newton, Kansas.

Schulverlag von Bethel-College,

1905.

P. J. Friesen

Kurzgefaßte
Kirchengeschichte

für Schulen und Familien.

Bearbeitet von

C. H. Wedel,

Professor an Bethel College, einer mennonitischen Bildungs-Anstalt.

Newton, Kansas.

Schulverlag von Bethel-College,

1905.

A. Wiebusch & Son Prtg. Co., St. Louis, Mo.

Begleitwort.

Angesichts der vielen kleinern und größern Bearbeitungen der Kirchengeschichte, welche ihren Weg auch in unsere Kreise finden, darf einem neuen Werke auf diesem Gebiet naturgemäß die Erwägung entgegentreten, ob seine Erscheinung irgendwie gut begründet werden kann. Vielleicht ist diese Frage betreffs der hier gebotenen Arbeit einfach mit dem Hinweis darauf weitgehend erledigt, daß es unter uns an einer von unserm Standpunkt aus bearbeiteten und nach demselben einigermaßen abgewogenen Darstellung der Kirchengeschichte bisher gefehlt hat. Was sich sonst in unsern Kreisen findet, sind meistens vom europäischen Gesichtspunkt aus verfaßte Werke, wonach in der Regel die Staatskirche als die geschichtlich berechtigte Form der Kirche beurteilt wird, die Freikirche dagegen als eine mit Argwohn zu betrachtende Sektenbildung erscheint. Da kommen meistens die Mennoniten und die mit ihnen verwandten Richtungen schlecht weg und deren berechtigte Eigenart erhält nicht die entsprechende Billigung. Diese in sachlicher Weise nahe zu legen, ist einer der wesentlichen Gesichtspunkte, nach welchen dieses Werk bearbeitet worden ist. Es setzt einige weltgeschichtliche Kenntnisse und auch etwas Kenntnis der Kirchengeschichte voraus und liefert dann ca. soviel Stoff, wie wir ihn in unseren Schulen durchzuarbeiten erwarten können. Es will also bereits erworbene Kenntnisse auffrischen und ordnen helfen, sodann freilich auch zu weiterem Erwerb anregen und bezüglich desselbeu fruchtbare Grundanschauungen vorführen — insonderheit aber den Blick für die Bezeugungen Gottes in der Kirchengeschichte als ein Großes und Ganzes immer wieder öffnen, um von dieser hohen Warte aus die entsprechende Würdigung der einzelnen kirchlichen Richtungen und Strömungen vollziehen zu lernen.

Von den kirchengeschichtlichen Werken, welchen ich mehr oder weniger gefolgt bin und auf welche ich als auf geeignete Sachen für weiteres Studium verweisen möchte, mögen folgende genannt sein:

Richard Busch, Kirchengeschichte.
Bezold, Geschichte der deutschen Reformation.
Bischoff, Geschichte der christlichen Kirche.
Kurtz, Abriß der Kirchengeschichte.
Mœller, Kirchengeschichte.
Oehninger, Geschichte des Christentums.
Ruetenik, Handbuch der christlichen Kirchengeschichte.
Schuman, Kirchengeschichte in Lebensbildern.
Sohm, Kirchengeschichte im Grundriß.
Tischhauser, Handbuch der Kirchengeschichte.
Uhlhorn, Der Kampf des Christentums mit dem Heidentum.
" Kämpfe und Siege in der germanischen Welt.

Dazu kommen die größern Werke von Hagenbach, Schaff — das Calwer theologische Lexikon 2c.

Inhaltsverzeichnis.

I. Das apostolische Zeitalter.

II. Die Zeit der Verfolgungen,

vom zweiten bis zum vierten Jahrhundert.

III. Die Reichskirche,

vom Jahre 323 bis um 800.

IV. Die Zeit des Mittelalters,

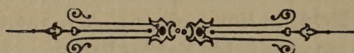
von ca. 800 bis 1517.

V. Die Zeit der Reformation und der Religionskriege,

von 1517 bis 1648.

VI. Die neuere und neueste Zeit,

vom westfälischen Frieden 1648 bis zur Gegenwart.



Berichtigungen und Verzeichnis der sinnentstellenden Druckfehler.

Seite	3,	Zeile	4	v. u.	statt in unserm lies im vorigen Jahrhundert.
„	20,	„	5	„ o.	statt 1833 lies 1883.
„	22,	„	16	„ „	statt den lies dem Heiden.
„	29,	„	10	„ u.	lies gefunden.
„	32,	„	19	„ o.	statt von lies vor.
„	48,	„	7	„ u.	statt 230 lies 220.
„	48,	„	4	„ „	statt Streben lies Sterben.
„	65,	„	9	„ o.	statt Eudopia lies Eudoxia.
„	95,	„	10	„ „	statt der lies die treue.
„	96,	„	5	„ u.	statt er lies es.
„	111,	„	1	„ „	statt morgenländischer lies morgenländischen.
„	147,	„	2	„ „	ergänze nach und unter.
„	151,	„	15	„ o.	ergänze vor Leipzig zu.
„	162,	„	16	„ „	statt Preceptor lies Praeceptor.
„	163,	„	15	„ u.	statt das lies den.
„	174,	„	5	„ „	statt von lies vom.
„	180,	„	10	„ o.	statt ermöglichen lies bezeugen.
„	202,	„	12	„ u.	statt Commonius lies Comenius.
„	208,	„	8	„ o.	statt Schwedenborg lies Swedenborg.
„	246,	„	8	„ u.	statt retemptor lies redemptor.
„	251,	„	15	„ „	setze ein s in Vermittlungtheologie.
„	253,	„	12	„ o.	statt Schoppenhauer lies Schopenhauer.



I. Das apostolische Zeitalter.

1. Begriff der Kirchengeschichte und Literatur.

Die christliche Kirche ist die durch Christus gestiftete Heilsanstalt, die den Zweck hat, die zu ihr gehörenden Glieder in ihrem geistlichen Leben zu erhalten und weiter zu bringen und das ihr anvertraute Gut göttlicher Erkenntnis und göttlichen Lebens allen Völkern anzutragen. Die christliche Kirche kommt also zur Erscheinung in der religiösen Gemeinschaft derer, welche des durch Christus ausgewirkten Heiles teilhaftig geworden sind und ihm nun in einem heiligen Leben nachfolgen. Als sichtbare Kirche umfaßt sie alle diejenigen, welche Christum bekennen; als unsichtbare Kirche bildet sie die Gemeinschaft derjenigen, die an Christum wahrhaft glauben und die nur dem Herrn bekannt sind. Das Haupt der Kirche ist der zur Rechten Gottes erhöhte Christus. Der heilige Geist ist der Pfleger der Kirche, indem er die Menschen durch das Evangelium beruft und sie dann, wenn sie ihm folgen, erzieht, heiligt und vollendet. Die äußern Mittel seiner Bezeugung sind das Wort und besondere Kraftäußerungen in den sogenannten Wundern. Besondere Darstellungen, Versicherungen und Bürgschaften göttlicher Lebensmitteilungen hat die Kirche auch in den heiligen Handlungen, Taufe und Abendmahl, welche meistens die Bezeichnung „Sakramente“ tragen.

Das Wort „Kirche“ ist wohl griechischer Abstammung und bedeutet „das dem Herrn Angehörige.“ Heute versteht man unter diesem Begriff die Gesamtheit aller Teile der sogenannten Christenheit. Es entspricht heute dem neu-

testamentlichen Wort für „Gemeinde" (ecclesia), welches eine Einzelgemeinde, aber auch die Gesamtheit aller Gemeinden bezeichnete.

Als Institut ist die Kirche eine zeitliche Erscheinung; denn sie bildet die geschichtliche Fortsetzung des Alten Testaments; indem sie in diesem ihren Boden hat. Sie ist also eine gewisse Erscheinung auf dem unendlichen Gebiet des Reiches Gottes. Da nun ihre Entwicklung und ihr Gedeihen nicht nur ein Werk Gottes, sondern auch der Menschen ist, so hat die Kirche eine Geschichte mit Zeiten des Wachstums und des Rückschritts, weil in ihr eben nicht nur göttliche und edle Kräfte wirken, nicht nur heilige Männer ihren Bau fördern, sondern auch unheilige Menschen ihr Werk treiben und grundstürzende Irrtümer nach Geltung ringen. Die Kirchengeschichte nun zeichnet uns die Entwicklung der Kirche bis auf unsere Tage, wie sie sich eingerichtet, geordnet und ausgebreitet hat; wie sie sich in Verfassung, Lehre, Gottesdienst mit den von Christns und den Aposteln gegebenen Grundlinien in Übereinstimmung befunden hat oder nicht; wie das Leben ihrer Glieder ihrem Bekenntnis entsprochen hat oder nicht, und welchen Einfluß sie auf Staats- und Volksleben ausgeübt hat.

Die Quellen der Kirchengeschichte sind die alten Urkunden, teils die Originalwerke, teils Kopien; die Akten und Beschlüsse der Konzilien; die Biographien bedeutender Männer; die Mönchsregeln und Klosterchroniken; die Rundschreiben der Bischöfe und Päpste; die Chroniken der Städte als Sittenspiegel; die Ketzerprotokolle; die Hymnen und Erbauungsbücher aller Perioden; dann die Denkmäler der Literaturgeschichte. Auch die stummen Quellen, die Gemälde und Baudenkmäler sind wertvoll. In neuerer Zeit müssen besonders auch die Missionsschriften als kirchengeschichtliches Material betrachtet werden.

Als besondere Kirchengeschichtsschreiber merken wir uns neben den neutestamentlichen Verfassern: Hegesippus um 150; dann Eusebius von Caesarea † 340. Er schrieb eine Biographie Konstantins d. Gr., seines Freundes, und eine Kirchengeschichte in 10 Büchern. Er kopierte fleißig aus früher gemachten Aufzeichnungen, ohne freilich die Zuverlässigkeit derselben immer genau zu untersuchen. Aber sein Werk ist ungemein schätzbar. Ihm folgte Sokrates, dann Cassiodorus, — und in der lateinischen Kirche Rufinus. Im Mittelalter erschienen sodann Kirchengeschichten einzelner Völker. Gregor v. Tours † 595 schrieb die Geschichte der Franken, von Adam an; Beda Venerabilis † 735 die der Angelsachsen; Paulus Diakonus die der Longobarden. Ihre Darstellung ist kritiklos, aber von herzgewinnender Frische. Aus der Reformationszeit haben wir auf lutherischer Seite die Magdeburger Centurien von Matthias Flacius, ein Riesenwerk in 13 Folianten und auf römischer Seite ein eben so großes Werk von dem Kardinal Baronius. Im 17. Jahrhundert erschien die „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie“ von Gottfried Arnold, in welcher er die von der Kirche verfolgten, sogenannten Sekten als die Träger des wahren Christentums hinstellt. Um 1750 erschien dann die Kirchengeschichte von Mosheim, berühmt durch genaue Quellenkenntnis, besonnene Kritik und fesselnde Darstellung. Bis zu Gottfried Arnold und Mosheim hatte man ebenso viel Geschichte gemacht, wie Geschichte geschrieben. Sie erst zeigten, daß wissenschaftliche Geschichtswerke nicht im Dienste einer Partei stehen dürfen.

In unserm Jahrhunderte ist der Kirchengeschichte steigende Aufmerksamkeit zu teil geworden, und die Literatur auf diesem Gebiet ist ungemein gewachsen. Insbesondere traten auf Gieseler und Neander; ersterer bot weite

Quellenauszüge, letzterer eine etwas breite, aber sehr anregende und erbauliche Darstellung auf streng wissenschaftlicher Grundlage. Ihm folgen Hagenbach, Schaff u. a. Kritischer und rhetorischer und daher mit Vorsicht zu gebrauchen, weil sie für das übernatürliche Element in der Kirchengeschichte nur schwache Augen haben, sind die Werke von Hase in Jena und Baur in Tübingen. Vom orthodox-lutherischen Standpunkt bearbeitet sind die Werke von Kurtz u. a.; vom reformierten — die von Ebrard, Herzog u. s. w.; vom katholischen — Döllinger. Unabhängiger stehen die Werke von Ranke und Harnack. Für den Familien- und Schulgebrauch merke man sich die populär gehaltenen Bearbeitungen in kleinerm Umfang von Westermeyer, Schuman, Bischoff, Rütenik, Öhninger und manche — „Leitfäden."

Das Studium der Kirchengeschichte ist für jeden Gebildeten, namentlich aber für jeden Christen höchst gewinnreich. Wir lernen hier, wie die reichen Schätze christlicher Erkenntnis bis auf uns gekommen sind und was wir ihnen verdanken, und daß der Kampf zwischen Glauben und Unglauben das tiefste Thema der Weltgeschichte bildet. Insbesondere sehen wir hier 1. den klaren Heilswillen Gottes, der alle Völker in den Bereich der christlichen Religion und ihrer Segnungen zieht. 2. Wir finden in ihr einen Beweis für die Göttlichkeit Christi und seines Werkes. Welche Verirrungen hat die Kirche überwunden! Abscheuliche Menschen wollten ihre Träger sein und haben sie doch nicht zu Grunde richten können. Es traten immer auch heilige Männer auf, welche der Bosheit und Lüge die Wahrheit und Liebe entgegensetzten. 3. Die Kirchengeschichte lehrt uns, die verschiedenen kirchlichen Erscheinungen und Richtungen unserer Tage beurteilen und würdigen und mahnt uns, gegen Irrtümer auf unserer Hut zu sein. Die

Fähigkeit, die Geister zu prüfen, ergibt sich wesentlich aus einer genauen Kenntnis des Wortes Gottes und der Kirchengeschichte.

---

2. Die ersten Gemeinden.

Die ersten Gemeinden, unmittelbar durch die Apostel und ihre Gehilfen unter der speziellen Leitung des heiligen Geistes gestiftet, bilden als die Urkirche mit ihren Einrichtungen in Lehre, Verfassung, Gottesdienst und ihrem äußern Wandel, also ihrem sittlichen Leben, die Grundlage der gesamten spätern Entwicklung der Kirche in ihren verschiedenen Gestaltungen. Alles, was nachher Kirche und kirchliches Leben heißen will, muß in der Gestaltung der Urkirche sein Vorbild oder seine berechtigte Grundlage haben, wenn es nicht als unapostolisch und damit unkirchlich gelten will. Christus und die Apostel haben nun kein fertiges kirchliches System niedergelegt, sondern den weitern Ausbau der Kirche dem in ihr lebenden Geist überlassen, aber ihre Anordnungen und Lehren über das, was den lebendigen Bestand einer Gemeinde bildet, gibt doch einen klaren Grundrahmen, der nns in dem kirchlichen Leben der ersten Gemeinden in seiner ganzen Frische entgegentritt.

In der äußern Verfassung der ersten Gemeinden zeigt sich zunächst ein von den Aposteln gegebener Grundriß, der dann unter ihrer Leitung und Genehmigung eine weitere Bereicherung erhält. Die Verfassung entwickelt sich im Anschluß an auftretende Bedürfnisse und unter Mitwirkung der Gemeinde. Die Gemeinde ist der Träger des kirchlichen Lebens mit seinen Forderungen und Pflichten. Jede einzelne Gemeinde steht da als ein selbständiger Organismus, doch ist der Verkehr der Gemeinden unter einander ein lebhafter. Wichtige Fragen

werden gemeinschaftlich besprochen; Apostel und Propheten reisen von einer Gemeinde zur andern; in Zeit der Not sendet man einander Hilfe. Die Apostel gehören der Gesamtkirche an; neben den ersten zwölf treten andere geistgesalbte Männer auf, welche als reisende Diener am Wort denselben Namen tragen. Ihnen treten die Propheten und Lehrer zur Seite, die teils längere Zeit an einzelnen Gemeinden stehen, teils auch weitere Predigtreisen machen. Evangelisten trugen den Samen des Evangeliums in neue, noch heidnische Gebiete. Die genannten Ämter wurden nicht von der Gemeinde geschaffen, sondern anerkannt. Der Geist Gottes berief sie; doch mußten sie die Prüfung der Gemeinde bestehen. Sie heißen darum auch die Geistesämter. Als Gemeindeämter treffen wir nur zwei: 1. die Presbyter oder Bischöfe, beide Namen bezeichnen dasselbe Amt, und 2. die Diakonen. Die erstern übten die Gemeindeaufsicht und wurden von der Gemeinde erwählt. Das Amt am Wort war zunächst nicht ihre Aufgabe, wurde es aber bald, wo Propheten und Lehrer fehlten. Die Diakonen sorgten für die Armen und Kranken, — für die weiblichen die Diakonissen. Die amtlichen Linien verschwimmen aber ineinander. Derselbe Mann ist Lehrer und Apostel und wohl auch Prophet. Eine Rangordnung finden wir nicht. Die Gehilfen der Apostel taufen; Aquila und Priscilla unterweisen den Apollos. Die Kirche ist also ein reicher, lebensvoller Organismus.

Der Gottesdienst ist auch nicht von den Aposteln als eine feststehende Form geschaffen worden, sondern erst allmählig werden seine Einrichtungen reicher. In Jerusalem knüpfte man ihn an den Tempeldienst an, in den andern Orten an die Synagogen. Den allgemeinen Versammlungen traten aber Zusammenkünfte in kleinerm

Umfang zur Seite, wohl im Anschluß an Familienkreise. In Jerusalem kam man zusammen hin und her in den Häusern und Paulus erwähnt besonders Hausgemeinden. Bald bürgerte sich der Sonntag als besonderer Versammlungstag ein. Aus dem zweiten Jahrhundert heißt es, daß man dieses tue, weil ihnen an des Herrn Tag das Leben aufgegangen sei. Die Erbauung bestand in dem Lesen von Abschnitten aus dem Alten Testament, bald auch der Episteln und Evangelien. Dazu kamen Psalmengesänge, dann Gebet und Auslegung des Vorgelesenen. Hier zeigt sich der Reichtum der Erkenntnis und Geistesfülle der ersten Zeit, wie man es am auffallendsten in der Gemeinde zu Korinth findet.

Taufe und Abendmahl erscheinen als die einzigen Stiftungen oder heiligen Handlungen. Die Erteilung der Taufe war an das persönliche Glaubensbekenntnis geknüpft, daher konnte sie nur an Erwachsenen vollzogen werden. Somit war die Gemeinde ein Bund von Brüdern, die sich freiwillig entschlossen hatten, Christi Jünger zu werden und ihm in einem heiligen Leben nachzufolgen. Die Kinder werden durch Gebet und eine fromme Erziehung der persönlichen Entscheidung für Christus und damit dem Anschluß an seine Gemeinde entgegengeführt. Das Abendmahl wurde anfänglich täglich gefeiert und wohl abends im Anschluß an das Familienmahl. Daraus entwickelten sich die Liebesmahle, Agapen, welche der Feier des Abendmahles vorangingen. Später feierte man beides am Abend des Sonntags. In einfacher aber tiefempfundener Weise wurde von einem Apostel oder Presbyter Brot und Wein mit einem Dankgebet geweiht und dann den Gemeindegliedern gereicht. So war es ein Anschauungsunterricht der Versöhnungstat Christi und ein Gemeinschaftsmahl mit ihm und seiner Gemeinde.

In der Lehre hielt man sich zunächst an das, was die Apostel von Christi Leben und Reden verkündigten. Namentlich die Worte Christi als die „Herrenworte“ hatten abschließende Bedeutung. Sie wurden zuerst mündlich fortgepflanzt als heiliges Vermächtnis der Seinen. In der genauern Zergliederung und Anwendung derselben machte sich aber bald die alte, noch nicht völlig überwundene Lebens- und Religionsanschauung geltend. Pharisäisch gesinnte Judenchristen suchten den jüdischen Ritualismus auch auf dem Gebiet des neuen Testaments anzubauen; während in den heidenchristlichen Kreisen die alten Ideen der heidnischen Philosophie mit ihrer Zweifelsucht, Geheimniskrämerei und sittlich leichtfertigen Gesinnung nach Geltung rangen. Damit traten grundstürzende Irrtümer auf, die aber durch die Apostel in mündlichem Unterricht und einer Reihe von Schriften, unsern Evangelien und Episteln, aus dem Gebiet neutestamentlicher Heilserkenntnis ausgeschieden wurden.

Das sittliche Leben der ersten Christen war den neuen Lebenskräften entsprechend, welche sie sich durch den Anschluß an Christus und ihr tägliches Wachstum in der Heiligung aneigneten. Ihr Wandel zeigte jene Eigenschaften, welche das Merkmal der wahren Nachfolge Christi bilden. Ihre brüderliche Liebe ging so weit, daß sie auch ihre Güter in den Dienst des Gesamtwohls stellten. Der Armen und Kranken nahmen sie sich besonders an. Wo Unordnungen vorkamen, da übte man die Gemeindezucht und schloß offenbare Sünder aus der Gemeinschaft aus. In der äußern Sitte schloß man sich an die bestehenden Lebensformen an, wo diese nicht durch ihren heidnischen Charakter gefährlich waren. Sogar die Sklaverei blieb äußerlich stehen, um durch die tiefer wirkende Kraft des Evangeliums untergraben zu werden. Das

Christentum wirkte eben sauerteigartig auf die einzelnen Lebensverhältnisse ein und gedieh erst im Laufe der Zeit zu einer Völker und Nationen auch äußerlich segnenden geschichtlichen Erscheinung.

---

3. Die Apostel und ihre Gehilfen.

Ausrüstung und erste Wirksamkeit. Vom Herrn während seiner amtlichen Wirksamkeit heran gebildet und dann für ihr Amt mit einer besondern Geistesausrüstung versehen, waren die zwölf Apostel als Zeugen der Auferstehung Christi und seines Werkes die Gründer und Leiter der ersten Gemeinden und bleiben es dadurch für die ganze Kirche. Den Anfang ihrer Wirksamkeit fanden sie alle zu Jerusalem. Sie hatten vom Herrn gelernt, daß sich das Reich Gottes langsam entwickelt und zwar meistens im Anschluß an bestehende oder neu eintretende geschichtliche Zustände. Da die Gemeinde anfangs beim Volk in Gunst stand, so blieben sie für die ersten Jahre alle in Jerusalem beisammen, um die Christen hier recht tief zu gründen in neutestamentlicher Heilserkenntnis. Die Verfolgungen werden ihnen ein Fingerzeig, das Evangelium weiter zu tragen. Nach dem Jahre 50 scheint sich keiner der Zwölfe mehr im jüdischen Lande befunden zu haben. Nur von einigen haben wir sichere Nachrichten über ihre Wirksamkeit. Doch über alle lautet die Tradition einstimmig, daß sie den Reichsbefehl des Herrn treulich ausgeführt und mit Ausnahme des Johannes, alle des Märtyrertodes gestorben sind.

Petrus, der im Anfang unter den Aposteln eine so hervorragende Stelle einnahm, missionierte in den vierziger Jahren im jüdischen Lande bis hin nach Antiochien. Später scheint er sich der kleinasiatischen Gemeinden an-

genommen zu haben und bis nach Babylon gekommen zu sein, wo ja viele Juden wohnten. Er war verheiratet und seine Frau begleitete ihn auf seinen Reisen. Um 64 oder 67 kam er nach Rom und erlitt hier den Märtyrertod wohl zu gleicher Zeit mit dem Apostel Paulus. Sinnige Sagen schmücken sein Ende. Ihm war es nicht leicht geworden, sich ganz vom Judentum loszuringen. Aber er wuchs an Erkenntnis und an Charakter auch als Apostel. Mit wie wenig Grund man ihn zum Apostelfürsten gemacht hat, das zeigt der Umstand, daß er bescheiden auf einem von andern, namentlich Paulus, angebauten Arbeitsfelde gearbeitet hat.

Jakobus, der Jüngere oder der Gerechte, der Verfasser des nach ihm genannten Briefes, wohl der ältesten Schrift des neuen Testaments, wird wohl als ein leiblicher Bruder unseres Herrn angesehen werden müssen, der erst durch eine spezielle Erscheinung des Auferstandenen zum Glauben an Christum gelangte. Er wurde das Haupt der Gemeinde zu Jerusalem, nachdem die Apostel davongezogen waren und blieb mit allen Formen des Judentums aufs engste verwachsen, so daß er den Respekt der strengsten Pharisäer genoß. Erst im Jahre 64 gelang es dem Hohen Rat, ihm den Prozeß zu machen und ihn wegen seines Bekenntnisses von der Zinne des Tempels zu stürzen, worauf ihn ein Tuchwalker mit einer Keule vollends erschlug. Seine letzten Worte waren ein Gebet für seine Feinde.

Johannes, der Sohn des Zebedäi, dessen Bruder, der Apostel Jakobus, im Jahre 44 von Herodes Agrippa mit dem Schwert hingerichtet wurde, zeigte auch als Apostel seine mehr stille, der Innerlichkeit zugewandte Natur. Weniger das Vorarbeiten war seine Sache als vielmehr das Mit- und Nacharbeiten. Er wurde der Nachfolger des

Apostels Paulus auf seinem kleinasiatischen Arbeitsfelde. Seinen Sitz nahm er zu Ephesus und leitete von hier aus die Gemeinden. Nach Patmos verbannt, schrieb er dort seine Offenbarung, später in Ephesus sein Evangelium und seine Briefe. Um 101 soll er eines natürlichen Todes gestorben sein. Seine letzte, oft wiederholte Mahnung: „Kindlein, liebet euch unter einander!“ bildet den goldenen Sonnenuntergang des apostolischen Zeitalters. Sein Andenken umranken viele Sagen. Die Kunst gibt ihm einen Adler, um damit den hohen Flug seines Geistes anzudeuten.

Paulus überragt weit alle seine Mitapostel in der Größe seines Charakters, der Gründlichkeit seiner Bildung, dem Reichtum seines Geistes und dem Umfang seines Wirkens. In Tarsus geboren, wuchs er im engen Rahmen eines pharisäischen Hauses auf, lernte aber außerhalb desselben griechische Philosophie und Literatur und die damalige Kulturwelt kennen. In Jerusalem studierte er unter Gamaliels Leitung das Alte Testament und die jüdische Tradition. Sein Eifer für das Gesetz war maßlos, dadurch kam er zu seinem Haß gegen die Christen, aber sein Ringen nach Reinheit des Wandels vor Gott war nicht minder ernst und treu. Darum würdigte ihn Gott der Christuserscheinung bei Damaskus, infolge welcher er ein Christ und in besonderer Weise ein Knecht und Apostel Jesu Christi wurde. In der Stille arbeitete er seine neuen Überzeugungen durch und überließ es dann Gott, ihn durch menschliche Vermittlung auf das Feld seiner ihm bestimmten Wirksamkeit zu führen. Dies geschah durch Barnabas und später durch die Gemeinde in Antiochien. Von Antiochien aus machte er seine drei großen Missionsreisen, auf welchen er die Botschaft vom Kreuz zu den Hauptpunkten der griechisch-römischen Kul-

turwelt trug, allen vorhandenen Kulten und Wissenschaften und Künsten das Evangelium von Christo entgegensetzend als die Gotteskraft, die allein imstande ist, den Sünder zu retten. Im Jahre 61 kam er nach Rom als Gefangener, wurde hier zwei Jahre später wohl freigelassen, dann aber im Jahre 66 oder 67 enthauptet. Er zeigt, was aus einem Menschen werden kann, wenn Christus in ihm eine Gestalt gewinnt. Wie viel Segen ist von ihm durch sein mündliches Zeugnis und seine Schriften ausgegangen! Ihm war es gegeben, das Christentum von den Schranken des Judentums loszulösen und seine universale Bestimmung zu erweisen. Auf dem Gebiete des Denkens steht er unerreicht da. Die ersten Linien der Geschichte der Philosophie hat er gezogen. Und das alles wirkte er durch den, der ihn mächtig machte — Christus.

Von den übrigen Aposteln haben uns Hegesippus und Eusebius Traditionen aufbewahrt. Nach diesen soll Philippus in Phrygien; Simon Zelotes in Ägypten; Thomas in Indien; Andreas in Kleinasien und Scythien; Matthäus in Äthiopien; Bartholomäus in Armenien und Indien gewirkt haben.

Die Gehilfen der Apostel leisteten wichtige Dienste in der Gründung und Pflege der Gemeinden, so daß sie Mitarbeiter und Mitapostel hießen. Barnabas arbeitete zuerst unter Anleitung der Zwölfe, dann in Gemeinschaft mit Paulus, bis sie sich trennten. Über seine weitere Wirksamkeit fehlen uns zuverlässige Nachrichten. Johannes Markus begleitete Paulus auf seiner ersten Missionsreise bis nach Kleinasien; nachher finden wir ihn bei Petrus und nach dem Tode desselben in Ägypten. Lukas war der treue Gefährte Pauli; ebenso waren dieses Titus, Timotheus, Silas u. a., deren Wirken im Neuen Testament erwähnt wird.

4. Die Ausbreitung des Christentums.

Von Jerusalem ging der Lauf des Evangeliums weiter über das jüdische Land hin in die Heidenwelt hinein. In der Muttergemeinde schlug der Baum des Christentums gleichsam tiefe Wurzeln, so daß einen jeden Christen der Drang beseelte, das in Christo gewonnene Leben auch andern anzutragen. Infolge von Verfolgungen zerstreute sich die Gemeinde und nun wurde jeder Christ ein Missionar. In allen Ortschaften entstanden christliche Kreise und Gemeinden. Der Drang der Liebe durchbrach die nationalen Schranken, und Philippus, der Almosenpfleger, brachte die frohe Heilskunde auch den Samaritern; andere predigten den Juden und Judengenossen in den Städten längs des mittelländischen Meeres bis nach Ägypten und Kyrene hinunter und hinauf bis nach Antiochien. Hier wandten sich eifrige Judenchristen an die Heiden und gründeten die erste heidenchristliche Gemeinde. Merkwürdig ist das Verhalten der Apostel. Sie erweisen zunächst in Jerusalem die Standhaftigkeit des Christenglaubens gegenüber allen Angriffen, bestätigen aber das Missionswerk der andern, lernen, wie Petrus, durch spezielle Unterweisung von oben, wie der Heide Christ werden kann, ohne erst Jude werden zu müssen, senden neugegründeten Gemeinden passende Führer und Lehrer, z. B. den Barnabas nach Antiochien, und begeben sich dann erst selbst in die spezielle Arbeit der Ausbreitung des Evangeliums. Wie fern ist ihnen jene Ehrsucht und jener Amtsdünkel, wodurch das Werk des Herrn später so oft in trauriger Weise gehemmt worden ist!

Missionsgemeinden im eigentlichen Sinn dieses Wortes werden erst die heidenchristlichen Gemeinden, die den Heiden näher standen als die Juden. Die Gemeinde zu

Antiochien macht den Anfang. Hier entfaltet sich ein reiches Maß geistlichen Lebens, und ebenso finden sich hier eine Reihe geistgesalbter Persönlichkeiten. Hier hieß es: Gib es weiter — das herrliche Gut des Evangeliums. Und so werden hier infolge spezieller Bezeugung des heiligen Geistes unter Beten und Fasten Paulus und Barnabas von der Gemeinde als Sendboten abgeordnet, welche nun die erste eigentliche Missionsreise antreten und später, zurückgekehrt, der Gemeinde Bericht erstatten. Ähnlich ging es an andern Orten. Von Thessalonich erscholl das Wort in ganz Macedonien, von Korinth zweigten sich weitere Gemeinden ab, ebenso von Ephesus. Die Ausbreitung des Evangeliums war eine allgemeine Christenpflicht. Die Apostel hatten oft die Gemeinden nur zu ordnen; viele entstanden gleichsam zufällig, wie die Gemeinde in Rom. Ja hier fanden sich schon solche, die Christum aus Lohnsucht und Neid predigten.

Die Mittel der Ausbreitung waren die von Christus verordneten: das Wort, das Gebet, die Bezeugung der innern Wahrheit des Evangeliums durch ein heiliges Leben, meistens auch besondere Krafterweisungen des Geistes Gottes in Wundern. In dem engern Kreis der Gemeinde dienten zudem die besondern Geistesgaben nicht nur dazu, das religiöse Leben der Glieder zu pflegen, sondern auch etwa anwesende Heiden von ihrer Sündhaftigkeit zu überzeugen. Zunächst war es immer das Wort, die mündliche Botschaft von Christus, welche in Synagogen und auf einsamen Betplätzen, auf offenem Markte und im engen Familienkreise die Menschen aus allen Ständen für den neuen Glauben warb.

Als einzelne Punkte in der Missionspraxis treten uns entgegen: 1. Im allgemeinen hilft jeder Christ mit an der weitern Verbreitung des Evangeliums, ob männlich oder

weiblich; wie vieler gedenkt Paulus Röm. 16. 2. In besonderer Weise sind es vorbereitete Kräfte, welche als die eigentlichen Träger des Werkes dastehen. 3. Die Sache geht in ordnungsmäßiger Weise voran. Die Apostel verständigen sich über ihr Arbeitsgebiet, bleiben mit der Gemeinde verbunden und unterhalten mit ihren Mitarbeitern und auch entlegenen Gemeinden herzliche Beziehungen, so daß auftretende Irrtümer und falsche Apostel erkannt und ausgeschieden werden können. 4. Der Lauf des Evangeliums geht den bestehenden Verkehrsstraßen entlang, die großen Städte werden auch die Mittelpunkte der Kirche. 5. Man organisierte sofort kleine Gemeinden mit selbständiger Verwaltung und setzte mit deren Zustimmung Älteste ein, die oft auch das Lehramt versahen, obschon in der ersten Zeit die Erbauung der Gemeinde sehr dem allgemeinen Priestertum zufiel. Es zeigen aber die Apostel, auf welche Weise die Gemeinden zu Lehrkräften kommen sollen.

Der typische Missionar ist Paulus. Wie allseitig war seine Vorbereitung! Seine Berufung war ihm innerlich gewiß, sie wird aber auch von den andern Aposteln bejaht. Seine Aussendung geschieht durch eine gläubige Gemeinde. Er versteht die Heidenwelt in ihrem tiefen Verderben, aber auch in ihrer brennenden Sehnsucht nach Erlösung. Er kommt mit dem Kernpunkt des Christentums in seiner Missionspredigt und bleibt sehr nüchtern in seinen Methoden. Er tritt zuerst in den großen Städten auf, wendet sich zunächst an die Juden, dann erst an die Heiden. Er ist Reiseprediger, Seelsorger, Schriftsteller. Mit seinen Gehilfen bildet er ein wanderndes Predigerseminar. Er verknüpft die neuen Gemeinden mit den alten. Wir finden bei ihm alle Missionsmittel in reicher Ausprägung: das Wort, das Gebet, besondere Geistesgaben und göttliche Kraftbezeugungen in Wundern, dann Missionsreisen, Missionsleiden —

bis er seine Laufbahn als Apostel mit dem Zeugentode abschließt.

Die Zerstörung Jerusalems war für die selbständige Entfaltung der Kirche unter den Heiden von großer Bedeutung. Jetzt erst wurde es ihr recht klar, daß sie wohl im Alten Testament ihre Wurzeln habe, sonst aber als eine selbständige Erscheinung des Reiches Gottes dastehe. Nicht mehr Jerusalem war jetzt der Hauptsitz der Kirche, sondern Antiochien, Ephesus und Rom wurden diejenigen Hauptpunkte, von welchen das Evangelium hinausdrang bis in die entferntesten Grenzen des römischen Reiches.

Und die Heidenwelt war reif für das Christentum. Seine höchste geistige Leistung, die Philosophie, hatte seine Religion zerstört. In allen ausländischen Kulten suchten die tiefer Denkenden nach Wahrheit. Aber man fand nicht, was man begehrte. Gewißheit über sich selbst, über Gott und Ewigkeit gab es nur in der Religion, die nicht vom Menschen erzeugt, sondern ihm von Gott in großen Tatbeweisen seiner Liebe geoffenbart worden war. Ihr öffneten Juden und Griechen, arme Sklaven und hochstehende Gelehrte die heilshungrigen Herzen.

---

5. Die apostolischen Väter.

Apostolische Väter nennt man diejenigen Mitarbeiter und Schüler der Apostel, welche, der Überlieferung nach, Schriften hinterlassen haben. Daß diese unser lebhaftes Interesse erregen, ist natürlich, zeigen sie uns doch den Stand der Erkenntnis und des christlichen Lebens in der Zeit, die dem Hinscheiden der Apostel folgt, also v. J. 70—150. Wer aber meint, daß er in diesen Schriften einen besonders hohen Flug des Geistes und einen besondern Reichtum an Erkenntnis finden müsse, der sieht sich bald getäuscht.

Man lernt an ihnen eben den großen Unterschied zwischen den Aposteln, die in spezifischer Weise berufen und ausgerüstet waren, und ihren Nachfolgern, welche sich ihre Erkenntnis so aneignen mußten, wie wir heute, kennen. Jene waren mit dem heiligen Geist erfüllt, diese nur begabt. Die Kirche hat sich den tiefen Inhalt der Lehren Christi und seiner Apostel erst im Laufe der Zeit angeeignet. In Lehrschriften handelt es sich nun aber nicht nur um die innern Erfahrungen der Wahrheit, sondern um die Darstellung derselben in systematischer Weise. Dazu aber bedarf es einer gewissen wissenschaftlichen Schulung des Denkens, und die befand sich jetzt erst in ihren Anfängen. Somit haben diese Schriften oft wenig Zusammenhang und leiden sogar an mannigfachen Irrtümern. Es sind: 1. Barnabas. Von ihm existiert ein Brief, der noch vor Schluß des ersten Jahrhunderts wohl von Alexandrien aus an Judenchristen geschrieben ist. Er hat Ähnlichkeit mit dem Hebräerbrief. Er betont in paulinischer Weise die Universalität des Heils, ermahnt zur Friedfertigkeit und Sanftmut und zum Nachdenken über den Tag des Gerichts. Anfechtbar ist seine schroffe Stellung gegen das Alte Testament. Dann finden sich Sätze wie: Christus erwählte seine Apostel, weil sie unter allen Sündern die vornehmsten waren. Zur Abbüßung der Sünden, ermahnt er, sich mit Handarbeit zu beschäftigen. Auch sonst findet sich manche Abgeschmacktheit, so daß viele den Brief für unecht halten.

2. **Klemens Romanus**, ein Bischof der römischen Gemeinde, schrieb etwa im Jahre 90 einen Brief an die Gemeinde zu Korinth, in welcher heftige Streitigkeiten herrschten, indem sich die Gemeindeglieder gegen die Presbyter erhoben. In herzbeweglichen Worten ermahnt er sie zum Frieden, zur Demut und Geduld, stellt ihnen

Männer wie Petrus und Paulus zum Vorbild hin und verweist endlich auf Christus als erhabenstes Beispiel der Demut und des Gehorsams. Der Glaube an Gott und Christi Lehre wird als die Kraft bezeichnet, durch welche wir willig werden, Gottes Gebot zu tun. Die Natur ist ihm ein Abbild der höhern Welt; doch finden sich hier manche Spielereien, besonders, wenn er aus der Phönixsage die Auferstehung zu beweisen sucht. Besonders lebhaft fühlt man sich in jene erste Zeit der Kirche versetzt, wenn man das von Klemens mitgeteilte Kirchengebet liest. Da heißt es: „Herr, sei unser Helfer und Beistand. Rette die Unsern, die in der Trübsal sind, heile die Kranken; bringe zurecht die Irrenden in deinem Volk; bringe zu neuem Leben die Schwachen. Es sollen alle Heiden erkennen, daß du Gott bist und Jesus Christus dein Sohn und daß wir Schafe deiner Weide sind."

3. **Ignatius von Antiochien** werden sieben Briefe zugeschrieben, die freilich manche für unecht halten. In ihnen erscheinen Bischof und Presbyter als zwei verschiedene Ämter und zwar soll der Presbyter den Bischof verehren wie den Herrn selber. Das Abendmahl heißt er ein Dankopfer.

4. **Der Hirte des Hermas** — ist der Titel einer Schrift aus der Zeit um 130. Hermas war ein Bischof zu Rom, dem ein Engel als Hirte erscheint. Die Schrift besteht aus drei Teilen: Geschichte, Gebote und Gleichnisse. Die Kirche erscheint dem Verfasser als eine Greisin, welche ihm den Bau der Gemeinde im Bilde eines Turmbaus vorführte. Die Ausführungen sind voller Klagen über eintretende Verweltlichung, dann kommen Mahnungen zur Buße und Weissagungen über das nahende Weltende. Somit haben wir hier einen Überrest der neutestamentlichen Prophetie. Den Presbytern gegenüber wird das allgemeine Priestertum be-

tont und die nicht an das Amt gebundene Gabe der Weissagung. Der Geist des Büchleins ist gesetzlich streng. Die Heiligung besteht namentlich in der Weltflucht. Der Taufe schrieb er die Kraft zu, die Sündenvergebung zu bewirken. Die Sünden nach der Taufe können aber nur infolge ernster Bußübungen vergeben werden. Auffallend wichtig ist es ihm auch, daß Mittwoch und Freitag als Gedenktage des Leidens Christi besonders beobachtet werden.

5. Von **Polykarpus in Smyrna** existiert auch ein Brief, den er an die Gemeinde zu Philippi geschrieben hat. Es ist ein sehr unzusammenhängendes Schriftstück. Der hohe Amtsbegriff des Ignatius ist ihm fremd. Er schreibt mit den mit ihm vereinten Presbytern an die Gemeinde Gottes zu Philippi und weiß auch von keinem Bischof dort. Er rühmt wohl von den Heiligen, daß sie aus Gnaden durch Christum erlöst worden sind, daneben zeigen sich aber sehr gesetzlich gefärbte Anschauungen.

6. **Papias,** Bischof von Hierapolis, ein Schüler des Johannes, ist bekannt durch sein Werk: „Erklärungen zu den Reden des Herrn," zu denen er bei den Aposteln und andern Jüngern Jesu Nachforschungen anstellte. Aber er hat manches Sagenhafte aufgenommen und namentlich das 1000jährige Reich allzu sinnlich ausgemalt. Von seiner Schrift sind nur Bruchstücke erhalten.

7. **Die Lehre der zwölf Apostel** — stammt von einem Verfasser, der in diesem Werkchen nur apostolisch Überliefertes bieten will. Es ist um 120 und wohl in Ägypten entstanden und scheint zu einem Leitfaden für angehende Christen bestimmt gewesen zu sein. Es gibt eine kurze Sittenlehre und dann eine Gottesdienst- und Gemeinde-Ordnung. Die Schrift zeigt, daß die apostolischen Einrichtungen noch teilweise bestehen. Es gibt noch Apostel, Propheten und Lehrer, aber nicht in genügender Anzahl

und es drängen sich unlautere Kräfte herein. Somit werden die Merkmale der echten angegeben. Mehr und mehr sehen sich die Presbyter gezwungen, das Lehramt zu verwalten. Das Werk war verloren gegangen und wurde erst 1833 neu aufgefunden.

8. **Der Brief an den Diognet** stammt von einem Verfasser, der sich einen Jünger der Apostel nennt. Diognet, ein Heide, hatte sich an diesen gewandt und um Aufschluß über die rätselhafte Erscheinung der Christen gebeten, deren heiliger Wandel und Standhaftigkeit im Tode ihn zum Nachdenken gebracht hatte. Der Verfasser schildert nun die Christen als solche, die wohl in der Welt leben, aber nicht von der Welt sind, weil sie in Christus einen Lebensgrund höherer, ewiger Art gefunden haben. Das befähigt sie, allem Haß eine Sanftmut und Liebe entgegen zu setzen, die von den Heiden nicht begriffen werden kann.

II. Die Zeit der Verfolgungen

vom zweiten bis zum vierten Jahrhundert.

---

6. Ursachen der Verfolgungen.

Die Kirche hatte schon einen bedeutenden Umfang gewonnen und ihre Wurzeln in den Bau des Heidentums schon tief hineingetrieben, **ehe die Heiden von ihrem Bestande etwas zu fürchten begannen.** Das erste Auftreten des Christentums erfuhr nur Verachtung. Die ersten Gemeinden bestanden ja vorwiegend aus armen Leuten, Sklaven, Handwerkern, Tagelöhnern, vielen Armen. Das reizte den Spott der Heiden. Ebenso tat das der Inhalt der christlichen Religion. Einen Gekreuzigten betete man als Gott an! Und er sollte auferstanden sein! Das waren den Vornehmen und Gebildeten lächerliche Dinge. Die große Mehrheit der Heiden suchte ja nicht nach Wahrheit; das taten mehr nur einzelne. Somit galten die Christen für bemitleidenswerte Schwärmer und man ließ sie gewähren. Sie genossen zunächst den Schutz des Judentums; denn man hielt sie für eine jüdische Sekte. Später sah man sie in vielen Fällen als eine der vielen Genossenschaften an, welche zum Zweck gegenseitiger Unterstützung organisiert, staatliche Duldung besaßen. Sobald die Heiden die wahre Natur des Christentums kennen lernten, konnte der Kampf nicht ausbleiben. Wohl waren die Römer liberal gegen die Religionen der besiegten Völker, aber diese hatten ja auch alle eine nationale Beschränktheit. Eine Ausnahme machten die Juden, da sie beanspruchten, den allein wahren Gott zu verehren. Das trug ihnen aber auch den Haß der Heiden ein, und derselbe ging in doppeltem Maß auf die Christen über, sobald es allgemein be-

kannt wurde, daß sie sich von den Juden scharf unterschieden und das Christentum zur Weltreligion machen wollten. Damit führten sie ja eine neue Religion ein und das galt für ein Staatsverbrechen. Das Wort des Herrn: „Ihr seid nicht von der Welt, darum hasset euch die Welt," kam zu allseitiger Ausführung.

Der fromme Wandel und die Weltentsagung der Christen erregte den Haß der Heiden gegen sie. Im Leben der Christen kam peinliche Gewissenhaftigkeit zum Ausdruck. Der Christ brach mit der heidnischen Religion, an die er nicht mehr glaubte. Das verurteilte die Heuchelei der Gebildeten und Vornehmen, welche über die alten Göttergeschichten witzelten und offen ihren Unglauben daran bekannten und doch die Opfer und Ceremonien äußerlich mitmachten. Die Christen bezeugten ein persönliches Verhältnis zu Gott. Das klang den Heiden seltsam. Er hatte gelernt, daß die Götter den Staat schützten, — aber daß sie sich um jeden einzelnen kümmern sollten, wie war das denkbar! Der Christen Demut vor Gott, ihre Lehre von der Verderbtheit des Menschen dünkte ihn die höchste Torheit. Das römische Heidentum lebte vom Stolz. Man rang nach Wissen, aber das sollte auch genügen. Die Christen priesen auch ihre Erkenntnis, aber als eine solche, welche zu einem neuen Kapital sittlicher Kraft führte. Der Heide wollte sich selbst genügen. Dann fand die Masse den Lebenszweck im Genuß. „Brot und Spiele!" war ihre Losung. Die Arbeit ward verachtet. Bei den Reichen füllten Cirkus- und Theaterbesuch und sinnliche Festgelage die Zeit aus. Die Christen blieben von den heidnischen Festen weg. Ihre Frauen besuchten lieber die Kranken, als daß sie den Gladiatorenkämpfen beiwohnten. Wurden bei großen Festlichkeiten die Häuser illuminirt, so blieben ihre Häuser dunkel. Das ging nicht anders. Sie durften nicht mitziehen am

Joch der Ungläubigen. Dafür wurden sie als Finsterlinge verschrieen, als Menschen, die alles Große und Schöne verachteten. So kam es, daß gerade bei großen Festlichkeiten die Volkswut ihre Verfolgung forderte.

Man erklärte sie für staatsgefährlich, weil sie als eine geschlossene Partei erschienen und den Schwerpunkt ihres Denkens und Strebens in eine unsichtbare Welt verlegten. Das machte sie natürlich gegen das römische Reich gleichgiltig. Wohl waren sie gehorsame Untertanen, zahlten pünktlich ihre Steuern, — aber ihre Reden von ihrem eigentlichen Vaterlande, von dem Jerusalem, das droben ist, trug ihnen die Beschuldigung ein, daß sie keine Patrioten seien. Dem Römer aber war der Staat alles. Das ewige Rom dünkte ihn der Inbegriff des Weltbestandes zu sein. Der einzelne hatte ja nur Wert, insofern er dem Staat Nutzen brachte. Die Christen lebten für ein Reich nicht von dieser Welt, ja sie redeten von dem Untergang der gegenwärtigen als einem begehrenswerten Ereignis. Waren sie da nicht Feinde des Gemeindewohls? Sie mieden den Kriegsdienst, damit aber verachteten sie die höchste antike Tugend, — dem Gemeinwohl zu dienen. Das römische Heidentum fand seinen Gipfelpunkt im Kaiserkultus. Im Kaiser war die gesamte Weltordnung verehrt. Dazu waren die Christen nicht zu bewegen. Mit ihrer Verehrung eines unsichtbaren Gottes erschienen sie aber als solche, die keinen Gott hatten, also als Gottlose und Atheisten. Die Religion wurde nun allgemein als die festeste Stütze, der dauernste Kitt des Reiches angesehen. Um also den Bestand des römischen Reiches zu sichern, ließen sich die besonnensten und energischen Kaiser zu Gewaltmaßregeln gegen die Christen bereit finden. Diese dagegen machten geltend, daß der Staat das Verhältnis eines Menschen zu Gott nicht bestimmen dürfe; sie forderten *Gewissensfreiheit*. Dagegen kämpfte aber Rom bis zum äußersten.

Verleumdungen der schlimmsten Art wurden daher gegen sie ersonnen, um sie als solche hinzustellen, die von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen werden müßten. Ihre Ausbreitung gefährdete ja alle Stände. Die Priester fürchteten eine Verringerung ihres Einkommens; die Gelehrten und Künstler sahen das ganze Reich der Wissenschaft und Kunst dem Ruin preisgegeben. Den Schauspielern und Fechtern schien der Lebensunterhalt abgeschnitten; das gemeine Volk meinte, auf jeden Lebensgenuß verzichten zu müssen, wenn die Christen so fortmachten. Die haarsträubendsten Gerüchte über sie hielt man daher gern für erwiesene Tatsachen. Die nach außen abgeschlossene Feier des heiligen Abendmahls sollte darin bestehen, daß man kleine Kinder tötete, Unzucht trieb und sich damit zu geheimen Bündnissen zusammenschloß, um den Staat zu stürzen. Somit galten sie für politisch, sittlich und religiös gefährliche Menschen, die den Zorn der Götter herbeiführten. Bald hieß es bei irgend welchen Unglücksfällen: „Zu den Löwen mit den Christen! Sie verdienen nicht, zu leben!“

Die Christen verhielten sich still und duldend. Für viele waren die Verfolgungen eine Läuterung ihres Glaubens, indem manche auf Irrwege geraten waren. Im ganzen bewährten sie sich als treue Jünger ihres Meisters. Sie wurden stärker im Glauben, brünstig in der Liebe und treu bis in den Tod. Sie waren ein zum Sterben bereites Volk. Schwache Frauen sahen die Löwen auf sich zuspringen, ohne zu zucken. Die Verfolgung trieb die Gemeinden auseinander, fraß die Lehrer weg, aber jeder Flüchtling wurde zu einem Missionar und warb neue Genossen. Jawohl, — im Christentum entfaltete sich eine Lebensmacht, die den Heiden ein tief verborgenes Rätsel war, und der daher manche sogar auf blutiger Richtstätte zu Füßen sanken.

---

7. Die Hauptverfolgungen.

Eine Uebersicht über die dreihundertjährige Verfolgungszeit läßt leicht drei Perioden erkennen, welche uns eine wachsende Wut und Erbitterung der Heiden gegen die Kirche darstellen: 1. von Nero bis Trajan; 2. von Trajan bis Decius; 3. von Decius bis Diokletian. In dem ersten Zeitraum sind die Verfolgungen teils willkürliche Akte einzelner Kaiser, teils gehen sie aus der Volkswut hervor, welche die Christen wegen vermeintlicher Schlechtigkeit angreift. Im zweiten erst werden sie gesetzlich geregelt. Im dritten gibt es sodann ein systematisch angelegtes, allgemeines Ringen des Heidentums mit dem Christentum, bis es vor der neuen Lebensmacht erschöpft die Waffen streckt.

Die Neronische Verfolgung ist das blutige Vorspiel aller folgenden. Nero (54—68) hatte es durch sein lasterhaftes Leben so weit gebracht, daß man ihm jeden Frevel zumutete. Als im Jahre 64 der bekannte sechstägige Brand in Rom ausbrach, da hielt man ihn für den Anstifter. Um den Verdacht von sich abzuwälzen, schob er die Schuld auf die Christen. Nun gab es Szenen, wie sie das alte Rom noch nicht gesehen hatte. Mit den ausgesuchtesten Martern wurden sie hingerichtet. Sie wurden in Tierhäute genäht und wilden Hunden vorgeworfen; sie wurden an Kreuze genagelt; sie wurden mit Pech überzogen und, an Pfählen gebunden, halb in die Erde eingegraben, um in der Nacht als Fackeln zu brennen, während Nero im aufgeputzten Kostüm als Wagenlenker zwischen ihren Reihen dahin fuhr. Wohl war den Christen nichts bewiesen worden, dennoch hielt man ihre Behandlung für gerecht, weil sie, wie es hieß, schändliche und verruchte Menschen seien.

Unter Domitian (81—96) hören wir nur von ein=

zelnen Christenprozessen. Erst jetzt werden die Christen bestimmt von den Juden unterschieden, indem sie sich weigern, die Steuer an den Jupiter zu zahlen, welche von den Juden nach dem Fall Jerusalems eingetrieben wurde. Domitian hörte von Verwandten Jesu in Palästina und zitierte sie vor sich, entließ sie jedoch sofort als Leute, von denen er nichts zu fürchten hätte, als er hörte, daß sie nur einige kleine Äcker besäßen.

Unter Trajan (98—117) werden die Verfolgungen gesetzlich geregelt. Die Veranlassung dazu gab ein Brief des Statthalters Plinius in Bithynien, in dem er dem Kaiser berichtete, daß er die angeklagten Christen vor die Büsten des Kaisers und der Götter geführt und von ihnen verlangt habe, sie sollten diesen Weihrauch streuen und Christo fluchen, indem man ihm gesagt habe, daß echte Christen dazu nicht zu bewegen seien. Wer sich weigerte, den hätte er hinrichten lassen. Zwei Diakonissen habe er foltern lassen, um zu erfahren, was sie in ihren Versammlungen trieben. Was er gehört, schien ihm ein maßloser Aberglaube zu sein. Sie sagten ihm, daß sie an einem bestimmten Tag zusammen kämen, Christo als einem Gott Lieder zu singen und sich dann das Versprechen gäben, alles Böse, Diebstahl, Ehebruch — zu meiden und keinen zu betrügen. Früher wären sie dann abends noch zusammen gekommen, um ein Mahl zu unterhalten, das hätten sie aber nicht mehr getan, seitdem der Kaiser alle nächtlichen Zusammenkünfte verboten habe. Aus dem Schreiben geht hervor, daß das Christentum in jener Gegend eine große Macht geworden war, daß aber auch viele den Herrn verleugneten. Plinius erbat sich nun das Gutachten des Kaisers über sein Verfahren. Trajan billigte dasselbe. Die Christen aufzusuchen, sollte nicht ein Stück Pflicht des Beamten sein, auch solle er anonyme Zuschriften nicht beachten, aber nach offener Anklage solle der hartnäckig-

bleibende Christ den Tod erleiden. Damit war das Christsein zu einem Verbrechen gestempelt. Dasselbe lag in seiner Gesinnung, in seinem Glauben an Christum als einen Gott. Im Grunde sollte es eine höhere Autorität als die des Kaisers nicht geben. Auch der Volkswut waren hiermit die rechtlichen Wege gewiesen.

Hadrian selbst verfolgte die Christen nicht, aber unter ihm erhoben sich die Juden in Palästina zu ihrem letzten verzweifelten Aufstande von 132—135 und ließen in dieser Zeit ihren ganzen Haß an den Christen aus, so daß Tausende ihren Glauben mit dem Tode besiegelten. Auch Antoninus Pius ließ die Christen in Ruhe und nur hie und da wurde einigen der Prozeß gemacht, um der Volkswut zu genügen.

Mit Markus Aurelius (161—180) kam eine Wendung zum Schlimmern. Er selbst erscheint zunächst als ein edler Charakter. Mit ihm sitzt der Philosoph auf dem Thron. Es klingt schön, wenn er sagt: „Alle Menschen sind Brüder, auch die schlechtesten, weil sie nur gegen ihr besseres Selbst handeln." Aber in ihm und seiner Umgebung zeigt sich der ganze Stolz des Stoicismus, der die eigene Vortrefflichkeit des Menschen preist. Deshalb hatte er für das Christentum nur Verachtung übrig. Er verordnete, daß die Statthalter gegen die Christen vorgehen sollen, wenn sie irgendwelche Unruhen veranlaßten. Ihre Angeber sollten zudem einen Theil ihres Vermögens erhalten. Damit entfesselte er die Habsucht des Pöbels und so kam es an mehreren Orten zu besonders blutigen Verfolgungen. Unter Septimius Severus † 211 konnten sich die Christen an manchen Orten durch eine Abgabe Ruhe erkaufen. Er soll durch einen christlichen Sklaven mit geweihtem Öl von einer Krankheit geheilt worden sein, was ihn lange günstig gegen die Christen stimmte. Schließlich erließ er doch ein Edikt, das den Übertritt zum Christentum formell verbot, und so

kam es an einigen Orten zu heftigen Angriffen, besonders auf junge Christen. Nach ihm kam eine 30jährige Ruhezeit, in der ein Kaiser, — Alexander Severus, die Büste Christi in seiner Hauskapelle aufstellte und Philippus Arabs selbst Christ geworden zu sein schien. So konnten die Christen denn in diesen Jahren Kirchen bauen, Ländereien erwerben und ihre Kirchenverfassung ausbilden.

Decius (249—251) **ordnete eine allgemeine, planmäßig angelegte Verfolgung an.** Die Kirche war durch ihre nunmehr ausgebildete Verfassung zu einer gesellschaftlichen Macht herangewachsen, die dem Staat ebenbürtig gegenüber trat und ganz offen von der Überwindung desselben sprach. Sollte der römische Staat in seiner heidnischen Fassung nicht untergehen, so mußte er um seine Existenz ringen. Decius, berauscht von dem Gedanken, die alte Herrlichkeit des Reiches wieder herzustellen, beschloß, das Christentum zu vertilgen. Nun wurde es jedes Beamten Pflicht, die Christen aufzusuchen und zum Opfern zu bringen. Die Bischöfe und Vornehmen sollten zuerst ergriffen werden. Es kam Methode in den Angriff. Die Gemeindeorganisation sollte zerrissen werden, um so die Kirche systematisch zu zerstören. Eine furchtbare Zeit trat ein, da Decius Nachfolger, Gallus und Valerian (251—260) ebenso fortwüteten. Viele Christen verleugneten, die Zeit der Ruhe hatte sie erschlafft. Aber Tausende blieben treu bis in den Tod auch unter großen Folterqualen, besonders die Bischöfe erwiesen sich als todesmutige Bekenner.

Unter Diokletian (385—405) beginnt nach einer 40jährigen Ruhezeit der letzte, umfassendste Angriff des römischen Heidentums auf die Kirche. Die Heiden fühlten die Macht derselben auf allen Seiten. Die Christen mögen äußerlich ein Zwölftel der Bevölkerung gebildet haben, aber sie waren überall vertreten, — der Kaiser am

Hof war von Christen umgeben. Eine christusfeindliche Hofpartei mit dem Schwiegersohn des Kaisers, Galerius, an der Spitze, wußte den alternden Diokletian für ihre blutigen Pläne zu gewinnen und so begann 303 ein förmlicher Vertilgungskrieg gegen die Christen. Die Edikte gegen sie kamen in steigender Schärfe. Die Kirchen wurden niedergerissen; die Geistlichen ergriffen, verbannt oder hingerichtet; die Bibeln sollten ausgeliefert werden; bald hieß es: Jeder, der nicht opfert, muß sterben. Das Blut floß in Strömen wie noch nie. Aber das erwünschte Ziel ward nicht erreicht. Diokletian trat ab 305, im Westen des Reiches stellte sein Mitkaiser, Konstantius Chlorus, die Verfolgung sofort ein, und auch im Osten mußte das Heidentum nach wenigen Jahren der innern Lebenskraft der Kirche erliegen.

---

8. Wie die Christen litten.

Die Leiden der Christen in diesen Verfolgungsperioden waren prüfendster Art. Sie erfuhren, was es heißt, einen gekreuzigten Christus als Meister zu verehren und als solche dazustehen, denen des Apostels Wort gelten konnte: „Zum Leiden seid ihr berufen.“ Schließlich blieb keins von den Ländern, in welche das Christentum Eingang gefunden, von den Verfolgungen verschont. Die Häuser und Güter der Christen wurden geplündert, so daß ganze Gemeinden mit ihren Lehrern in die Wälder und Wüsten flüchteten. Die Heiden ersannen alle möglichen Todesarten in ihrer Wut gegen sie. Viele mußten ihr Leben durch Hunger und Durst, Kälte und Krankheiten und wilde Tiere verlieren. Ohne Unterschied, ob Mann oder Weib, Kind oder Greis, wurden sie oft mit unmenschlicher Rohheit gequält. Man schlug sie mit Ruten und Keulen, riß ihnen die Glieder auseinander, setzte sie auf

glühende Stühle, zerriß ihnen den Leib mit eisernen Nägeln. Es finden sich Beispiele von entsetzlicher Grausamkeit. Ein Märtyrer hatte schon die Folter und glühende Platten ausgehalten, da ließ ihn der Richter über und über mit Honig bestreichen, die Hände auf dem Rücken zusammen binden und auf einen Ameisenhaufen werfen, wo er einen jämmerlichen Tod fand. Die Hinrichtung im Theater durch wilde Tiere oder auf dem Scheiterhaufen galt für human. Und das Publikum, das sich an solchem blutigen Schauspiel weidete, waren zumeist gebildete Römer, Leute, die mit hohem Pathos von Tugend und Weisheit redeten.

Und wie prüfend waren die innern Seelenkämpfe bei vielen! Da galt es, mit allem zu brechen, was einem in diesem Leben lieb und teuer ist. Männer nahmen Abschied von Weib und Kind; Mütter rissen sich los von ihren Lieblingen, um sich einem qualvollen Tode zu weihen. Tausende wurden in den Bergwerken in Jahre langer schwerer Arbeit hingeopfert. Da galt es auszuharren. Der Weg zur Freiheit wurde oft sehr leicht gemacht. Man brauchte nur einige Körner Weihrauch in das Kohlenbecken vor der Büste des Kaisers zu werfen und — man war ein freier Mann. Bestechliche Richter kamen den schwachen Christen noch weiter entgegen. Und es litten viele Schiffbruch in ihrem Glauben. Die meisten nicht. Es konnte bei den meisten wohl heißen: „Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen.“

Die Zahl der hervorragenden Märtyrer ist groß. Unter Trajan wurde Simon, Bischof zu Jerusalem, mehrere Tage nach einander gegeißelt und dann gekreuzigt, obgleich er schon ein Greis von 120 Jahren war. Ignatius, Bischof von Antiochien, wurde in Rom den wilden Tieren vorgeworfen, weil er „Christum in seinem Herzen

trage.“ Unter Mark Aurel starb der letzte Apostelschüler Polykarp, den Märtyrertod. Stürmisch verlangte das im Amphitheater versammelte Volk seinen Tod. „Hinweg mit dem Gottlosen!“ hieß es. Dieser stärkte sich durch ein zweistündiges Gebet zu seinem letzten Gange. Er weigerte sich, Christum zu fluchen, dem er 86 Jahre schon gedient. Wütend rief die Menge: „Das ist der Vater der Christen; der Zerstörer unserer Götter!“ und schleppte Holz zu seiner Verbrennung zusammen. Der greise Bischof verschied mit einem Dankgebet auf den Lippen, daß er gewürdigt werde, in dieser Weise an dem Kelche Christi teil zu nehmen. Zu Lyon und Vienne starben der Bischof Pothinus und viele andere. Hier sollten die Christen die ihnen zur Last gelegten Schandtaten bekennen. Den ganzen Tag wurden sie gemartert, so daß schließlich die Henker ermüdeten. Eine zarte Jungfrau, Blandina, wurde grausam gefoltert. Aber sie antwortete auf alle Fragen nur: „Ich bin eine Christin, und bei uns wird nichts Böses getan!“ Sogar ein Knabe von 15 Jahren bezeugte seinen Glauben. Einige hatten anfangs verleugnet, bekehrten sich aber im Gefängnis und wurden nun mit den andern hingerichtet. Ihre Leichen wurden verbrannt und die Asche in die Rhone gestreut. „Nun wollen wir doch sehen, ob sie auferstehen werden!“ spotteten die Heiden.

Unter Septimius Severus wurde in Afrika die Verfolgung so heftig, daß die Christen das Ende der Welt nahe glaubten. In Alexandrien starb Leonidas, der Vater des Origines; in Karthago zwei junge Frauen, Perpetua und Felicitas, die erst im Kerker getauft wurden. Unter Decius zeichneten sich besonders viele Christen durch ihren Todesmut aus, ein Gegengewicht zu den vielen Fällen von Verleugnung, die anfänglich vorkamen. In Rom starben vier Bischöfe in rascher Folge. In Ägypten ließ der Präfekt ein christliches Ehepaar neben einander ans Kreuz schla=

gen. Tagelang lebten sie noch am Kreuz und sprachen sich gegenseitig Mut zu. Unter Valerian besiegelte der Bischof Sixtus zu Rom seinen Glauben mit dem Tode. Ihm folgte sein Diakon Laurentius, der Heros unter den Märtyrern. Er wurde auf einem glühenden Rost langsam zu Tode geröstet. In Karthago starb Cyprian. Und wie viel Tausender Namen sind nicht überliefert. Der Herr kennt sie, denn der Tod seiner Heiligen ist wert gehalten vor ihm.

Das Märtyrertum zeigte die eigentliche Lebenskraft des Christenglaubens. Dem Heiden ist das irdische Leben das höchste Gut, der Tod das größte Unglück. Den Christen war Sterben ein Gewinn. Ruhig betend, dankend gingen sie zur Richtstätte. Es findet sich wohl bei einigen etwas von einer schwärmerischen Sehnsucht nach dem Tode. Ignatius spricht davon, man solle die Löwen küssen, die ihn zu zermalmen haben. Einige fanden es auch leichter, für ihren Glauben zn sterben als für ihn zu leben. Sehr ernst warnten Cyprian u. a. von solchen krankhaften Auffassungen. Im ganzen jedoch war der Märtyrertod der Erweis einer innerlich geläuterten Überzeugung. Darum ging man auch im Aufblick zu Gott auf den Kampfplatz und stärkten sich gegenseitig. In Karthago hielten die Verurteilten am Abend vor der Hinrichtung noch ein Mahl, eine Agape. Und dann — von Haß gegen ihre Feinde findet sich keine Spur. Das überwältigte oft die Heiden. In Ägypten führte ein Liktor eine Jnngfrau zum Richtplatz und schützte sie dabei vor der Rohheit des Pöbels. Sie verhieß ihm zum Lohn, daß er auch bald die Krone erlangen werde. Und wirklich, was er gesehen und gehört, ergriff ihn so, daß er sich bekehrte und den Christen bald im Tode nachfolgte. Das Blut der Märtyrer ward der Same der Kirche.

Die Katakomben sind als Begräbnisplätze der ersten Christen und teilweise auch als Versammlungsort in diesen

Zeiten berühmt geworden. Die meisten finden sich in Rom. Es sind dieses etwa 30 Fuß unter der Erde in den weichen Tuffstein hinein getriebene Gänge mit Nischen an den Seitenwänden für die Verstorbenen. Hier ward Bischof Sixtus verhaftet, als er mit einer kleinen Gruppe sich erbaute. Heute notiert man sich die an die Wände angebrachten Zeichnungen als die Anfänge einer christlichen Kunst. Da findet sich das Bild eines Weinstocks, eines Ankers, eines Hirten mit einem Lamm im Arm, eines Hirsches, dürstend nach Wasser, besonders eines Fisches, dessen griechischer Name "ichthus" die Anfangsbuchstaben von: „Jesus, Christus, Gottes Sohn, Heiland" enthalten. Es sind diese Symbole Bekenntnisse der inneren Gesinnung der Christen aus diesen Tagen der Prüfungen und Leiden.

---

9. Apologeten und Lehrer.

Die christlichen Apologeten sind nach den apostolischen Vätern die ersten in der Reihe derjenigen Träger der Kirche, welche es unternahmen, den großen Reichtum der Erkenntnis derselben wissenschaftlich zu bearbeiten und literarisch darzustellen. Es traten aber immer mehr auch solche Männer zum Christentum über, welche eine philosophische Bildung mitbrachten, besonders unter Hadrian und Antonius Pius; andrerseits fingen um diese Zeit auch die heidnischen Gelehrten an, von den Lehren und Einrichtungen der Kirche Notiz zu nehmen und sich mit den über die Christen cirkulierenden Gerüchten zu beschäftigen, ja das Christentum in gehässiger Weise anzugreifen. Da traten ihnen nun um die Mitte des zweiten Jahrhunderts eine Reihe geschulter Männer entgegen, welche durch ihre Apologien, d. h. Verteidigungsschriften, nach zwei Seiten hin bedeutend wirkten: einmal weisen sie die gegen die Christen gemachten Beschuldigungen zurück und klären die

Heiden über das eigentliche Wesen der Kirche auf, und andrerseits begründen sie dadurch eine christliche Wissenschaft, indem sie das Verhältnis zwischen dem Christentum und der Philosophie, der höchsten geistigen Leistung des Heidentums, auseinandersetzen. Die bedeutendsten Apologeten sind: Aristides, Quadratus, Melito von Sardes, Justinus — später auch Origines, Tertullian u. a. **Justinus** ist wohl der bekannteste geworden. Er war zu Sichem bei Samaria von heidnischen Eltern geboren und hatte in seiner Kindheit Gelegenheit, die Bekenntnistreue der Christen zu beobachten, welche unter Bar Cochba starben. Er bekam da den ersten tiefen Eindruck von der Lebensmacht des Christenglaubens. Von Durst nach Wahrheit getrieben, besuchte er die Lehrer der verschiedenen philosophischen Systeme. In Plato's Ideen meinte er schließlich, den Weg zur Wahrheit entdeckt zu haben und gab sich nun stillen Betrachtungen hin, wie das Plato verlangt. Da traf ihn, als er einst am einsamen Meeresstrand wandelte, ein christlicher Greis und sagte ihm, daß bloßes Nachdenken ohne praktische Übung im Guten nicht zu einer befriedigenden Erkenntnis führen könne und wies ihn auf die Schriften der Propheten und auf Christus hin. Justin suchte und fand — in Christo den Frieden seiner Seele. Er diente jetzt als Christ im Philosophenmantel seinen Brüdern, indem er den Heiden ihr Unrecht vorhielt, das sie in der Verfolgung derselben begingen. **Seine Schriften** verteidigen nicht nur die Christen, sondern er greift in denselben auch die Heiden an, deckt ihnen ihre tiefe Unsittlichkeit auf und zeigt ihnen das Lügengewebe ihrer Göttergeschichten. Insonderheit aber bemüht er sich, die Heidenwelt dem Christentum näher zu bringen, weist nach, wie die besten Gedanken seiner Denker Anklänge an die christliche Wahrheit enthalten und zum teil das schon ausdrücken, was in der christlichen Erkenntnis in seinem ganzen Reich-

tum gegeben ist. Im Heidentum schon sind Lichtelemente enthalten; es sucht — Christus. Durch seine ganze Apologetik geht ein Ton gewinnender Liebe hindurch, der zu der Bitterkeit, mit welcher die Heiden den Christen begegneten, einen ergreifenden Kontrast bildet. In einer Schrift bringt er einen Dialog mit einem Juden Tryphon, in welcher er die jüdischen Einwände gegen Christum als den Messias widerlegt. Vor Gericht fragte ihn der Präfekt höhnisch, ob er nach seinem Tode in den Himmel aufsteigen werde. Nachdem Justin das bejaht, wurde er gegeißelt und enthauptet. 166.

Clemens von Alexandrien war weniger Apologet als Lehrer der christlichen Wahrheiten in einer Anstalt, welche hier von einem gewissen Pontänus gegründet worden war, um gebildeten Heiden das Christentum zu erklären. Daraus entstand die sogenannte Katechetenschule, in der christliche Prediger erzogen wurden. In Alexandrien konnte man die Philosophie nicht einfach ignorieren, man mußte sich mit ihr auseinandersetzen. Clemens hatte sich nun auf weiten Reisen eine umfassende philosophische Bildung erworben und, zu Christo bekehrt, versuchte er, der heidnischen Philosophie ein christliches Erkenntnissystem, eine christliche Gnosis, entgegenzusetzen. Diese sollte den Glauben zur Voraussetzung haben und nun den Lernenden zu einem tiefern Verständnis der christlichen Wahrheit anleiten. Diese Erkenntnis sollte ihn auch zu reichern Kräften führen, nach Joh. 17, 3. Leider ließ man in diesem ersten Versuch, das Christentum denkend zu begreifen, die heidnische Philosophie zu sehr zu Wort kommen. Sonst ist Clemens noch berühmt als der erste christliche Hymnendichter. Er starb 220.

Origenes, geb. 185, ist der bedeutendste Lehrer der alexandrinischen Schule geworden. Als Jüngling besuchte er den Unterricht des Clemens, hörte daneben aber auch

die Vorträge des Philosophen Ammonius Sakkas, machte sodann weite Reisen, erlernte auch das Hebräische und widmete sich, zurückgekehrt, dem Lehrerberuf mit hingebendster Treue, indem er auch seine Mutter und Geschwister zu versorgen hatte. Er übte strenge Askese und konnte trotzdem so anstrengend arbeiten, daß man ihn den „Diamantenen“ nannte. Es hieß von ihm, daß er mehr Bücher geschrieben habe als ein Mensch lesen könne. Von dem Bischof Demetrius wohl aus Neid vertrieben, ging er nach Caesarea und eröffnete hier eine Schule. In der Verfolgung unter Decius wurde er gefoltert und starb an den Folgen daran zu Tyrus 254.

Seine Schrift gegen Celsus ist besonders wichtig. Dieser war ein erbitterter Christenfeind und schrieb als solcher um 150 ein Werk „Wahres Wort,“ in welchem er die Geschichte und Lehren des Christentums aufs heftigste angreift. Er kennt beides genau und zeigt in der Verhöhnung desselben großen Scharfsinn, so daß er im Grunde schon alles das vorbringt, was in neuerer Zeit gegen die christliche Religion ins Feld geführt wird. Erst läßt er einen Juden auftreten und die Kirche verspotten und dann kommt er mit den Einwürfen vom heidnischen Standpunkt aus. Christus ist ihm ein bloßer Mensch, der in Ägypten Zauberei gelernt und dann seine Jünger betrogen habe. Er hat viel Böses getan, nur gibt Celsus nicht an, was. Christi Auferstehung hält er für erdichtet. Am meisten ärgert es ihn, daß ein Gott habe vom Himmel herabkommen müssen, um die Menschen zu erlösen; denn von Sünde will er nichts wissen. Ebenso höhnt er darüber, daß das Christentum nicht eine Religion neben andern, sondern die einzig wahre sein will. Schließlich läßt er sich doch dazu herbei, den Christen den Vorschlag zu machen, sie dürfen ihren Glauben behalten, wenn sie daneben auch den Kaiser gött-

lich verehren wollen. Celsus ist sich eben in seinem Glauben selbst nicht sicher. Sein Werk ist verloren gegangen, aber es läßt sich aus den Widerlegungen des Origenes herauslesen. Dieser widerlegt ihn sehr gründlich. Gründlicher noch ist aber Celsus durch die Geschichte vernichtet worden; denn der Christenglaube hat das Heidentum besiegt trotz allen Anstrengungen, die es gemacht hat, sich zu halten.

In seinen andern Schriften stellt aber Origenes leider viele Behauptungen auf, die schon damals Widerspruch erregten und ihn überhaupt zu einer sehr zweifelhaften Autorität machten. Er gestattete der Philosophie einen viel zu weitgehenden Einfluß auf seine Auffassung der biblischen Wahrheiten. In der Auslegung der Bibel unterschied er einen dreifachen Schriftsinn, den grammatischen, moralischen und mystischen; denn sie gleicht ihm einem Wasser, in dem ein Lamm waten könne und ein Elefant schwimmen müsse. In der Anwendung des dritten Schriftsinnes übte er die allegorische Exegese, so daß er das Leben Jesu aus dem Buche Josua herausdeutete. Im Anschluß an die platonische Philosophie lehrte er die Präexistenz der Seele und trat zu gunsten der Kindertaufe auf, indem die Taufe den Menschen von der Schuld reinigen sollte, die er von seinem vorzeitlichen Fall her an sich habe. An die Auferstehung des Fleisches glaubte er nicht, sondern lehrte, daß die Seligen drüben von dem Stofflichen ganz loskommen würden, das sie mitnähmen. Ebenso redete er von einer Wiederbringung aller Dinge und ähnlichen unzuverlässigen Erkenntnispunkten. Sein genialer Versuch, das Christentum denkend zu durchdringen und philosophisch darzustellen, ist daher nicht als geglückt beurteilt worden. Er regt mehr zum Forschen und wohl auch zum Grübeln an, als daß er ein sicherer Führer sein kann. Der alexandrinischen Schule trat bald die soge-

nannte antiochenische entgegen, welche eine streng grammatische Schriftauslegung übte, dabei aber oft am bloßen Buchstaben hängen blieb.

---

10. Gemeindeleben.

In der Verfassung der Gemeinden kam es im zweiten und dritten Jahrhundert zu umfassenden Weiterbildungen, welche die ganze äußere Erscheinung der Kirche wesentlich veränderten. Jemehr die Geistesämter, Apostel, Propheten und Lehrer, in Verfall gerieten, desto allgemeiner ging das Lehramt und die Leitung der Kirche an das Gemeindeamt über. In der Apostelzeit hatten die Ältesten zunächst die Aufsicht geübt, nun wurde ihnen bald in allen Fällen auch das Amt des Wortes übertragen. Es währte auch nicht lange, da hieß nur noch einer von ihnen Bischof, nämlich derjenige, welcher den Vorsitz führte. Bald ging nun das eine Amt in zwei auseinander, zuerst in judenchristlichen Gemeinden, bald auch in andern. Um 150 schon steht fast an allen Gemeinden ein Bischof an der Spitze, dem die andern Ältesten untergeordnet sind. Man zog die jüdische Hierarchie herbei um sie als Vorbild dienen zu lassen und verglich den Bischof mit dem Hohenpriester, die Presbyter mit den Priestern, (Priester ist aus Presbyter entstanden), die Diakonen mit den Leviten. Einige Zeit freilich durften auch die Presbyter noch die kirchlichen Funktionen, wie Taufe und Abendmahl, vollziehen, wenn auch mit Genehmigung des Bischofs, bald aber gingen dieselben als sein ausschließliches Vorrecht auf ihn über. Wohl sollte er an den Rat der Presbyter gebunden sein und seine Ernennung derselben mußte die Bestätigung der Gemeinde erhalten. Aber schon um 200 ist die Ansicht allgemein, daß der Bischof der Inhaber der Schlüsselgewalt und der Träger der rechten Lehre sei. Um mit

Christus volle Gemeinschaft zu haben, muß auch der einzelne Christ unbedingt mit dem Bischof und dem äußern Beamtenwesen der Gemeinde richtig verbunden sein. Damit wächst die Kirche in ihrer äußern sichtbaren Erscheinung zu einer Heilsvermittlerin heran.

Der Zusammenhang der Gemeinden unter einander bildete auch ein festes System heraus. An die Stadtgemeinden schlossen sich die Landgemeinden an und bald standen sie dem Bischof der Stadt untergeordnet da. Damit ging die Leitung der Gesamtkirche, welche die Apostel in Händen gehabt hatten, auf die Bischöfe über, diese berieten auf gemeinsamen Synoden die Angelegenheiten der Kirche und stellten in ihren Beschlüssen die richtige Lehre der Kirche fest. Auf solchen Synoden führte der Bischof der Hauptstadt der Provinz den Vorsitz, das gab ihm ein gewisses Ansehen unter den andern Bischöfen. Eine besondere Würde genossen auch die Bischöfe der Gemeinden von Antiochien, Ephesus und Rom, weil hier die Apostel lange gewirkt und ihre Tradition sich hier besonders rein erhalten haben sollte. Aus dem Verband der Landgemeinde mit dem Bischof der Stadt entstand die Diöcese; aus den Zusammenkünften der Bischöfe einer Provinz entstanden die Provinzialsynoden. Was nun die Bischöfe in ihrer Gesamtheit entschieden, das wurde bald für jeden als bindend angesehen. Damit war die katholische, d. h. allgemeine Kirche fertig, welche in ihrer äußern Organisation dem jüdischen Priestertum und dem römischen Staate nachgebildet war und ohne weiteres einen Bund mit dem letzteren eingehen konnte.

In der Lehre hielt die Kirche an den Schriften des Alten Testaments und den von den Aposteln überlieferten Reden des Herrn fest, und erkannte immer entschiedener in den Neutestamentlichen Schriften das feste prophetische Wort, an welchem jede Lehre zu messen sei, schließlich auch die mündliche Tradition. Es war natürlich, daß die Kirche

das ihr anvertraute reiche Gut der Erkenntnis denkend zu durchdringen und zu ordnen suchte, hier aber auch zu lernen hatte, daß manche biblischen Lehren weit mehr Sache der Anbetung als des verstandesmäßigen Begriffes seien. Das zeigte sich besonders in den Verhandlungen über das Verhältnis Christi zu Gott dem Vater. Die älteren Kirchenlehrer dachten sich sehr einfach Christus als dem Vater subordiniert, ohne diese Ansicht weiter zu verfolgen. Im dritten Jahrhundert wurde sie angegriffen von Praxeas und Sabellius, die aber beide erst recht irre gingen. Ersterer betonte die Einheit Gottes so, daß nach ihm der Vater gelitten haben mußte, nicht der Sohn. Seine Anhänger hießen Patripassianer. Letzterer verglich den Sohn Gottes und den heiligen Geist mit den beiden Wirkungen der Sonne, Licht und Wärme, nahm ihnen damit aber die Persönlichkeit. Gegen beide trat die Kirche auf und erklärte ihre Ansichten für Häresien.

Der Gottesdienst wurde vielseitiger und ceremonienreicher. Zuerst zog man in den Verfolgungen den allgemeinen Gottesdienst am Morgen, dem auch Heiden beiwohnen durften, und den engern Gemeinde-Gottesdienst am Abend, wo Agape und Abendmahl gefeiert wurden, zusammen, um den Verleumdungen der Heiden zu entgehen und kam nur morgens zusammen. So zerfiel nun der Gottesdienst in zwei Teile; dem erstern durften auch die Heiden, Katechumenen und Abgesonderte beiwohnen. Der erste Teil bestand aus Gesang, Gebet, Vorlesen von Abschnitten aus dem Alten Testament; den Evangelien und Episteln, Predigt und Gemeindegebet. Justin bemerkt, daß man responsorisches Lesen geübt habe. Zur Predigt wurde lange noch irgend ein begabter Bruder als Lehrer zugelassen, später durften nur die Presbyter und der Bischof auftreten. Der zweite Teil des Gottesdienstes war nur für die Gemeinde bestimmt. Er begann mit dem Bru=

derkuß und bestand in der Feier des heiligen Abendmahls. Schon Justin kennt die Agape nicht mehr. Sonst hatte man noch Betgottesdienste in der Woche, besonders am Mittwoch und Freitag. Als Jahresfeste feierte man Ostern und Pfingsten und mit dem dritten Jahrhundert das Epiphanienfest. Im zweiten Jahrhundert kam es zu dem sehr lebhaften Osterstreit, indem die kleinasiatische Kirche den Todestag Christi immer am 14. Nisan, die römische immer an einem Freitag feierten. Beide beriefen sich auf so getroffene apostolische Anordnung. Schließlich siegte die römische Praxis. Die Taufe erhielt sich zunächst in ihrer hohen Bedeutung. Die Täuflinge, Katechumenen, wurden lange sorgfältig unterrichtet und legten vor der Taufe ein persönliches Glaubensbekenntnis ab. Dann erst übergab ihnen die Gemeinde das von ihr verfaßte kurze Bekenntnis. Hieraus ist das sogenannte apostolische Symbolum erwachsen. Der Taufhandlung ging die Teufelaustreibung voran. Dann wurde sie verschiedenartig vollzogen. Die „Lehre der zwölf Apostel" ordnet Untertauchen, Begießen und Besprengen an, jenachdem Wasser vorhanden ist. Nach der Taufe folgte die Salbung. Unter lebhaftem Widerspruch bürgerte sich von 150 an die Kindertaufe ein. Den Glauben der Kinder bekannten dann Sponsores, Paten. Ostern und Pfingsten waren beliebte Taufzeiten.

Als Versammlungsorte benutzten die Christen Privathäuser, Höhlen und andere Zufluchtsstätten in den Verfolgungen; in den ruhigen Jahren wurden aber auch schon viele Kirchen gebaut. Sie hatten die Form eines Kreuzes und standen von Osten nach Westen. Im östlichen, weiten Raum saßen der Bischof mit den Ältesten, vor ihnen stand der Abendmahlstisch. Im mittleren Teil befand sich die Gemeinde. Am Eingang, dem westlichen Ende, durften die Katechumenen und Heiden sich aufhalten. So glich

das Kirchengebäude einem Schiff, das diejenigen aufnahm, welche sich aus den wilden Wassern der Heidenwelt herausretten ließen.

Die Gemeindezucht war in vielen Fällen streng. Solche, die offenbare Sünden begangen hatten, welche sie ohnehin von Christus und seinem Volke ausschlossen, wurden mit den Heiden auf eine Stufe gesetzt. Neben Diebstahl, Ehebruch u. s. w. gehörten auch die Verleugnung seines Glaubens und die Vertretung von Häresien zu diesen Sünden. Die Ausgeschlossenen mußten sich einer strengen Bußdisciplin unterwerfen; an der Kirchtür stehend, mußten sie die Gemeinde um Gnade anflehen, dann durften sie der Predigt beiwohnen u. s. w., bis sie nach abgelegtem Sündenbekenntnis mit dem Bruderkuß wieder aufgenommen wurden. Dieser Stufengang zog sich oft Jahre lang hin; nur bei Totkranken durfte der Bischof die Sache kürzer machen.

Das sittliche Leben der Christen war im ganzen ein Erweis der Wahrheit ihres Bekenntnisses. Wer einen Beruf geführt, der sich für einen Christen nicht schickte, z. B. Schauspieler u. dgl. gewesen war, der mußte ihn aufgeben. Die Gemeinde verhalf ihm zu einem neuen Broterwerb. Das Christentum gab der Arbeit, dem Weibe, dem Kinde, dem Sklaven seine Würde. Treulich sorgte man für Kranke, Gefangene und Arme. Die Heidenwelt ist eine Welt ohne Liebe. Bei den Christen fand sie sich in reicher Ausprägung und gab ihnen damit das Zeugnis der wahren Jüngerschaft unsers Herrn.

---

11. Die Kirche im Kampf mit Irrtümern.

Der Boden, auf welchem sich die Kirche entwickelte, war teils das Judentum mit seiner pharisäisch gearteten Fassung, teils das Heidentum mit seinem Götzendienst, seiner Unsittlichkeit, aber auch seiner regen Geistesarbeit in den

vielen philosophischen Systemen und religiösen Kulten jener Tage. Nun traten nicht nur solche der Kirche nahe und in sie über, welche mit dem alten Wesen völlig brachen und somit im Christentum die höchste Weisheit fanden, sondern auch solche, deren Bekehrung und Heiligung nicht tief genug ging und die nun den Versuch machten, ihre alten jüdischen oder heidnischen Anschauungen auf dem Gebiet der christlichen Erkenntnis geltend zu machen. So entstanden irrtümliche Richtungen, welche der Kirche viel zu schaffen machten.

Die Ebioniten waren ins alte Judentum zurückgefallene jüdische Christen, welche die Beobachtung des äußern Gesetzes als Bedingung zur Seligkeit betrachteten. Sie hielten Christum für einen bloßen Menschen, der bei seiner Taufe mit dem heiligen Geist begabt worden sei, so daß er Wunder verrichten konnte. Das Gesetz habe er von den pharisäischen Zutaten gereinigt und so sei er der Reformator des Judentums geworden. Weil er es sodann ganz erfüllt habe, so sei er zur messianischen Würde erhoben worden. Paulus galt ihnen für einen Abtrünnigen. Sie hielten sich in Palästina und zerstreut in den großen Städten. Aus dieser Richtung gingen die Clementinen hervor, Schriften, in welchen das Christentum als der gereinigte Mosaismus hingestellt wird mit dem Apostel Petrus als Träger dieser Anschauung. Die Richtung ist schließlich verkümmert.

Der Gnosticismus war eine Richtung, welche von philosophisch gebildeten Heidenchristen ausging, deren Anschluß an die Kirche aber ein rein äußerlicher war. In seinen Anfängen finden wir auch Judenchristen als seine Träger, so den Cerinth in Ephesus um d. J. 100, der Christum für einen bloßen Menschen hielt, in dem der heilige Geist bei seiner Taufe Wohnung genommen, ihn am

Kreuze aber wieder verlassen habe. Aus heidnischen Kreisen kamen Basilides in Alexandrien, um 130, Valentinian in Rom, um 140; dann Marcion, um 150 Herakleon, Tatian u. a. Dem Christentum am nächsten stand Marcion, der Sohn eines Bischofs in Sinope, der von seinem Vater aus der Gemeinde ausgeschlossen wurde. Er ging nach Rom, führte ein streng sittliches Leben in großer Armut und trug einem kleinen Kreise seine Lehre vor. Er verwarf das Alte Testament, ließ nur Paulus als Apostel stehen und von den Evangelien nur das des Lukas gelten, das er sehr verstümmelte, indem er alle die Stellen beseitigte, welche von der göttlichen Würde Christi handeln. Nach ihm war Christus plötzlich zu Kapernaum in einem Scheinleib erschienen und hat den guten Gott geoffenbart. Wie scharf Marcions Lehre verurteilt wurde, zeigt seine Begegnung mit Polykarp. Er fragte ihn, ob er ihn kenne, — und der Bischof erwiederte: „Jawohl, ich kenne den Erstgebornen des Satans.“

Die Hauptzüge des gnostischen Systems sind schwer darzustellen, indem es mit den verschiedensten religiösen Ideen durchsättigt ist. Gnosis meint Erkenntnis und das Gemeinsame der Richtung liegt darin, daß man das Wissen hoch über den Glauben setzte. In sittlicher Beziehung war man lax. Der Gnostiker fragte nicht: „Wie werde ich selig?“ sondern nach dem Ursprung der Welt und des Bösen und der Herstellung der ursprünglichen Weltordnung. Man dachte sich Gott als einen unpersönlichen Urgrund, dem eine Reihe von Kräften entströmen, Äonen genannt. Gott gegenüber besteht die Materie und in sie fällt einer der Äonen hinein, und so entsteht eine Mischung von Gutem und Bösem; denn das Böse ist die Materie. Einer der Äonen bildet aus dieser Mischung unsere gegenwärtige Welt, in der auch die Menschen Materie und Lichtstoffe an sich tragen. Nun kommt Christus und zeigt, wie der Mensch von dem ihm an-

haftenden Stoff befreit werden kann. Darin besteht die Erlösung. Da ist also die ganze Heilsgeschichte nur Schein, eine Allegorie, und nicht die Tatsachen sind das Wichtigste, sondern die Philosophie, welche sie deutet. Dann ist Christus nur ein Scheinchristus; es gibt keine Sünde, sondern nur einen Stoff, von dem sich der Mensch durch die Gnosis losringt. Auf solche Weise trug gleichsam das Heidentum der Kirche einen Bund an. Und im dritten Jahrhundert wiederholte sich derselbe Vorgang, indem sich das Heidentum im Neuplatonismus noch einmal zusammenraffte, sich in Appollonius von Tyana einen Wundertäter und Heiland schuf, um mit solchen christlich zugestutzten Ideen und Geschichten die Christen zu gewinnen und die edelsten Stücke der heidnischen Philosophie mit dem Christentum zu verschmelzen.

Die Kirche ließ sich durch diese im fesselnden Glanze rhetorischer Darstellung auftretende Zeitströmnng nicht beirren, vielmehr erfaßte sie im Kampf mit derselben ihre innere Kraft und den Unterschied ihrer Erkenntnis von jedem menschlichen Bildungsstoff. Der Christenglaube ist nicht Philosophie, sondern innere *Erfahrung*, innere Heilsgewißheit, während die Philosophie in Zweifel und Ungewißheit endigt. Die Kirche lernte gegenüber der phantastischer Spekulation der Gnostiker die einfachen geschichtlichen Tatsachen als das Fundament des Christentums betonen und kam so zu jenen einfachen Bekenntnissätzen, welche wir in ihrer abgerundeten Form im sogenannten Apostolikum finden.

Der Montanismus war eine Reaktion auf dem Boden der Kirche gegen laxes, sittliches Wesen und zu einseitige Betonung des bischöflichen Amtes, wie sich dieselbe im Kampf mit dem Gnosticismus herangebildet hatte und wodurch jede freie Geistesbewegung verhindert wurde. Der

Stifter desselben war Montanus in Phrygien, um 150, ein gewesener Priester der Cybele, der zu Christus bekehrt, nun auch in der Kirche Seher und Prophet sein wollte. Mit seinen richtigen Protesten gegen den Mangel in der Kirchenzucht verband er ein extravagantes Treiben und zeigte damit, daß er etwas vom heidnischen Sauerteig mit herübergenommen hatte in sein Christentum. Er erklärte sich für den Paraklet, den „Tröster," stellte seine Aussprüche über Christi Worte, weissagte die baldige Wiederkunft des Herrn und erklärte seinen Wohnort Pepuza für den Bergungsort der Gläubigen. Er betonte das Prophetenamt und das allgemeine Priestertum, verbot eine zweite Ehe, jede Flucht in Verfolgungen und die Wiederaufnahme eines aus der Gemeinde Ausgeschlossenen. Auf gewisse Äußerlichkeiten legte er großes Gewicht, z. B. die Verschleierung der Jungfrauen. Ebenso verdammte er jede Wissenschaft und Kunst. Mit ihm traten zwei Prophetinnen auf, Priscilla und Maximilla, die in abgebrochenen Lauten die Eingebungen des Geistes wiedergaben. Auf manche Gemüter machte der Montanismus tiefen Eindruck. Er gewann Anhänger in Kleinasien, Italien, Gallien und Nordafrika. Hier trat Tertullian für ihn ein. Die Kirche im ganzen bekämpfte ihn, weil seine richtigen Punkte zu sehr von seinen Übertreibungen verdeckt wurden. Die Kirche muß vor allem nicht nur den Ernst zeigen, der da ausschließt, sondern auch die vergebende, suchende Liebe, die da einschließt. Und weiter ist es ihre Aufgabe, Christi Worte verstehen zu lernen und sie zu üben, nicht aber sie zu meistern.

Das Mönchtum muß auch als eine Verirrung angesehen werden, obschon die Kirche es im ganzen begünstigte. Es war mehr ein Zurückfallen in die heidnische Beschaulichkeit und Askese als ein Erweis nüchternen, lebendigen Christentums. Ein Antonius und Pachomius, um 250 und 270 sind ja die Bahnbrecher dieser Richtung. Manchen ist das

Mönchsleben zum Segen geworden; besonders denjenigen, welche es nur zeitweilig übten und sich dabei vor Müßiggang und geistlichem Hochmut hüteten. Im ganzen war es eine unbiblische Weltflucht — im Gegensatz zur Weltüberwindung.

---

12. Bedeutende Kirchenväter.

Kirchenväter nennt man die bedeutendsten Lehrer und Träger der Kirche nach den apostolischen Vätern. Mit ihnen, und das ist etwa um 170, beginnt die Zeit der sogenannten altkatholischen Kirche. Was wir nämlich in den Schriften dieser Männer finden, das sind im allgemeinen die Glaubensansichten der ganzen Kirche. Zwei Säulen waren es, auf welchen der Bestand derselben in dieser Zeit ruhte: die heilige Schrift und das Bischofsamt. In den ernsten Lehrkämpfen erkannte man klarer als vorher die entscheidende Bedeutung der neutestamentlichen Urkunden und machte sich an das genaue Studium derselben, indem sich auch die Häretiker auf sie beriefen. Bezüglich des bischöflichen Amtes kam es aber bald zu Ansichten und Einrichtungen, die, wie wir gesehen haben, das apostolische Gemeinde-Christenthum zerstörten.

Irenäus, d. h. der Friedsame, bewies in anziehender Weise, daß er seinen Namen mit Recht trug. Er war ein kleinasiatischer Grieche, ein Schüler Polykarps, der mit seiner Gemeinde aus Smyrna nach dem südlichen Gallien übersiedelte, derselben lange als Presbyter und nach dem Tode des Pothinus 176 als Bischof diente, bis auch er 202 den Märtyrertod erlitt. In seiner wechselvollen Lebensführung lernte er die verschiedenen Richtungen seiner Zeit gründlich kennen und verband in seiner Beurteilung derselben morgenländische Liebe zur Forschung und Freiheit mit abendländischer Festigkeit.

Seine Schriften zeigen uns die Erkenntnisstufe der

Kirche am Schluß des zweiten Jahrhunderts. Das Neue Testament ist ihm eine Erweiterung des Alten. Die Kirche ist ihm der Wirkungsort des heiligen Geistes. Sie entfaltet sich in Bekenntnis und Leben. Er gibt auch das Glaubensbekenntnis, aber es ist noch nicht so vollständig wie das spätere sogenannte Apostolikum. Die Träger der Lehre sind ihm die Bischöfe; diesen habe Gott in besonderem Maß die Gabe der Wahrheit verliehen. Dem Bischof Roms erkennt er eine besondere Bedeutung zu. Christi Tod ist ihm eine Bezahlung für die Sünden, diese sei aber dem Satan geleistet worden. Mit seinem Leiden habe Christus sonst die Menschen nur von seiner Liebe überzeugen wollen. Im heiligen Abendmahl sah er eine Speise für die Unsterblichkeit; durch die Einsetzungsworte werde Christi verklärter Leib mit den äußern Elementen verbunden.

Gegen die Gnostiker schrieb er ein Werk in fünf Büchern. Die Montanisten beurteilte er milde, billigte ihr Streben nach reinen Sitten und hohen Geistesgaben, trat aber auch sehr offen gegen ihre unnüchternen Ideen auf. Ihm war es um eine einfache, praktische Frömmigkeit zu tun. Als der römische Bischof Viktor die kleinasiatischen Gemeinden von der Kirchengemeinschaft ausschloß, weil sie in der Osterfeier von der in Rom üblichen Praxis abwichen, da ruhte er nicht eher, als bis dieser seine unbrüderliche Erklärung wieder zurückzog.

Tertullian war wohl der bedeutendste Kirchenvater in Nordafrika zu seiner Zeit † 230. Sehr wesentlich hat er die abendländische Theologie bilden helfen. Er durchlebte eine wilde Jugendzeit, erwarb sich aber die Bildung eines Rechtsgelehrten. Das mutige Streben der Christen für ihren Glauben erfaßte ihn tief und er erlebte eine plötzliche Bekehrung. Mit einem Ruck brach er mit Sünde und Welt und weihte sich Christo. Er meinte nun, das sei

die einzig richtige Art der Bekehrung und so stellte er den Satz auf: „Christ wird man nicht durch Geburt, sondern durch ein Ereignis.“ Er wurde bald Presbyter der Gemeinde in Karthago und wirkte in großem Segen. Er schloß sich dem Montanismus an, reinigte ihn von vielen seiner Auswüchse nnd betonte namentlich dessen Sittenstrenge und ernste Kirchenzucht, so daß auch er keinen aus der Gemeinde Ausgeschlossenen wieder aufnehmen wollte. Er geriet darüber in einen lebhaften Streit mit dem römischen Bischof Zephirinus, der da meinte, der Bischof könne sogar Todsünden vergeben. Tertullian sah aber die Gefahr des damaligen laxen Christentums und eiferte gegen die einreißende Putzsucht und anderes weltliches Wesen. Gegen die Kindertaufe trat er sehr entschieden auf, ebenso gegen den Kriegsdienst der Christen. Zu weit ging er in der Verwerfung der äußern Bildung, die ihn selbst befähigte, als Schriftsteller der Kirche zu nützen. Ebenso hielt er die Leiden der Märtyrer für verdienstlich und meinte, daß alles das unrecht sei, was nicht gerade in der Schrift geboten wäre. Aber er erwartete die Ankunft Christi in nächster Zeit; Rom und die Verfolgungen werden fortdauern bis zum nahen Ende. Das alles gab seinen Anschauungen einen düstern Anstrich.

Als Apologet ist er besonders dadurch berühmt, daß er das Christentum nicht nur verteidigt, sondern die Heiden in ihrem Irrtum angreift. In sehr lebhafter Weise handelt er von den ungerechten Beschuldigungen gegen die Christen, der Torheit des Heidentums und den Vorzügen der christlichen Religion. Besonders schön und ergreifend ist es, wie er das sittlichreine Leben der Christen schildert. Die Frau wird die Genossin des Mannes; sie sorgt für ihre Kinder, für Kranke und Arme; die Dienstboten und Sklaven werden wie Brüder behandelt. Die große innere Umänderung bekundet sich also in der äußern Lebensführung. Tertullian zeigte im

Heiden aber auch, wie Justin, den nach Gott dürstenden Menschen, und bezeugt, daß die Menschenseele von Natur eine Christin sei. Überhaupt sind seine Bücher voll tiefer Empfindungen, wenn sie auch der Ordnung ermangeln.

Cyprian, aus einer angesehenen heidnischen Familie Karthagos, war zum Rhetoren und Juristen ausgebildet worden und verlebte eine lustige Jugendzeit. Erst im reifen Mannesalter wurde er Christ, das aber auch mit ganzer Seele. Recht ergreifend schildert er seine Empfindungen bei seiner Taufe: „Reines Licht strömte von oben herab in meine versöhnte Brust.“ Sehr eifrig studierte er die Bibel und die Schriften Tertullians, verschenkte seine Güter und führte ein asketisches Leben, und bald wählte ihn die Gemeinde zum Presbyter und Bischof.

Sein amtliches Leben war voller Kämpfe. In der Verfolgung unter Decius fielen die Christen scharenweis ab. Cyprian schloß solche ohne weiteres aus der Gemeinde aus. Sie erhielten die Bezeichnung "lapsi," Gefallene, und zerfielen in mehrere Klassen, je nachdem sie persönlich geopfert oder sich Scheine gekauft, als ob sie geopfert hätten u. s. w. Andrerseits wurden die "Confessores," Bekenner, d. h. diejenigen, welche Marter ausgestanden hatten, aber mit dem Leben davon gekommen waren, maßlos verehrt. Man erlaubte ihnen, die Gefallenen in die Gemeinde aufzunehmen, ohne diese und den Bischof zu fragen. Cyprian lebte längere Zeit in einem Versteck, da er die Flucht nicht für unrecht hielt und leitete und tröstete von da aus die Gemeinde durch Schreiben. Nach 14monatlicher Abwesenheit kehrte er jedoch zurück und machte nun mit großem Nachdruck seine Auffassung von der Autorität eines Bischofs geltend. Er allein wollte die Ausgeschlossenen aufnehmen, ohne Presbyter und Gemeinde zu fragen; ebenso wollte er die Ver-

teilung der Armengelder bestimmen und alle Ordinationen vollziehen.

Eine Spaltung seiner Gemeinde war die Folge solcher Ansprüche. Ein Teil der Presbyter mit einer ziemlichen Gliederzahl gründeten eine neue Gemeinde, in welcher der Bischof nicht so monarchisch herrschen sollte. Sie verband sich mit einer ähnlich entstandenen römischen Gemeinde unter der Führung eines Presbyters, Novatianus. Da sie auf strenge Kirchenzucht drangen, so nannte man sie die Reinen, Katharoi. Reste von ihnen erhielten sich bis ins 6. Jahrhundert.

Seinen Kirchenbegriff entwickelte Cyprian nun in einer besondern Schrift, in der er die unsichtbare Kirche mit der sichtbaren sich deken läßt und die Bischöfe als die Träger derselben hinstellt, indem der heilige Geist durch sie rede. Der äußern Kirche muß daher jeder angehören, welcher Christo angehören will. Damit rückt er die Kirche zwischen den Menschen und Christus und sagt nun: „Außer der Kirche ist kein Heil.“ Auf einer großen Synode wurden die Novatianer von der Kirche ausgeschlossen und ihre Taufe für nichtig erklärt. Darüber geriet aber Cyprian in Streit mit dem römischen Bischof, in dem er unterlag. Sonst aber blieb seine hochkirchliche Ansicht herrschend. Damit waren eine Reihe der römischen Rechtsbegriffe auf die Kirche übertragen. Cyprian war ein Kirchenfürst; aber auch ein Hirte seiner Gemeinde und ein mutiger Bekenner seines Glaubens. Er starb als Märtyrer unter Valerian i. J. 258.

III. Die Reichskirche.

Vom Jahre 323 bis circa 800.

13. Konstantin der Große.

Die Siegesnatur der Kirche bewährte sich inmitten all ihrer Verfolgungen und innern Bewegungen in der Art, wie man das bittre Unrecht ertrug, zu jeder Zeit neue Genossen warb, barmherzige Liebe nach allen Seiten hin kund werden ließ und den Lauf des Evangeliums in neue Gebiete leitete. Der Christenglaube baute in den Trübsalen mit übernatürlichen Kräften und schaute nach einem unsichtbaren Ziel. Das war den Heiden etwas Unverständliches. Die Römer verwiesen auf die römischen Götter; die hatten Rom groß gemacht. Warum nahm sich der Christengott seiner Anhänger nicht besser an? Trotzdem blieben die Gemeinden vorsichtig in der Aufnahme neuer Glieder. Man bezeugte den Heiden die Wahrheit, lud sie ein, das Heil auch zu ergreifen, ließ aber jedem Zeit, sich zu entscheiden. Denkende Heiden mußten da die innere Würde der Kirche herausfühlen. Mit ihren Werken der Barmherzigkeit wirkten die Christen sodann auch auf ihre heidnische Umgebung sonnenhaft ein. Man pflegte auch deren Kranke, kaufte auch deren Kriegsgefangene los, reichte auch deren Armen milde Gaben. Und immer weiter drang das Evangelium, im Norden zu den Iberiern am kaspischen Meer, ebenso nach Armenien; im Osten nach Persien; im Süden nach Abessynien. Was konnte solche Macht aufhalten!

Die letzte Verfolgung ist denn auch eine Art Verzweiflungsakt des alten Rom, besonders im Orient. Hier überstieg der Fanatismus des Galerius alles bisher Da-

gewesene. Christen wurden mit Blei übergossen und dann in Stücke zerhauen; ganze Ortschaften wurden angezündet und die christlichen Bewohner in die Flammen getrieben. Auf dem Markte wurde alles Fleisch mit heidnischem Weihwasser besprengt, um so den Christen etwas Heidnisches anzubringen. Es half alles nichts. Galerius fiel schließlich infolge seiner Ausschweifungen in eine schlimme Krankheit und erließ vor seinem Tode 311 ein Edikt, in welchem er den Christen Religionsfreiheit zugestand und sie ersuchte, für ihn zu beten. Damit streckte das Heidentum seine Waffen.

Konstantin, später **der Große** genannt, beherrschte um diese Zeit, seit 306, den Westen des römischen Reichs. Schon sein Vater Konstantius Chlorus, hatte die Christen nicht verfolgt, meinend, daß Menschen, welche ihrem Gott treu wären, auch ihrem Kaiser treu sein würden und sein Sohn folgte ihm in dieser Gesinnung. Beide huldigten einer Art Sonnenkultus, mehr und mehr imponierten aber Konstantin die Christen. Als sich dann zwischen ihm und seinem Mitkaiser Maxentius ein Krieg erhob, da überlegte er, auf wessen Seite er sich stellen solle, um den Sieg zu gewinnen. Er mußte gegen das berühmte Rom ziehen und hat später erzählt, er hätte auf dem Marsche dahin den Sonnengott gebeten, ihm durch ein Zeichen die richtigste Wendung zu offenbaren. Da habe er eines Tages über der sinkenden Sonne das Zeichen des Kreuzes erblickt mit der Inschrift: „Durch dieses siege!“ In der Nacht darauf sei ihm Christus erschienen und habe ihm befohlen, das Kreuz auf seine Fahnen zu setzen. Letzteres ist geschehen. Am 12. Oktober 312 besiegte Konstantin seinen Gegner vollständig in der Nähe Roms und machte sich dadurch zum alleinigen Cäsar im westlichen römischen Reiche.

Sein Toleranzedikt von Mailand i. J. 313 bewies

zunächst einen liberalen Standpunkt. Da hieß es: „Es soll keinem die Freiheit versagt sein, sein Herz derjenigen Religion zuzuwenden, welche er für die geeignetste hält. Wir selbst wollen keine Art der Gottesverehrung beeinträchtigen.“ Der Cäsar des Ostens, Licinius, trat diesem Edikt bei, heiratete sogar Konstantins Schwester. Dieser aber näherte sich der Kirche durch Erlassung mehrerer Gesetze — so gegen den Ehebruch, das Aussetzen der Kinder, die Strafe der Kreuzigung. Als Licinius im Osten wieder gegen die Christen auftrat, brach zwischen ihm und Konstantin 323 der Krieg aus. Offen sagten die Heiden, nun solle es sich zeigen, welche Religion die stärkere sei. Licinius verlor jedoch Schlacht und Leben. Darauf erhob Konstantin das Christentum zur Staatsreligion.

Als Staatskirche gelangte das Christentum bald in den Besitz aller Würden und Freiheiten, welche vorher die römische Staatsreligion inne gehabt hatte. Konstantin ließ heidnische Tempel in christliche Kirchen verwandeln; andere Kirchen auf Staatskosten aufbauen; er schenkte ihnen das Asylrecht heidnischer Tempel. Die Geistlichen wurden nun aus der Staatskasse besoldet; sie erhielten eigene Gerichtsbarkeit und das Recht der Einsprache bei Verurteilten; die Bischöfe wurden mit Ehren überhäuft; sie erzogen die kaiserlichen Prinzen; die christliche Liebestätigkeit wurde als zu Recht bestehend anerkannt und hoch gepriesen; der christliche Sonntag wurde der staatlich bestätigte öffentliche Ruhetag. Welch ein Umschwung vollzog sich dadurch in der äußern Stellung der Kirche!

Die Folgen dieses Umschwungs waren tiefgreifende nach allen Seiten hin. Überall erstanden Kirchen und Gemeinden, verbannte Geistliche kehrten zurück; die christliche Sitte machte sich vorteilhaft geltend; ein neuer Eifer, Christo zu dienen, regte sich in allen Gemeinden. Bald jedoch zeig=

ten sich auch die mißlichen Züge des neuen Zustandes der Dinge. Man hatte prachtvolle Kirchen, aber oft wenig Andächtige; Weihrauch duftete und Lichter brannten beim Gottesdienst, aber die Anbetung im Geist mangelte sehr; die Geistlichen beanspruchten äußere Ehrbezeugungen und mühten sich um die kaiserliche Gunst. Bald war vielen des Kaisers Meinung wichtiger als das Wort der Schrift und der Standpunkt der alten Kirche.

Konstantin verlegte seine Residenz nach dem alten Byzanz am Bosporus, um in einer Stadt zu wohnen, welche nicht mit den Sünden des Heidentums befleckt war. Bald hieß die Stadt nach seinem Namen Konstantinopel. Überhaupt haftet ihm manches Romantische an. Er wünschte ein Herrscher zu sein wie David und Salomo; deshalb gefiel er sich im Schmücken der Kirchen. Seine Mutter Helena reiste nach Jerusalem und erbaute auf der angeblichen Grabesstätte des Herrn eine prachtvolle Kirche.

Einmal ließ Konstantin 50 Exemplare der heiligen Schrift abschreiben und sie an die Gemeinden verteilen. So lag ihm das Wohl der Kirche am Herzen; aber er wollte auch hier den ersten Rang einnehmen, Synoden anordnen, Streitigkeiten schlichten, Bischöfe berufen, um so die Kirche den Interessen des Staates dienstbar zu machen. Daneben war er auch als Pontifex Maximus noch das Oberhaupt des römischen Heidentums. In seiner Familie verübte er große Frevel und so frägt man mit Recht, ob nicht sein Christentum sehr aus politischer Klugheit hervorgegangen sei. Erst auf seinem Sterbebett wurde er von dem Bischof Eusebius von Nikomedien getauft. Er verschob die Taufe lange, in der Meinung, daß die Sünden nach diesem Schritt schwerer seien als vorher. Er starb 337. Sein letztes Bekenntnis zeigt Reue und Heilsverlangen. Der Bischof Eusebius von Cäsarea, sein intimer Freund, hat sein Leben beschrieben.

14. Julian der Abtrünnige und der völlige Sieg der Kirche.

Die Söhne Konstantins teilten sich in das große Reich. Es waren ihrer drei; ein vierter fiel samt den meisten Gliedern seiner Familie als Opfer eines Aufstandes. Julian, sein Sohn, war einer der wenigen, welche am Leben blieben. Seine Oheime verbannten ihn nach Kappadocien; wohl mit Recht hatte er sie im Verdacht, die Niedermetzelung seiner Angehörigen veranlaßt zu haben. Sie nannten sich wohl Christen, zeigten jedoch wenig christliche Gesinnung. Der eine fiel bald im Kampf mit den andern, von den letzten beiden ging dann Konstantinus II. als Alleinherrscher hervor. Er mischte sich in die kirchlichen Fragen und behandelte sie wie politische Fehden. Er verbot die heidnischen Opfer und plünderte und zerstörte die heidnischen Tempel, steckte dann aber deren Gut in seine Tasche.

Julian, sein Neffe, besaß hervorragende geistige Anlagen, welche jedoch nicht glücklich gebildet wurden. Um ihn von der Politik fern zu halten, wurde er zum geistlichen Stande bestimmt. Aber unwissende Mönche erzogen ihn, ließen ihn Psalmen auswendig lernen, einem Heiligen eine Kapelle bauen u. s. w. und sagten ihm dann, — das sei Christentum. Julians reger Geist fühlte sich dadurch nicht befriedigt. Um sein Leben zu wahren, heuchelte er Zustimmung zu den ihm vorgetragenen Dogmen, ließ sich auch als Vorleser (Lektor) in der Kirche anstellen, las aber im Geheimen mit Begierde die Schriften der heidnischen Klassiker, welche ihm in die Hände kamen. Als junger Mann kam er sodann nach Konstantinopel und hier umschwärmten ihn bald Vertreter des dem Untergang geweihten Heidentums. Sie spielten ihm die Vorlesungen des berühmten Libanius, eines Lehrers heidnischer Philosophie in Athen, in die Hände. Er las sie und fühlte sich ent=

zückt von dem Glanz und dem Wissen der alten heidnischen Zeit. Bald schmeichelten ihm seine neuen Freunde mit der Aufforderung, sich berufen zu fühlen, das alte Heidentum wieder herzustellen. Mit ihnen spottete er über das Christentum mit seinen kirchlichen Fehden, ohne daran zu denken, daß noch vor kurzem gebildete Heiden die Christen brutal verfolgt hatten.

Eine Wendung in seinem Leben kam durch einen Aufstand in Gallien. Der Kaiser schickte ihn dorthin, denselben niederzuwerfen. In kurzer Zeit machte er sich zu einem beliebten Feldherrn, siegte und wandte sich nun mit seinem Heer gegen seinen Vetter, welcher jedoch gerade jetzt starb. Nun wurde Julian 361 zum Kaiser ausgerufen. Ehe er aber nach Konstantinopel kam, warf er seine Maske vollständig ab, so daß jeder nun wußte, ein Heide säße nun wieder auf dem Thron der Cäsaren. Er machte auch kein Hehl mit seinen Ansichten. Offen bekannte er, daß er in der alten heidnischen Religion die wesentlichste Stütze des Staates erblicke und die Kirche von ihrem Platz verdrängen wolle, wenn dieses auch ohne Anwendung von Gewalt geschehen solle.

Bald jedoch trat er als **Feind des Christentums** auf. Viele christliche Beamte wurden entlassen; vielen Kirchen ihr Gut genommen mit den Hinweis darauf, daß „der Nazarener" seine Anhänger ja gelehrt habe, Unrecht zu leiden. Er verbot den Christen den Zutritt zu den klassischen Schulen; sie sollten langsam verdummen. Er selbst schrieb, meistens nachts, Schriften gegen sie, die witzig aber ohne Tiefe waren. In seinem Palast richtete er einen heidnischen Kultus ein und „bekehrte" manche zu seinem Heidentum, fand aber aus, daß dieses Menschen waren, welche nur dem Genuß leben wollten. Den Priestern befahl er, über die Göttermythen auch zu predi-

gen und ihnen dabei einen tiefern Sinn unterzulegen. Auch sollten die Heiden es den Christen in den Taten barmherziger Liebe nachtun, ja zuvortun. Er richtete sogar Hospitäler ein, aber seine Diakonissen liefen bald davon. Das machte ihn immer verbitterter. Um die Weissagung des Herrn über Jerusalem zu Schanden zu machen, befahl er den Wiederaufbau dieser Stadt. Aber Erdbeben und Feuer zerstörten die Arbeiten und die Juden flohen erschrocken davon.

Julian fand **sein Ende** nach zweijähriger Regierung 363 in einem Krieg gegen die Perser. Er wollte durch einem Sieg über dieses Volk seiner Krone einen besondern Nimbus verleihen; nachher sollte es etwas schärfer gegen die Christen gehen. Diese waren still und warteten, was Gott zulassen würde. Der fromme Kirchenvater Athanasius sagte mit Bezug auf Julian: „Ein Wölkchen nur; es wird vorüber gehen!“ Er hatte sich nicht getäuscht. Nach einem tollkühnen Vordringen mußte Julian den Rückzug antreten. Auf diesem traf ihn noch östlich vom Tigris ein feindlicher Wurfspieß. Sterbend zur Erde sinkend, soll er eine Hand voll Blut gen Himmel werfend ausgerufen haben: „O Galiläer, so hast du doch gesiegt!“

Nach seinem Tode bestieg kein Heide mehr den römischen Kaiserthron. Heidnisches hatten sie leider genug an sich. Sie vermischten ihre Politik mit den kirchlichen Fragen und wollten die Rechtgläubigkeit der Kirche bestimmen. So ließ der Kaiser Valens einmal 80 ägyptische, gegen Arius gesinnte Bischöfe auf einem Schiff weit ins Meer hinausschaffen und das Schiff dann anzünden. Unter den im südlichen Rußland wohnenden Goten hatte ein von ihnen stammender Bischof seit 343 das Christentum verbreitet. Er hieß Ulfilas. Als er mit seinen Anhängern von ihren Stammesgenossen verfolgt wurde, baten

sie den Kaiser um die Erlaubnis, ins römische Gebiet übersiedeln zu dürfen. Sie wurde ihnen gewährt und so gründeten sie sich im heutigen Bulgarien neue Wohnsitze. Hier übersetzte Ulfilas um 370 die Bibel in die gotische Sprache. Valens aber behandelte sie so grausam, daß sie sich gegen ihn erhoben, in der Schlacht bei Adrinopel 379 besiegten und samt einer Hütte, in welche er geflohen war, verbrannten.

Das Heidentum brach nun rasch zusammen, als die folgenden Kaiser Edikte dagegen erließen. Theodosius der Große 395 verbot den ägyptischen Serapisdienst mit seinem Priesterbetrug. Er ließ sich auch nicht irre machen, als man ihm weismachen wollte, nun seien die Nilüberschwemmungen nicht mehr so reichlich wie früher u. s. w. Gegen die letzten heidnischen Reste ging sodann Justinian 529 schneidig vor. Alle sollten getauft werden, auch die kleinen Kinder und wer nach seiner Taufe noch an einem Götzenopfer teilnehmen würde, fiel der Todesstrafe anheim. Er ließ die Philosophenschule in Athen schließen. Die letzten Lehrer derselben wanderten nach Persien aus und wurden Feueranbeter. Ein eigentliches Eintreten mit Leib und Seele für ihren Glauben ist bei den Heiden nicht zu finden.

---

15. Lehrentwicklung.

In der weitern Lehrentwicklung der Kirche blieb naturgemäß noch die Erörterung über die Person Christi im Vordergrund stehen. Die Kirche denkt ja über sich selbst nach, wenn sie über Christus sinnt. Er ist ihr Haupt, sie sein Leib. Seine Würde ist ihre Bedeutung. Ist er nur ein zeitliches Wesen, dann sinkt auch ihr Anspruch auf Einzigartigkeit. Es ist das Verdienst der griechischen Kirche, die Fragen nach Christi Wesen und Persönlichkeit

aufgeworfen und durchgearbeitet zu haben. An diesen Fragen erbaute sich eine theologische Wissenschaft. Man mußte lernen, seine biblische Erkenntnis in kurze, knappe Sätze zu fassen, welche aber so gehalten sein sollten, daß sie den Reichtum der biblischen Aussagen nicht schwächten, noch verdeckten, sondern weiterer Vertiefung in die Schrift den Weg wiesen. Leider nahmen die sogenannten christologischen Streitigkeiten einen Verlauf, in welchem menschliches Parteitreiben den guten Kern der Sache oft ganz verdeckte.

Der arianische Streit faßte die vorzeitliche Existenz Christi ins Auge. Er entstand in Alexandrien, diesem ehrwürdigen Sitz griechischer Wissenschaft und christlicher Theologie. Hier arbeiteten die schiefen Lehren des Origenes über Christus weiter fort und erhielten durch den Presbyter Arius einen gewissen Abschluß. Er lehrte, Christus sei *in der Zeit* vom Vater geschaffen, ihm nur wesensähnlich, nicht wesensgleich und nur infolge seiner besondern Frömmigkeit sei er zu seiner bevorzugten Stellung erhoben worden. Arius brachte seine Ansichten durch Lieder unter das Volk und dieses folgte ihm, weil er sonst ein sittenstrenger Mann war. Daß aber in seinen Lehrsätzen die Gottheit Christi im Prinzip aufgegeben war, erkannten der Bischof Alexander und andere mit ihm. Arius wurde seines Amtes entsetzt, hatte aber einen großen Anhang gewonnen und so drohte diese Streitfrage die Kirche zu zerreißen.

Das Konzil zu Nicäa wurde nun i. J. 325 vom Kaiser Konstantin, welcher die Einheit des Staates gefährdet glaubte, angeordnet. Auf Staatskosten machten die Bischöfe die Reise dorhin; 318 waren versammelt. Der Kaiser selbst eröffnete die Verhandlungen. Zuerst waren die meisten sehr auf Arius' Seite. Da stand ein junger, aber

gründlich geschulter Diakon von Alexandrien, Namens Athanasius, gegen diesen auf, zog die Konsequenzen seiner Irrlehre und erwies sie als biblisch unhaltbar. So wurde denn Arius aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Seiner Lehre aber stellte man als Glaubensbekenntnis (Symbol) entgegen — Christus sei wahrer Gott, vor aller Zeit vom Vater geboren, nicht geschaffen; er sei ihm wesensgleich, nicht wesensähnlich. Wer anders glaubte, sollte nicht für rechtgläubig gelten. Das Nicänische Bekenntnis hat ein gefährliches Stück griechischer Philosophie aus dem Lehrgehalt der Kirche hinausgewiesen; es läßt das Geheimnis der Person Christi als das stehen, was es ist, nämlich ein Geheimnis — und insofern gebührt diesem Konzil alle Anerkennung. Leider ließen sich hier schon viele Bischöfe von der Stellung des Kaisers beeinflussen und alle legten ihren Beschlüssen auch einen staatlichen Wert bei und genehmigten deren Ausführung durch den Kaiser. Dadurch wurde die Theologie ein Stück Politik und was mit geistigen Waffen hätte durchgekämpft werden sollen, fiel unedlen Parteiränken anheim. Konstantin wurde nach einiger Zeit Arius günstig gesinnt und befahl dessen Wiederaufnahme in die Kirche. Ehe es aber dazu kam, starb dieser eines plötzlichen Todes. Mißlicher mischten sich Konstantins Nachfolger in die Sache. Konstantius verfolgte die Gegner des Arius, besonders den Athanasius. Er verbannte diesen, der inzwischen Bischof von Alexandrien geworden war, in die Gegend von Trier und 20 Jahre hat dieser in der Fremde zugebracht. Theodosius d. Gr. berief schließlich eine zweite allgemeine Kirchenversammlung nach Konstantinopel i. J. 381, um den Lehrpunkt abschließend festzustellen. Diese bestätigte die Beschlüsse von Nicäa und fügte ihnen hinzu, daß auch der heilige Geist vom Vater ausgehe und also auch göttlicher Würde sei. Der Arianismus hielt sich am längsten bei

den Ost- und Westgoten, was diesen in ihrem politischen Geschick sehr geschadet hat.

Die weitern christologischen Streitigkeiten dauerten bis an den Schluß des 7. Jahrhunderts. Es handelte sich da um die irdische Erscheinung Christi. Zuerst trat der Patriarch Nestorius in Konstantinopel gegen den Ausdruck „Gottgebärerin“ bei der Maria auf. Er gehörte der nüchternen antiochenischen Schule an. Nestorius betonte die menschliche Seite in der Person Christi mehr als wohl billig war. Gegen ihn erhob sich der Patriarch von Alexandrien und beide stritten mit einander und verdammten einander. Da schrieb der Kaiser ein 3. allgemeines Konzil nach Ephesus aus 431, das den Nestorius absetzte und ins Exil wies. Im J. 449 kam es hier noch zu einer weitern Kirchenversammlung, wo der alexandrinische Bischof Cyrill auf seine Gegner mit Knitteln einhauen ließ. Der römische Bischof Leo der Gr. hieß sie eine Räubersynode und veranlaßte die Einberufung des 4. ökumenischen Konzils zu Chalcedon 451, wo ein von ihm verfaßtes Schreiben den Weg zur Verständigung wies. Er führte aus, Christus habe bei seinem Eintritt in diese Welt nur auf den Gebrauch seiner göttlicheu Eigenschaften verzichtet, somit sei er göttlicher Natur geblieben und menschlicher Natur teilhaftig geworden. Man erkannte nun auch, daß man sich unter „Natur“ nicht Übereinstimmendes gedacht habe und so setzte dieses Konzil fest — es seien in Christo zwei Naturen, eine göttliche und eine menschliche, ungeteilt und unvermischt und unverändert, kund geworden. Schließlich kam auch noch die Frage zur Verhandlung, ob der Herr einen oder zwei Willen gehabt habe und es gab ein 5. und 6. Konzil 553 und 680, beide zu Konstantinopel. Auf diesen wurde entschieden, Christus habe einen göttlichen und menschlichen Willen

gehabt, doch sei der menschliche dem göttlichen stets untergeordnet gewesen.

Es sind diese Symbole große Buchstaben des in Begriffe gefaßten christlichen Lehrgehaltes. Manchen Satz hat man später als nicht recht geglückt bezeichnet. Zu weit wurden die göttlichen Geheimnisse der Erscheinung Christi wie eine Art Philosophie behandelt, über welche jeder eine debattieren wollte. Die betreffenden Bekenntnisse und Beschlüsse hätten vielmehr als Marksteine kirchlicher Lehre angesehen werden sollen. Als solche verehrt ja heute noch der positive Protestantismus das Ergebnis dieser 6 Konzilien und bekennt sich neben dem sogenannten Apostolikum besonders zum Nicänischen und dann zu dessen erweiterter Fassung, dem sogenannten Athanasianischen Symbolum.

---

16. Bedeutende Kirchenväter.

Der größte Theologe des Morgenlandes war jedenfalls **Athanasius**, welchem das Verdienst zugeschrieben werden muß, daß er das Christentum vor einem Hinabgleiten in ein sublimiertes Heidentum gerettet hat. Nach einem stürmischen Berufsleben starb er 373. Sonst blieb die alexandrinische Schule auch weiterhin spekulativ, während die antiochenische auf genaues Schriftstudium drang. Die Kirchenväter des Abendlandes befaßten sich mehr mit praktischen Fragen.

Die drei Kappadozier. Aus dem als roh und bäuerisch verschrienen Hochlande Kappadozien ging ein merkwürdig gesegnetes Dreigestirn christlicher Gelehrten hervor. Basilius der Große wurde 330 zu Cäsarea in seinem Heimatlande geboren. Als Sohn eines wohlhabenden Rhetors erhielt er eine sorgfältige Erziehung; er besuchte auch die heidnischen Schulen in Athen und hörte den berühm-

ten Libanius. Ein Gregor von Nazianz war sein Busenfreund. Sie kannten nur zwei Straßen, eine zur Schule, die andere zur Kirche. „Die Straßen nach dem Theater und andern Vergnügungsplätzen ließen wir andere ziehen.“ Basilius folgte sodann seinem Zuge in die Einsamkeit, wurde dann aber zum Presbyter und bald darauf zum Bischof von Cäsarea berufen. Er wirkte mit großem Segen für die Reinerhaltung der Lehre und im Dienst der Mildtätigkeit. Er gründete ein Hospital, das nachgerade einer kleinen Stadt glich. Dieser Stiftung wandte er seine reichen Einkünfte zu, während er selbst in Dürftigkeit lebte. Er starb 379. Sein Bruder Gregor von Nyssa übertraf ihn noch an philosophischer Gelehrsamkeit, wirkte aber sehr demütig und treu für den Herrn. Er machte eine Reise durch Syrien und Palästina und sah schon manches Betrübende. Gregor von Nazianz war von einer sehr frommen Mutter tief beeinflußt worden, so daß ihm das Studium der heidnischen Klassiker nicht schadete. Basilius und er verglichen die heidnische Weisheit mit Blättern, das Evangelium aber mit der süßen Frucht. Später wurde er Bischof zu Sosima und von hier dann nach Konstantinopel berufen. Aber er vermochte sich dort in den schon verbildeten Verhältnissen nicht mehr zurecht zu finden. Er sollte mit den ersten Staatsbeamten in Prunk und Würde wetteifern und das ging ihm gegen Neigung und Erkenntnis. Er verließ Konstantinopel 381 und zog sich in seine bergige Heimat zurück, wo er 389 starb. Mit Recht hat man ihm den Beinamen „der Theologe“ gegeben.

Johannes Chrysostomus ist ein weiterer hochbedeutender Theologe der morgenländischen Kirche. Zu Antiochien i. J. 347 geboren, wurde er von einer frommen und sehr begabten Mutter, Anthusa, sorgfältig erzogen. Sie ließ ihn auch den Libanius hören, glaubend, eine äußere Bildung könne seiner Arbeit für den Herrn nur förderlich

sein. Jahrelang lebte Johannes später in stiller Waldeinsamkeit dem tiefern Studium der heiligen Schrift. Dann wurde er Presbyter zu Antiochien und erwarb sich bald durch sein Rednertalent den Beinamen „Chrysostomus,“ d. h. Goldmund. Infolge seiner rhetorischen Gaben wurde er 397 zum Bischof von Konstantinopel berufen. Hier kam für ihn eine heiße Kampfeszeit. Der kaiserliche Hof steckte in schlimmen Sachen und besonders die junge Kaiserin Eudopia huldigte einem sehr üppigen Luxus. Chrysostomus trat sehr freimütig dagegen auf, gab aber dadurch andern neidischen Bischöfen einen Vorwand, ihn anzugreifen. Der Bischof Theophilus von Alexandrien suchte ihn zu stürzen, beschuldigte ihn des Majestätsverbrechens und, weil er Origenes nicht in Bausch und Bogen verdammen wollte, der Häresie. Daraufhin wurde Chrysostomus verbannt. Als es in der nächsten Nacht Sturm und Erdbeben gab, rief man ihn noch wieder zurück, verwies ihn jedoch bald darauf nach dem Kaukasus in eine öde Gegend, als er die Kaiserin wegen der Einweihung ihrer Bildsäule scharf getadelt hatte. Er starb in der Wildnis, in einer Kapelle 407 mit seinem Wahlspruch auf den Lippen: „Gelobt sei Gott für alles!“ Andere berühmte Kirchenväter des Morgenlandes waren Eusebius von Cäsaria † 338, der erste Kirchenhistoriker; Theodoret, Bischof v. Kypros am Euphrat † 447, ein klarer Exeget und Ephräm der Syrer † 378, ein Lehrer und Dichter.

Hieronymus, aus Stridon in Dalmatien, bildet so ein Bindeglied zwischen der abendländischen- und morgenländischen Kirche. Obwohl einer christlichen Familie entstammend, wurde er doch erst in seinen spätern Jahren getauft. Er machte viele Reisen, war in Rom, am Rhein und im Morgenlande. Eifrig studierte er die Klassiker, besonders Ciceros Schriften. Einmal hatte er einen Traum, er stände vor Gottes Richterthron und wurde gefragt, wer er sei. Er

sagte, er sei ein Christ. Darauf sagte ihm die Stimme, — nein, er wäre ein Ciceronianer; denn wo sein Schatz sei, da wäre auch sein Herz. Zugleich erhielt er Geißelhiebe, die er bei seinem Erwachen auf dem Rücken noch fühlte. Er widmete sich jetzt eifriger dem Bibelstudium, und um hier genauer arbeiten zu können und seine Leidenschaften zu bezähmen, erlernte er bei einem jüdischen Rabbiner die hebräische Sprache. Der römische Bischof Damasus trug ihm 385 auf, die lateinische Bibelübersetzung zu verbessern. Er fand so viele Fehler, daß aus seiner Arbeit fast eine neue Bibel wurde. Trotzdem hing man noch lange an der alten, was ihn sehr zornig machte. Seine Übersetzung erhielt später den Namen Vulgata. Hieronymus begünstigte sehr das Mönchtum, besonders auch bei Frauen, was ihn in Rom verhaßt machte. Er erließ heftige Schriften wider seine Gegner, zog sich aber dann nach vielen Reisen in Kleinasien, Ägypten und Palästina nach Bethlehem zurück, wohin ihm mehrere Frauen folgten. Hier beschäftigte er sich mit biblischen Studien, bis er 420 starb.

Ambrosius von Mailand ist einer der bedeutendsten Kirchenväter des Abendlandes. Geboren zu Trier um 340 empfing er eine wissenschaftliche Erziehung und trat in den Staatsdienst. Als Statthalter von Mailand wurde ihm auf den Ausruf eines Kindes: „Ambrosius soll Bischof sein!“ dies hohe Amt angetragen, obschon er darauf hinwies, daß so ein Vorgang gegen gute kirchliche Ordnung verstoße. Er nahm schließlich die Wahl an, ließ sich taufen und widmete sich seinem Beruf mit ganzer Treue. Sein Hab und Gut schenkte er den Armen; nachts studierte er; am Tage stand seine Tür jedem Heilsverlangenden offen. Sehr entschieden trat er gegen die Arianer jener Gegend auf. Als der Kaiser Theodosius in seinem Zorn in Thessalonich Tausende hatte hinmetzeln lassen, zwang er ihn zur Kirchenbuße. Er verbesserte den Kirchengesang.

Von ihm stammt der Lobgesang: "Te deum laudamus" — „Herr Gott, dich loben wir" und das Weihnachtslied: "Veni redemptor gentium" — zu deutsch: „Komm zu deiner gläub'gen Schar, den die Jungfrau uns gebar u. s. w." Er starb 397.

---

17. Augustinus und seine Theologie.

Seine Jugendzeit. Augustinus ist jedenfalls der bedeutendste Kirchenvater des Abendlandes. Er war 345 zu Tagaste in Nordafrika geboren. Seine fromme Mutter Monika weihte ihn früh dem Herrn. Da sein Vater aber damals noch ein Heide war und manche seiner jugendlichen Streiche für geniale Leistungen hielt, so fehlte ihm eine einheitliche Erziehung. In der Schule zeigte er wohl Begabung, aber anstrengendes Lernen behagte ihm nicht, dagegen trieb er mit seinen Genossen böse Dinge. Um sich zum Rhetor auszubilden, bezog er die Schulen in Karthago. Aber die schlüpfrigen Stücke bei den heidnischen Dichtern gereichten ihm hier erst recht zum Schaden. Der Besuch von Theatern und ähnlichen Vergnügungsplätzen ließ seine sündhaften Neigungen zur heftigen Leidenschaft aufflammen und noch vor seinem 20. Jahre ging er mit einer Afrikanerin eine wilde Ehe ein, welche ihn 13 Jahre fesselte und in der ihm ein Sohn geboren wurde.

Seine Wanderjahre. Aber wie an einem starken Faden hielten ihn die Ermahnungen und Tränen seiner Mutter und die bessern Regungen seiner Seele vor einem wilden Fortstürzen in Sünde und Laster zurück. Besonders anregend wirkte auf ihn eine verloren gegangene Schrift Ciceros, in der dieser den Leser auffordert, er solle als ein gottverwandtes Wesen die Weisheit lieben, erstreben und üben. Augustin wünschte diese Mahnung zu befolgen und seine bösen Begierden beherrschen zu kön-

nen. Er fing auch an die Bibel zu lesen, aber sie erschien ihm nicht klassisch geschrieben. Um diese Zeit wurde er mit den Manichäern bekannt und ließ sich durch ihre Versprechungen, ihm die Natur des Bösen u. s. w. erklären zu können, neun Jahre lang hinhalten, bis er einsah, daß sie nur dürftige Klügeleien aufzutischen vermöchten. Sodann suchte er einen Halt im Neuplatonismus. Christus erschien ihm hier als ein großer Lehrer, welcher dem Volk das habe vortragen müssen, was andere durch ihr Denken finden. Aber Frieden und sittliche Kraft gab ihm die neue Weisheit auch nicht. Mit vieler Fürbitte begleitete die Monika diese Irrgänge ihres Sohnes, so daß ihr schließlich ein Bischof zurief, ein Sohn so vieler Tränen könne nicht verloren gehen.

Seine Bekehrung kam in Mailand. Gegen seiner Mutter Wunsch reiste er nach Rom, um hier in seinem Beruf besser zu fahren. Dann zog ihn die Beredsamkeit des Ambrosius nach Mailand. Er wollte hören, wie dieser predigte, bald packte ihn aber auch dasjenige, was er predigte. Ein heftiger Kampf wogte in seinem Innern. Als ihm eines Tages einer seiner Freunde von der Bekehrung zweier vornehmer Beamten erzählte, peinigte ihn das Trostlose seiner eigenen Lage wie noch nie. Er eilte in den Garten, warf sich unter einen Feigenbaum nieder und rief unter Tränen den Herrn an. Da klang es in sein Ohr wie von einer Kinderstimme aus dem benachbarten Garten: "Tolle, lege" — „Nimm und lies!“ Er schlug auf und fand die Stelle Röm. 13, 13. 14. Das gab ihm Licht, Halt und Weisung. Er fühlte sich wie neugeboren; begehrte christlichen Unterricht und wurde in der Osternacht d. J. 387 von Ambrosius getauft. Auch sein Sohn empfing die Taufe. Seine Mutter war ihm nach Italien gefolgt. Nun zog es ihn in seine Heimat zurück und seine Mutter begleitete ihn, starb aber in der Hafenstadt Ostia.

Augustin ließ sich in Afrika zu Hippo nieder und wurde hier i. J. 391 zum Presbyter und bald darauf zum Bischof erwählt.

Augustins theologische Ansichten ergaben sich aus seiner philosophischen und christlichen Bildung und seinen Erfahrungen. Seine Bibelkenntnis war gut, doch kannte er den Grundtext schlecht und so hielt er sich an den üblichen Auffassungen der Kirche. Er entwickelte seine Theologie im ganzen im Kampf mit Irrtümern und ihm als irre gehend erscheinenden Richtungen. Praktische Fragen wurden da von ihm durchgearbeitet, so das Verhältnis von Sünde und Gnade, dem Grundverderben des Menschen, dem Wesen der Kirche u. s. w. Gegen die Manichäer stellte er fest, daß die Sünde ihren Sitz nicht in der Materie, sondern im verkehrten Willen des Menschen habe. Er redete aber doch dem Mönchsleben sehr das Wort und übte selbst als Bischof eine streng asketische Lebensweise.

Im donatistischen Streit kämpfte Augustin für die Einheit der Kirche. Es war derselbe noch während der Verfolgungszeit in Karthago ausgebrochen und hatte die ganze nordafrikanische Kirche in zwei Lager geteilt. Es handelte sich zunächst darum, ob ein abtrünnig gewordener Bischof die heiligen Handlungen gültig verwalten könnte. Der Bischof Donatus und viele mit ihm bestritten das und verlangten überhaupt eine strenge Kirchenzucht. Sie trennten sich daher von den andern und wandten sich 312 an Kaiser Konstantin. Als ihnen dieser nicht Recht gab, sagten sie: „Was geht den Kaiser die Kirche an!“ und verlangten Trennung von Kirche und Staat. Augustinus disputierte mit ihnen und führte aus, daß die Heiligkeit der Kirche bei der Institution und den Sakramenten liege. Die Kirche vermittelt dem einzelnen das Heil; darum verlangte er die Kindertaufe und hieß sogar die Anwen-

dung von Gewalt in Glaubenssachen gut. Seine römisch juristische Bildung ist hier nicht zu verkennen.

Der pelagianische Streit wurde durch einen moralisch edlen brittischen Mönch Pelagius, der nach Rom gekommen war, veranlaßt. Dieser lehrte, Adams Sünde habe dessen Nachkommen nicht geschadet, jeder Mensch vermöge sich so völlig frei für das Gute oder Böse zu entscheiden, wie einst Adam; Christus sei nur als unser sittliches Vorbild zu verehren und auch jetzt noch gebe es völlig gute Menschen. Gegen ihn machte Augustin geltend, daß durch Adams Fall seine gesamte Nachkommenschaft ins Verderben gesunken sei. Von Natur hat der Mensch nur einen Willen zum Bösen. Ihm ist nur die Erlösungsfähigkeit und -bedürftigkeit geblieben, dann auch eine gewisse Fähigkeit, bürgerlich anständig zu leben. Somit ist des Menschen Heil ganz von Gott abhängig. Dessen vorlaufende Gnade führt ihn zum Evangelium hin, und bewirkt dann Bekehrung und Heiligung. Die Gnade wirkt unwiderstehlich. Aus der großen Masse der verdammten Menschheit hat Gott einen kleinen Teil zum Lobe seiner Barmherzigkeit auserwählt, die andern gehen verloren. Dies ist das decretum absolutum. Eine persönliche Heilsgewißheit giebt es nicht; sie liegt bei der Kirche. Die Kirche nahm diese Lehre amtlich an, nebenbei huldigte man aber sehr der Ansicht eines Cassianus, wonach des Menschen Wille von Natur krank sei und bei seinem Heil Gottes Gnade und des Menschen Freiheit zusammen wirken.

Seine Schriften bildeten für das ganze Mittelalter eine reiche Fundgrube anregender Gedanken. Die römische Kirche zehrte davon und stieß doch viele derselben ab. Zwei seiner Werke sind besonders bedeutend. Eins trägt den Titel: „Bekenntnisse,“ in welchem er in der Form von Gebeten seine Verirrungen beichtet. Das Motto dieses

Buches ist das schöne Wort: „Du, o Gott, hast uns zu dir geschaffen; darum ist unser Herz unruhig in uns, bis es ruhet in dir!“ Das zweite ist sein Buch über den Gottesstaat — das ist die Kirche. Der weltliche Staat ist nach Augustin sündig und hat nur insoweit Berechtigung, als er sich der Kirche unterordnet.

Sein Ende. Als sein Lebensabend kam, verwüsteten die Vandalen Nordafrika und belagerten auch Hippo. Während dieser Zeit erkrankte er. Da ließ er sich die Bußpsalmen bringen und las sie mit Gebet und Tränen und — dann ging er heim, 76 Jahre alt i. J. 430.

---

18. Inneres Leben der Kirche, Irrtümer und Proteste.

Viel wahre Frömmigkeit trat auch fernerhin bei vielen einzelnen Christen und Gemeinden zutage. Es finden sich Fälle von besondern Gebetserhörungen und wunderbaren Krankenheilungen. Besonders reich ist diese Zeit an echt christlichen Frauen, so die Anthusa und Monika. Die Liebesarbeit der Kirche bezeugt auch fernerhin ihre Erhabenheit über das Heidentum. Sie verläßt freilich die alte Form der Gemeindepflege und bildet sich in der anstaltlichen Einrichtung weiter — in Hospitälern und Klöstern, wird also eine Art Vereinstätigkeit. Aber auch so leistet sie Vorzügliches. Der Staat stand dem sozialen Elend machtlos gegenüber, so versah er denn die Kirche mit reichen Mitteln, auf diesem Gebiet sich zu bewähren. Dasselbe taten reiche Privatleute, ebenso Bischöfe — deren Eigentum gehörte oft ganz der Armenkasse. Sodann findet sich fortwährend viel Missionseifer, still und kühn das Evangelium in neue Gebiete zu tragen.

Auch die Kirche im ganzen arbeitete auf ihren Synoden manchen erfreulichen Punkt heraus. Der Kanon der neu=

testamentlichen Schriften wurde festgestellt, für das Abschreiben derselben gesorgt und weitere Übersetzungen veranlaßt. Der Gottesdienst wurde mit Liturgien und Liedern bereichert. Das Kirchenjahr mit seinen Festen entstand und bürgerte sich ein. In der Feier des Osterfestes siegte die römische Praxis, Ostern am ersten Sonntag nach dem Frühlingsvollmond zu begehen. Die 40 Tage vorher wurden als eine Zeit stiller Einkehr beachtet. Das Pfingstfest ist im 4. Jahrhundert allgemein und das Fest der Himmelfahrt Christi gewinnt Verbreitung. Das Epiphanienfest am 6. Jan. erscheint am Ende des 3. Jahrhunderts im Morgenlande als Fest der Geburt und Taufe Christi. Im 5. Jahrhundert gewann die Feier des 25. Dez. als Geburtstag Jesu von Rom aus Verbreitung und wurde der 6. Jan. nur auf die Taufe Jesu, dann noch auf die Magier, die Erstlinge aus den Heiden, bezogen. Allgemein wurden die Ehen kirchlich eingesegnet und die Verstorbenen kirchlich beerdigt. Das ganze Volksleben wurde von kirchlichen Einflüssen neu befruchtet.

Viel **ungesundes Christentum** entwickelte sich jedoch oft schnell und weitgreifend aus zunächst gutgemeinten Dingen. Der Besuch der Kaiserin Helena in Jerusalem war der Anfang zu den bald beliebten Wallfahrten nach heiligen Stätten, um hierin etwas Verdienstliches zu sehen. Eine gewisse Verehrung der Gräber der Märtyrer war ja nicht ungeziemend, mit der Zeit jedoch entwickelte sich daraus ein abergläubischer Kultus der Verstorbenen. Gewisse Überbleibsel ihrer Gebeine wurden heilige Reliquien, welche Wunder tun und gegen Gefahren schützen sollten. Ein recht verkehrter Zug war es besonders, die einfachen Werke des bürgerlichen Berufs zu unterschätzen und die Übungen einer selbsterwählten Entsagung zu überschätzen. Das findet sich besonders bei Hieronymus. Die ägyptischen und syrischen Wüsten waren von Anachoreten und Mönchen

reichlich bevölkert, welche einige Arbeit trieben, meistens jedoch der Beschaulichkeit lebten. Oft bildeten diese für die Bischöfe eine Art Kriegsheer. Sonderbare Formen der Weltentsagung zeigten sich bei den Säulenheiligen, d. h. Einsiedlern, welche auf einer Säule lebten und von hier aus das Volk ermahnten, das ihnen Nahrung brachte.

Der Kultus gewann auch manche unrichtige Bereicherung. Weihrauch duftete und Lichter brannten während des Gottesdienstes. Die Geistlichen pflegten ihres Amtes in prächtigen Gewändern. Die Kindertaufe wurde allgemein, je mehr die Kirche ganz Volkskirche wurde. Der Taufe ging die Teufelaustreibung voraus und sogenannte Paten mußten das Kind vertreten und sollten nachher für dessen Erziehung sorgen. Das Abendmahl erhielt langsam die Idee nicht eines Dankopfers der Gemeinde mehr, sondern eines durch den Priester dargebrachten Sühnopfers Christi. Nebenbei entwickelte sich ein ganzer Heiligenkultus. Maria, als die sogenannte „Mutter Gottes," Apostel und Märtyrer erhielten vielfach die Stellen der aufgegebenen heidnischen Götzen. Bilder von ihnen, angeblich von Lukas und andern gemalt, stellte man in Wohnungen und Kirchen auf. Sie sollten nur verehrt, nicht angebetet werden; man wollte mit ihnen nur der sinkenden Andacht zu Hilfe kommen; im ganzen jedoch sank die Kirche damit in das alte Heidentum zurück.

Der Klerus kam ganz aus seiner apostolischen Stellung, Amtsträger und doch auch Brüder in der Gemeinde zu sein, heraus. Er wurde bald ganz vom Kirchengut erhalten, obschon es noch im 5. Jahrhundert gelegentlich hieß, der Geistliche sollte sich nebenbei vom Landbau oder Handwerk nähren. Die Kluft zwischen Geistlichen und Laien wurde unüberbrückbar. Erstere saßen in der Kirche gesondert von den letztern und bildeten eine feste Rangordnung. Die Presbyter verschwanden; aus ihnen wurden

Priester, die der Bischof wählte. Priester, Diakonen, Lektoren (Vorleser) waren bald dessen ergebene Diener. Auch die Bischöfe untereinander bildeten eine genaue Abstufung. Die Bischöfe zu Rom, Konstantinopel, Antiochien, Ephesus, Jerusalem und Alexandrien hatten ein besonderes Ansehen und hießen bald Patriarchen (Erzväter). Immer allgemeiner forderte man von den Geistlichen die Ehelosigkeit, immer tiefgreifender ging die Idee einer zwiefachen Sittlichkeit. Die Heiligkeit der Kirche suchte man beim Klerus und den Mönchen. Der gewöhnliche Christ sollte auf die persönliche Heilsgewißheit verzichten. Sie sollte bei der Kirche liegen. Darum stellte man an das praktische Christentum des gewöhnlichen Volkes bald nur geringe Ansprüche. Und dieses ging denn auch oft recht heidnisch dahin, füllte die Theater, lebte dem Kriege und der Jagd nach Gewinn. Es genügte bald, sich äußerlich zur Kirche zu halten, die geforderten Abgaben zu bezahlen und die gemachten Dogmen zu bejahen. Wer letzteres nicht wollte, der galt für einen Häretiker, gegen den der Staat vorging; denn die Dogmen galten für Staatsgesetze.

Proteste gegen diese immer stärker anwachsenden Irrtümer finden sich bei einzelnen und ganzen Richtungen. Basilius d. Gr. und Hieronymus bekämpften die Kindertaufe, ebenso erklärte sich eine Synode zu Cäsarea noch im J. 351 gegen dieselbe. Auch den Eidschwur und den Krieg hielten viele angesehene Männer dieser Zeit für eines Christen unwürdig. Als Vertreter eines apostolischen Gemeindechristentums erscheinen sodann ganze Gemeindegruppen und Richtungen, — so besonders neben den Donatisten die Priscillianisten in Spanien im 4. Jahrhundert und die Paulicianer in Kleinasien im 7. Jahrhundert. Von der herrschenden Kirche wurden sie verleumdet und verfolgt. An Priscillian und einigen seiner Genossen

wurde i. J. 385 die erste sogenannte Ketzerstrafe vollzogen. Das Ereignis machte ungeheures Aufsehen, und der Bischof Martin von Tours hob die Kirchengemeinschaft mit den spanischen Bischöfen, welche die Sache betrieben hatten, auf. Langsam jedoch bürgerte sich die Ansicht ein, es sei schriftgemäß, in Glaubenssachen Gewalt anzuwenden.

---

19. Rom und Konstantinopel.

Ein gewisser Unterschied zwischen den abend- und morgenländischen Gemeinden läßt sich von den ersten Jahrhunderten an bemerken. Dort machte sich römischer Geist, hier griechischer in der Kirche geltend. In der griechischen Christenheit erfaßte man die Heilserkenntnis vorwiegend als eine Art neuer Philosophie; in Rom als ein neues Gesetz. Die griechischen Christen verhandelten subtile Fragen, die römischen praktische; dort ist man kontemplativ, hier tatkräftig; dort ist die Kirche Kultusanstalt, hier Gnadenanstalt; dort ist die Sünde ein etwas laxer Begriff, hier erkennt man das tiefe Verderben des Menschen. Bei den Griechen fehlt ein christliches Volksleben, das aber erstrebt Rom mit seiner christlichen Disciplin. Rom zeigt weit mehr Organisationstalent als die östliche Christenheit, hier helfen die Klöster Gemeinden gründen und pflegen; hier lebt man noch lange der großen Aufgabe der Kirche, heidnischen Völkern das Evangelium zu bringen. Das Ideal des heidnischen Rom, sich den Weltkreis zu erobern, wird im christlichen Rom steigende Triebkraft der ganzen Kirchenpolitik.

Die Bedeutung des römischen Bischofs erwuchs aus einer Reihe von Umständen. Er galt für den Nachfolger der Apostel Petrus und Paulus. Die politische Bedeutung der Stadt übertrug man auf die Gemeinde und ihren Bischof und die römischen Bischöfe zeichneten sich oft durch große,

allseitige Tüchtigkeit aus. In den großen Lehrstreitigkeiten erwiesen sie sich als orthodox, keiner huldigte arianischen Neigungen. Einen römischen Bischof Zosimus hat eine Synode 418 wohl auch verurteilt, aber im ganzen schaute man mit guter Erwartung nach Rom hin, von dort gesunden Rat zu erhalten. Als nun der Kaiser dort nicht mehr residierte, erschien der römische Bischof auch in äußern Dingen als eine entscheidende Autorität. Als nun auf dem Konzil zu Chalcedon 451 der Patriarch von Konstantinopel für den Primas, das Haupt der Kirche erklärt wurde, da legte der Bischof zu Rom Leo I. energischen Protest dagegen ein und nahm diese Würde für sich in Anspruch und von da an treiben die beiden Teile der Christenheit immer weiter auseinander bis zu ihrer völligen Trennung im 11. Jahrhundert, 1054.

Leo I. 440—461 muß für den eigentlichen Schöpfer des Papsttums gelten. Er verstand es, alle vereinzelten Ideen römischer Machtfülle in der Kirche zu sammeln und geltend zu machen. Er war der Hort der Bedrängten; er setzte unwürdige Bischöfe ab und sorgte für heruntergekommene Gemeinden. Er rettete sodann Italien vor der Plünderung der Hunnen, indem er deren König Attila bewog, das Land zu verlassen. Ganz offen lehrte er, der Herr habe Petrus zum Haupt der Apostel und zum Felsen der Kirche eingesetzt und ihm deren Schlüssel übergeben. Der Herr habe also ein monarchisches Kirchenregiment gewollt; denn die Kirche sei ein Leib und der römische Bischof das Fleisch gewordene Haupt desselben. Wer sich ihm nicht fügte, den erklärte er für einen stolzen, aufgeblasenen Menschen, der die Majestäten lästere. Auch im Osten war sein Einfluß sehr maßgebend. Er begründete die Herrschaft der Priester über die Gewissen durch die Einführung der Ohrenbeichte, d. h. durch das Bekenntnis von geheimen Sünden. Das setzte sie in den Besitz von zarten Geheimnissen, welche sie leicht zu ihrem Vorteil ausnützen konnten.

Gregor der Große war wohl der erste wirkliche Papst, obschon er sich den „Knecht der Knechte Gottes" hieß. Er hatte eine fromme Mutter und genoß eine sorgfältige Erziehung. Zum Diplomaten ausgebildet, zog er sich doch ins Kloster zurück und fungierte später als Legat des römischen Bischofs. Er wäre gerne als Missionar zu den Angelsachsen gezogen, von welchen ihn einige als Gefangene besonders gefesselt hatten, aber das römische Volk hielt ihn zurück und wählte ihn zum Papst. Er regierte von 590 bis 604. Er lebte nun seinem Amte mit ganzer Seele, ließ besonders auch den Anspruch des Patriarchen von Konstantinopel, der erste Bischof der Kirche zu sein, nicht gelten. Er ist also vom kirchlichen Ehrgeiz nicht frei zu sprechen. Aber er war sehr streng gegen sich selbst, gab sein Gut den Klöstern und den Armen, pflegte die Kranken in einer Pest und suchte den verwilderten Sitten zu steuern, welche aufgekommen waren. Er verbesserte den Kirchengesang, übertrug ihn jedoch auch ganz den Geistlichen. Von diesen forderte er den Cölibat. Sonst leugnete er jede persönliche Heilsgewißheit, betonte die Verehrung der Reliquien und im Abendmahl eine Wiederholung des Opfers Christi. Das gab den Anstoß zur Entwicklung der sogenannten „Messe."

Die griechische Kirche wurde indessen immer mehr ein Schauplatz theologischer Kämpfe. Am Hofe zu Konstantinopel stand der sogenannte Byzantinismus in voller Blüte, d. h. das Bestreben, seine theologische Meinung vom Kaiser bestimmen zu lassen und um dessen Gunst zu buhlen. Der mächtige Kaiser Justinian I. erbaute 540 die prächtige Sophienkirche zu Konstantinopel und rief nach ihrer Vollendung aus: „O Salomo, ich habe dich übertroffen!" Aber auch fernerhin reihte sich hier in endlosen Hoffehden eine blutige Scene an die andere, so daß der Kern des Christentums, das heilige Leben, ganz darunter verschüttet wurde. Eine ehrwürdige Erscheinung der morgenländischen Kirche ist noch

Johannes Damascenus, — 754, welcher eine Dogmatik verfaßte. Mit dieser ist sie erstarrt. Die vielen Lebensbewegungen des Abendlandes blieben ihr fremd. Sie wollte von dort keine Anregung annehmen. Weil man dort auf der Synode zu Toledo 589 gelehrt hatte, daß der Geist ausgehe vom Vater und vom Sohn, so beschuldigte die morgenländische Kirche die abendländische der Fälschung des nicäischen Symbols und wollte sie nicht für orthodox gelten lassen.

Der Bilderstreit in der griechischen Kirche enthüllte eine tiefe Zerrüttung derselben. Die Bilderverehrung war hier nachgerade ein Stück Heidentum geworden. Man küßte sie, streute ihnen Weihrauch, stellte Lichter vor sie hin, schrieb ihnen Heilkräfte und Wunder zu. Einsichtsvolle Kaiser traten dagegen auf, besonders Leo III. der Isaurier. Er ließ 730 die Bilder einfach aus der Kirche entfernen und eine Synode verbot ihren Gebrauch. Aber viele leitende Geistliche meinten, die Bilder seien die Bücher des Volks und so spaltete sich das Reich in zwei Lager. Bilderfreundliche Mönche wurden gemißhandelt, Nase und Ohren wurden ihnen abgeschnitten u. s. w. Nach vielen blutigen Fehden veranlaßte die Kaiserin Irene i. J. 787 zu Nicäa eine Synode, auf welcher die Verehrung der Bilder wiederhergestellt wurde, aber erst 840 drang dieser Beschluß durch. Dabei ist es geblieben. Doch es duldet die griechische Kirche bis auf den heutigen Tag des Mißbrauchs wegen nur Gemälde. Rom verhielt sich bilderfreundlich.

---

20. Muhammed und der Islam.

Ein schweres Gericht ließ der Herr im 7. Jahrhundert über die morgenländische und nordafrikanische Kirche durch die Entstehung und den Sieg des Islam kommen. Jene einst blühenden Gemeinden hatten das Wort

des Herrn, Offenb. Joh. 2, 5 und 3, 16 so wenig beachtet, daß schließlich bei vielen der Leuchter ganz umgestoßen wurde und da, wo sich noch ein Lichtlein erhielt, der Fortbestand desselben eine schwierige Sache blieb. Die vielen Warnungsstimmen, welche Gott ihnen zugehen ließ, blieben unbeachtet. Die Völkerwanderung vom J. 375 an gab den Völkern des mittleren Europa eine neue Gestaltung; dem wilden Andrang der Hunnen vermochten die tapfersten nicht zu widerstehen, bis der Herr sprach: „Bis hierher und nicht weiter!" Die Goten durchzogen auch das oströmische Reich; das weströmische brach 476 gänzlich zusammen. Aber die griechische Kirche verharrte in ihrer fehdetrunkenen Orthodoxie, bis sie eine Beute des Islam wurde, dessen Entstehung und Bestand ja bis heute als ein großes Rätsel der Weltgeschichte betrachtet werden muß.

Muhammed, d. h. der Ruhmwürdige, ist der Stifter des Islam. Er wurde i. J. 570 zu Mekka geboren. Sein Oheim erzog ihn für den Kaufmannsstand und schickte ihn dann auf Reisen. Auf diesen lernte er die jüdische und christliche Religion kennen, letztere meistens nur von Mönchen. Seine Stammesreligion war ein verkommener Gestirndienst. In Mekka befand sich das Hauptheiligtum, die Kaaba, ein Stein, der vom Himmel gefallen sein sollte. In einem Alter von 25 Jahren heiratete Muhammed und lebte noch 15 Jahre seinem Geschäft und stillem Nachdenken darüber, wie er seinem Volk eine neue Religion verschaffen könne. Oft zog er sich in eine Höhle zurück, um still zu sinnen. Plötzlich trat er im Jahre **611** mit der Ankündigung auf, der Engel Gabriel sei ihm erschienen und habe ihm befohlen, eine neue Religion zu gründen. Sein Hauptsatz lautete: Allah ist Gott und Muhammed sein Prophet! Anfangs glaubten nur seine Frau und sein Neffe Ali an ihn, ja es entstand in Mekka solch eine

Feindschaft gegen ihn, daß er nach Medinah entfliehen mußte, wo man ihn freundlich aufnahm. Mit dieser Flucht, den 6. Juli 622 beginnen seine Anhänger ihre Zeitrechnung. Sie rechnen aber nach Mondjahren, von 354 Tagen. Der zunehmende Mond ist das Zeichen ihrer Herrschaft. Muhammed sammelte nämlich seine Anhänger, schlug seine Feinde, eroberte seine Vaterstadt, reinigte die Kaaba und zog nun mit einem Heer beutelustiger Streiter von einem Ende Arabiens bis zum andern, erklärend, Gott habe ihm befohlen, seine Lehre mit Feuer und Schwert auszubreiten. Sich mit großen Entwürfen tragend, Persien und das griechische Reich erobern zu wollen, starb er plötzlich i. J. 632, an vergiftetem Fleisch, wie es hieß, das ihm eine Jüdin vorgesetzt hatte, um zu sehen, ob er auch ein sterblicher Mensch sei.

Seine Lehre ist ein Mischmasch von Elementen der drei ihm bekannten Religionen in einer genialen Anpassung an die Neigungen und Fähigkeiten seines Volkes und im Gegensatz zu den lästigen Forderungen des Christentums und den unrichtigen Zügen der östlichen Kirche. Die Einzigkeit Gottes ist sein Grundpunkt. Von eigentlicher Sünde will er nichts wissen. Der Mensch erwirbt sich selbst das Heil durch sein Beten und seine guten Werke. Moses, die Propheten, Christus sind hoch zu verehren, aber höher als diese steht er selbst, Muhammed. Er lehrt, daß das Beten auf den halben Weg zu Gott führt, Fasten bis an die Tür des Himmels, Almosengeben aber öffnet die Tür. Wer jedoch für seinen Glauben sein Leben in der Schlacht verliert, der kommt ins höchste Paradies, wo schwarzäugige Huris, d. h. Jungfrauen, ihn bedienen. Er setzte den Freitag als heiligen Tag ein, gebot seinen Anhängern die Beschneidung, verbot ihnen das Schweinefleisch, den Wein und alle Glücksspiele; dagegen gestattete er die Viel-

weiberei; bis zu vier Frauen darf es der gewöhnliche Moslem bringen. Muhammed selbst hatte 17, indem er beanspruchte, Sachen tun zu dürfen, welche Gott den andern Menschen verboten habe. Sonst noch lehrte er, Gott habe über jeden Menschen einen unabänderlichen Ratschluß gefaßt, seinen Tod also vorher bestimmt, der eintrete, ob der Mensch in der Schlacht kämpfe oder daheim der Ruhe pflege. Gegenüber dem Streit in der griechischen Kirche, über den freien Willen gab es hier nur stille Ergebung in sein Schicksal. Islam heißt ja Glaube und Ergebung, Moslem, der Gläubige; Moslemim die Gläubigen. Muhammed verbot alle bildlichen Darstellungen Gottes, seine Moscheen sind nur Bethäuser; an ihnen dienen nur Ulemas, Lehrer. Man hat daher in seinem System viel von einem morgenländischen Protest der Vernunft gegen das sogenannte Pfaffentum sehen wollen. Aber der Islam ist eine herzlose Religion. Von einer Vergebung der Sünden, einem Trost im Leiden weiß er nichts — gar nichts.

Der Koran, d. h. „das Buch" ist die Bibel der Muhammedaner. Er besteht aus 114 Suren, d. h. Abschnitten oder Stufen. Die wichtigsten soll Muhammed bei seinen fabelhaften Reisen in den 7. Himmel vom Engel Gabriel empfangen haben. Manche schöne Stelle über Gottes Güte kommt darin vor, das ganze ist jedoch mit lächerlichem Zeug vermischt. Was die Bibel von Isaak erzählt, wird im Koran auf Ismael übertragen. Die religiösen Vorschriften werden hier ausführlich gegeben — so die Beobachtung des Ramasan, des Bußmonats, eine Art Fastenzeit, ebenso, daß der Moslem täglich fünfmal beten muß, mit dem Gesicht nach Mekka gewandt und einmal in seinem Leben dorthin eine Pilgerreise machen soll. Auch mancher sittlich schöne Spruch findet

sich im Koran, so z. B.: „Das Paradies ist nur für den offen, welcher seinen Zorn beherrscht."

Die Verbreitung dieser Lehre ging erstaunlich schnell vor sich. Muhammeds Nachfolger nannten sich Khalifen, d. h. Statthalter des Propheten. Ihr Ziel war die Unterjochung der gesamten Christenheit und kein Heer schien ihnen widerstehen zu können. Binnen kaum hundert Jahre waren Persien, Syrien, Palästina, Ägypten, Nordafrika und Spanien dem Halbmond unterworfen. Im Jahre 637 fiel Jerusalem in die Hände Omars, der hier die Omarmoschee erbaute, 641 eroberte er Ägypten. Im Abendland hieß man die Muhammedaner Sarazenen, d. h. Morgenländer. Spanien wurden 711 erobert und bald drangen sie in Frankreich hinein; hier aber wurden sie 732 von Karl Martell geschlagen und zurückgetrieben, nachdem sie weit mehr als ein Drittel der damaligen Christenheit an sich gerissen hatten.

In den unterjochten Ländern wurden die Christen hart und schmachvoll behandelt. Anfänglich metzelte man auch viele nieder; ganze Scharen verleugneten auch ihren Glauben. Diejenigen, welche treu blieben, verloren viele Rechte. Ihre Kirchen durfte kein Kreuz schmücken; keine Glocken durften von dort aus erklingen. Im Orient durfte kein Christ einen Turban tragen, noch Waffen, noch ein Pferd reiten, dann auch — keinen Wein verkaufen. Überhaupt beschämte die einfache Lebensweise der Khalifen die Üppigkeit vieler Christen. Später fand sich auch für einige Zeit bei den Sarazenen einige Toleranz und ein gewisses wissenschaftliches Streben, aber es sank nach kurzer Blüte dahin. Den europäischen Völkern ist dadurch jedoch manch ein Gewinn zugeflossen.

---

21. Ausbreitung des Christentums im westlichen Europa.

Nach Spanien und dem südlichen Frankreich (Gallien) war das Evangelium schon in den ersten Jahrhunderten gekommen; besonders im letztern Gebiet bewährten große Gemeinden ihren Christenglauben schon in den Verfolgungszeiten. Von hier aus verbreitete sich sodann die Kirche immer weiter nach Norden aus. Handelsleute und christliche Soldaten leisteten in vielen Fällen gute Missionsdienste. Um 340 lebte der Bischof Athanasius in der Gegend des heutigen Trier in der Verbannung und bahnte dabei dem Evangelium neue Wege in seiner Umgebung. Das ganze Land stand hier unter römischer Herrschaft mit festen Städten als Mittelpunkte, in welchen sich bald Kirchen erhoben und Bischofssitze errichtet wurden. Leider wurde die Bevölkerung Galliens von dem sittlichen und physischen Niedergang Roms stark beeinflußt und so befand sich hier auch die Kirche im 4. und 5. Jahrhundert in einem verwahrlosten Zustände.

Martin von Tours war einer der bedeutendsten Bischöfe Galliens im 4. Jahrhundert; Sagen und Legenden über ihn beweisen, welch einen tiefen Einfluß er auf das Volk gemacht haben muß und manche der von ihm erzählten Wundergeschichten mögen wohl wahr sein. Er war kriegerischer Herkunft und diente zunächst selbst im Heere, zeichnete sich aber als Soldat durch große Menschenfreundlichkeit aus. Einem armen Manne bei Amiens schenkte er an einem kalten Wintertage aus christlicher Liebe seinen halben Mantel. Der Bischof Hilarius von Poitiers taufte ihn und warb ihn sodann für den Dienst der Kirche. Im J. 375 wurde er zum Bischof von Tours gewählt und nun entfaltete er eine höchst gesegnete Wirksamkeit. Er gründete viele Klöster, welche meistens Bil-

dungsstätten für angehende Prediger wurden. Im Kampf mit dem Heidentum soll er durch sein Gebet zum Beweis für die Lebensmacht des Christentums Tote aufgeweckt haben. Die Hinrichtung der frommen Priscillianisten zu Trier als angebliche Ketzer empörte ihn derart, daß er mit den spanischen Bischöfen die Kirchengemeinschaft aufhob. Als er i. J. 400 starb, stritt man sich um seine Leiche.

Die germanischen Grenzvölker des römischen Reichs wurden teils durch besondere Sendboten, wie Ulfilas bei den Goten, teils durch ihren Verkehr mit den Römern, teils auch durch das Suchen nach Wahrheit bei einzelnen von ihnen dem Evangelium entgegen geführt. Ein Beispiel letzterer Art bietet die Königin der Markomannen, nördlich von der Donau im heutigen Böhmen. Sie hieß Fritigild, hatte durch einen schlichten Sendboten von Christus, dem christlichen Italien und dem Bischof Ambrosius gehört. Alles das bewegte sie mächtig und sie sandte an letztern eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken und bat ihn um weitern Unterricht im Christentum. Ambrosius schrieb ihr einen langen Brief. Der ergriff sie aber so, daß sie sich selbst aufmachte, nach Mailand reiste, um den persönlichen Unterricht des Bischofs zu genießen. Als sie hinkam, war er aber schon heim gegangen. Voll tiefer Wehmut darüber kehrte sie heim und bewog nun ihren Gemahl, sich auch dem Christentum zuzuwenden. So kam ein Lichtstrahl der Heilsbotschaft von Christo nach dem andern zu den germanischen Stämmen und die von den Römern angelegten Städte, wie Mainz, Köln, Aachen, wurden fruchtbare Mittelpunkte dieser Bewegung unter ihnen. Leider geriet dieselbe durch die Völkerwanderung vollständig ins Stocken; die Kirchen wurden zerstört, die Christen verzagt und die mühsame Saatarbeit mußte wieder von neuem begonnen werden.

Die Franken mit ihrem König Chlodwig nahmen am

Schluß des 5. Jahrhunderts das Christentum an. Sie saßen am untern Rhein und von hier aus wandte sich Chlodwig gegen den Rest der römischen Herrschaft in Gallien, vernichtete denselben und kehrte sich dann gegen die Allemannen und es kam zu einer großen Schlacht bei Zülpich, unweit Bonn, i. J. 496. Er hatte eine christliche Prinzessin, Chlothilde, geheiratet und diese hatte ihn bewogen, ihre beiden Söhne taufen zu lassen, obschon der erste bald gestorben war und Chlodwig behauptet hatte: „Unsere Götter sind mächtiger als euer Gott.“ In der Schlacht zu Zülpich begannen nun seine Franken zu weichen; da wandte der König seine Augen gen Himmel und flehte zum Gott seiner Gemahlin, wenn dieser ihm jetzt helfen würde, dann wolle er ihm dienen. Sodann schwang er seine Streitaxt mit neuem Mute und die Franken folgten ihm und errangen einen vollständigen Sieg. Die meisten von ihnen waren nun willig, den Gott zu verehren, welcher ihnen so sichtlich geholfen hatte; 3000 der Ersten ließen sich mit ihm zu Rheims taufen. Die Pracht der dortigen Kathedrale machte einen tiefen Eindruck auf sie. Zu Chlodwig sprach der Bischof Rhemigius bei der Taufe: „Beuge du stolzer Sigambrer dein Haupt, verbrenne, was du angebetet, bete an, was du verbrannt hast!“ Die Leidensgeschichte Christi bewegte den König ungemein, er stampfte dabei mit dem Fuße und meinte: „Wäre ich nur mit meinen Franken dagewesen, da hätten wir die bösen Menschen zu Paaren getrieben!“ Weil er mit seinem Volke das orthodoxe Glaubensbekenntnis annahm, so gab ihm der Papst den Titel: „Allerchristlichster König,“ den später alle Könige Frankreichs führten. Aber ihr Christentum war sehr äußerlicher Art; Chlodwig verübte schlimme Bluttaten und seine Nachfolger waren nicht besser. Mit Karl Martell, welcher 732 die Sarazenen besiegte, kam die Würde der Hausmeier empor. Er plünderte die Kirchen, um den Staat zu bauen

und so fehlte es diesen sowie den Klöstern oft am nötigen Unterhalt. Auch das sittliche Leben des Volkes verwehte unter den vielen Kriegen, so daß hier ein neuer Aufschwung des Christentums höchst nötig wurde.

Nach Britannien war das Evangelium vom zweiten Jahrhundert an durch christliche Handelsleute gekommen und allmählich fand die Kirche hier eine feste Heimat. Die Einfälle der Pikten und Scoten der schottischen Hochlande veranlaßten die Briten 449 die Angeln und Sachsen gegen sie zu Hilfe zu rufen. Diese trieben die Eindringlinge zurück, blieben aber selbst im Lande wohnen und gaben demselben ihren Namen. Durch den Papst Gregor den Großen erhielten sie später von Rom aus Missionare und bald wurden sie eifrige Christen. Der berühmte Beda Venerabilis † 735 war einer ihrer leitenden Geistlichen.

Irland wurde durch den sogenannten „heiligen Patrick" zum Christentum geführt. Er war an der Westküste Englands aufgewachsen und hatte den christlichen Unterricht seiner Eltern in den Wind geschlagen. Da raubten ihn irische Seeräuber in seinem 16. Jahre und verkauften ihn einem. Gutsherrn in Irland, dem er die Schweine hüten mußte. Hier schlug er in sich und entkam auch später in seine Heimat. Aber es trieb ihn zurück nach Irland, dort das Evangelium zu predigen. In seinem 45. Lebensjahre, i. J. 417, siedelte er dorthin über, rief die Heiden mit einer Trommel zusammen und erlebte bald die Freude, daß sich das Volk scharenweise dem Evangelium zuwandte. Klöster wurden auch hier die Hauptpunkte der Kirche.

Von Irland gelangte das Evangelium nach Schottland, besonders durch einen Mönch Columba mit seinen Gehülfen. Sie errichteten auf der Insel St. Jona ein Kloster, von wo aus sie das segensreiche Werk betrieben. Hier starb Columba in hohem Alter 597 knieend am Altar. Diese iroschottischen Gemeinden standen in keiner Verbindung mit

Rom und besaßen manche speziell apostolischen Züge, insonderheit waren sie eine Missionskirche, deren Sendboten das Evangelium nach dem Festlande trugen.

---

22. Ausbreitung des Christentums unter den Germanen.

Der Charakter der alten Germanen enthielt manche Züge, welche sie dem Evangelium sehr günstig gegenüber stellten. Ihre Religion war kein roher Naturdienst, sondern in dem Leben und Weben der Naturkräfte ahnten sie das Walten überirdischer Wesen, welche man nicht bildlich darzustellen vermöchte. Die Art und Weise, wie sie den Kreislauf der Natur, die Sonnenwende im Winter, das neu erwachende Leben im Frühling und das dahinsterbende im Herbst feierten und betrauerten, zeigt ihr reiches, tiefes Gemüt. Ihr Begriff vom Bösen enthielt viel Richtiges. Sie ahnten einen Weltuntergang. In sittlicher Beziehung standen sie hoch, waren keusch, wahrheitliebend, treu — physisch noch nicht verkümmert. Trotzdem erscheinen sie als arme Heiden, dem Trunke und der Spielwut ergeben und haßerfüllt gegen ihre Feinde. Ihre Füße waren eilend, Blut zu vergießen. In wilder Kriegslust kehrten sie gern das Schwert auch gegen einander. Aber in wunderbarer Stufenfolge hat Gott der Herr seine Friedensbotschaft von einem Stamm zum andern tragen lassen und bald erkannte das deutsche Volk im Christentum das ewige, allseitige Lebensgut, nach welchem es sich gesehnt hatte in seinen tiefsten Empfindungen.

Die britischen Missionare von Irland und Schottland durchzogen vom Schluß des 6. Jahrhunderts an nicht nur die Kreise der fränkischen Kirche, westlich vom Rhein, sondern sie wandten sich auch zu den meistens noch völlig heidnischen Stämmen der Deutschen. So wirkte ein Mönch,

Fridolin, am Oberrhein und gründete das Kloster Säckingen. In dem heutigen Österreich arbeitete der heilige Severinus † 482. Im Jahre 590 kam dann der irländische Kolumbanus mit 12 Gefährten nach den Vogesen, predigte und legte Klöster an. Die Bewohner trieben die etwas engherzig angelegten Mönche von sich und so wandten sie sich zu den Alemannen am Oberrhein. Kolumbanus stieg sogar über die Alpen und missionierte unter den Longobarden; dort starb er 516. Seinen Schüler Gallus hatte er krank am Bodensee zurück gelassen. Dieser gründete hier in wilder Waldgegend das später berühmte Kloster St. Gallen. Er wirkte von demselben aus sehr segensreich unter den teilweise noch heidnischen Einwohnern. Ein anderer irländischer Mönch, Kilian, kam als Missionar nach Würzburg, wo ihn der Herzog Gosbert gewähren ließ und sich selbst bekehrte. Er hatte aber seines Bruders Frau geheiratet und diese, Namens Geilana, fürchtete nun, ihr Gemahl werde sie verstoßen; in seiner Abwesenheit ließ sie somit den Kilian ermorden, — um 680. Alle diese iroschottischen Mönche drangen von vornherein auf strenge Askese. Gallus trug stets eine eiserne Kette um den bloßen Leib, die ihn blutig rieb. Infolge solcher Ansichten gewannen sie beim Volk nicht leicht Einfluß; ebenso fehlte ihnen organisatorisches Geschick.

Um 700 beginnen die angelsächsischen Sendboten unter den deutschen Stämmen zu missionieren. Ein Willebrord kam zu den Friesen, ließ dann die Wahl seines Arbeitsfeldes vom Papst gutheißen, sich zum Erzbischof der Friesen weihen und sich Utrecht als Bischofssitz anweisen. Von hier aus entsandte er zur Sommerszeit seine Gehilfen nach Deutschland. Zum Winter kehrten sie wieder zu ihm zurück, um sich durch das Studium der heiligen Schrift für weitere Arbeit zu stärken. Zwei derselben, die beiden Ewalde, wurden von den heidnischen Sachsen

ermordet. Sehr erfolgreich wirkte Switbertus an der Lippe. In der Gegend des heutigen Kaiserswerth legte er ein Kloster an. Er starb 717 und seine Gebeine werden in einem goldenen Sarge aufbewahrt. Auch die bekehrten Angelsachsen erwiesen sich also als eine Missionskirche.

Bonifacius, auch ein angelsächsischer Mönch, wirkte sodann in dem Innern Deutschlands mit solchem Erfolg, daß ihm die Bedeutung eines „Apostels der Deutschen“ beigelegt worden ist. Er war vornehmer Herkunft und zum Staatsdienst bestimmt worden, aber ein glühender Missionseifer hatte ihn zuerst zu den heidnischen Friesen gezogen, wo er mit Willibrord zusammen arbeitete und dann bald nach Hessen und Thüringen getrieben, wo er noch ungebrochenes Heidentum vorfand. Bei Geismar in Hessen fällte er die „Donnerseiche“ und schuf damit dort dem Evangelium freie Bahn. An der Fulda gründete er ein Kloster, von welchem seine Gehilfen die Heilsbotschaft weiter trugen. Aber er glaubte, die germanische Kirche würde ohne einen engen Anschluß an den römischen Stuhl nicht gedeihen. Somit reiste er wiederholt nach Rom und besprach sein Werk mit dem Papst. Dieser ließ ihn am angeblichen Grabe Petri schwören, er werde die deutsche Kirche im römischen Sinn organisieren und gab seinem angelsächsischen Namen — Winfried, d. h. gutes Schicksal, die römische Fassung. Nun ging er schneidig gegen die unabhängigen iroschottischen Sendboten und deren Gemeinden vor. Ein großer Greuel in seinen Augen war ihm die Priesterehe. Den Bischof von Mainz verklagte er als einen Ehebrecher, weil er verheiratet war und billigte dessen Hinrichtung. Andere zwang er durch Folter und Gefängnis zum Anschluß an Rom. Ängstlich fragte er selbst beim Papste an, ob Pferde, Hasen, Biber gegessen werden dürften. Im J. 742 ernannte ihn dieser zum Erzbischof von Mainz und Primas der deutschen Kirche.

In dieser Stellung bewährte er sich als Diplomat und vermittelte zwischen Rom und Pippin, dem fränkischen Hausmeier, so daß der Papst Zacharias diesem die fränkische Kaiserkrone zusprach, i. J. 752. Schließlich klagte aber Bonifacius auch über die Geldgier und die Unsittlichkeit in Rom und auch seine Stellung als Erzbischof trug ihm peinliche Erfahrungen ein. So ging er denn im hohen Alter nach Friesland zurück, dort seine letzten Kräfte der Mission zu widmen. Hier starb er jedoch i. J. 755 bei Dokkum des Märtyrertodes.

Karl der Große, v. 768—814, muß als der zweite Gründer der eigentlichen deutschen Kirche notiert werden. Er strebte darnach, sämtliche deutsche Stämme unter seinem Szepter zu vereinigen und das Christentum unter ihnen zur Herrschaft zu bringen. Leider setzte er auch letzteres mit Waffengewalt durch. So führte er mit den Sachsen einen 33jährigen Krieg, bis sie besiegt, an der Macht ihrer Götter verzweifelten. Scharenweise mußten sie sich in der Weser untertauchen, während am Ufer stehende Priester das Taufformular sprachen. Jeder Deutsche mußte bei seiner Taufe, dem Teufel, Wodan, Thor und ihren Genossen entsagen und das christliche Glaubensbekenntnis annehmen. Sonst tat Karl viel für Kirchen und Schulen, rief gelehrte Männer ins Land, wie den Alkuin aus England und geübte Sänger aus Italien. Im J. 800 krönte ihn der Papst Leo III. zum römischen Kaiser deutscher Nation und erhob ihn damit zum Schirmherrn der gesammten Christenheit. Karl überließ dem Papst wohl einigen Landbesitz, behandelte ihn aber als den ersten Bischof der Kirche. Des Papstes Eintreten für die Bilderverehrung mißbilligte er. Bilder sind etwas Gleichgültiges, urteilte er. Leider ging diese Selbstständigkeit der germanischen Kirche unter seinen Nachfolgern verloren.

23. Gründung der Kirche unter den slavischen und nordischen Völkern.

Tiefes Heidentum lagerte bis zum 9. Jahrhundert über diesen Völkern, welche in Bulgarien, Ungarn, Böhmen, an der Ostsee, dem heutigen Rußland und dann in Skandinavien wohnten und es nahm Jahrhunderte, bis das ihnen gebrachte, nicht mehr ganz reine Christentum das Volsleben einigermaßen umgestaltet hatte. Auch hier ging es wie bei den germanischen Stämmen, daß nämlich die Hauptentscheidung für das Evangelium zuerst von Fürsten und Königen getroffen werden mußte; das gewöhnliche Volk folgte dann schnell nach. Auch hier erwiesen sich oft christliche Frauen als Bahnbrecher erfolgreicher Missionsarbeit.

Cyrillus und Methodius, zwei Mönche der griechischen Kirche, schufen dem Evangelium zuerst eine Heimstätte unter den heidnischen Bulgaren an der Donau. Die Schwester des Königs Bogoris hatte das Christentum in Konstantinopel kennen gelernt, angenommen und suchte nun auch ihren Bruder dafür zu gewinnen. Sie ließ den Methodius kommen, dem König ein Jagdbild zu malen; dieser malte ihm aber ein Bild des jüngsten Gerichts, welches auf denselben solch einen tiefen Eindruck machte, daß er seiner Schwester folgte, i. J. 864. Er schrieb nun an den griechischen Kaiser und bat ihn, um weitern christlichen Unterricht. Dieser belehrte ihn über wichtige Punkte in den christologischen Fragen, was Bogoris nicht verstand. Daher wandte er sich an den römischen Papst Nikolaus I., der ihn weit einfacher belehrte. Er schloß sich nun mit seinem Volke an Rom an, worüber dann der Patriarch in Konstantinopel sehr aufgebracht wurde.

In Böhmen und Mähren wurde ebenfalls durch Cyrillus und Methodius das Christentum eingebürgert, so

daß diese beiden als die Apostel der Slaven verehrt werden. Cyrillus starb in Rom, Methodius aber organisierte die Kirche in genannten Ländern mit tiefem Verständnis für die Eigenart des Volkes. Er führte die slavische Sprache beim Gottesdienst ein und der Papst billigte die Sache, damit er diesen Teil der Kirche nicht verlöre. Methodius starb 885. Von Böhmen kam das Evangelium im 10. Jahrhundert nach Ungarn und Polen. Aus einem vornehmen böhmischen Geschlechte entstammte auch Adalbert, der Bischof der Preußen, welcher zur selben Zeit die erste Kunde von Christo an die Mündung der Weichsel trug. Von Danzig wandte er sich ostwärts, betrat aber, ohne es zu wissen, einen für heilig gehaltenen Wald, wo ihn ein heidnischer Priester mit einem Speer durchbohrte — i. J. 997.

Nach Rußland kam das Christentum zuerst durch eine Großfürstin Olga, welche um 950 in Konstantinopel gewesen war und sich hier hatte taufen lassen. Sie vermochte ihren Enkel Wladimir zu beeinflussen, sich nach ihrer neuen Religion zu erkundigen. Er ließ durch besondere Gesandte in den verschiedenen Ländern über deren Kultus Erkundigungen einziehen. Der Gottesdienst in der Sophienkirche zu Konstantinopel hatte den tiefsten Eindruck auf sie gemacht. So verlangte denn Wladimir vom griechischen Kaiser Priester und Lehrer und eine christliche Prinzessin zur Gemahlin, um von ihren Lippen das Evangelium zu hören. Letzteres schlug ihm der Kaiser zuerst ab, aber er ließ sich nicht abweisen, bis sich dessen Schwester Anna entschloß, den Antrag anzunehmen. Auf der Südspitze der Krim wurde er 988 getauft, dann kehrte er nach seiner Hauptstadt Kiew zurück, entließ seine übrigen Frauen und machte sich nun daran, „sein Volk mit der Taufe zu erleuchten.“ Auf seinen Befehl schleiften die Slaven zuerst in stummen Schmerz ihre Götzen in den Dniepr, dann ließ

er sie sich am Fluß versammeln, wo er selbst mit einer Anzahl griechischer Geistliche erschien. Auf ein gegebenes Zeichen stürzte sich das Volk in das Wasser, die Priester am Ufer lasen Taufgebete und Wladimir sprach über diese „seine neugebornen Kinder" den Segen. Das Höhlenkloster zu Kiew wurde eine Bildungsstätte für die russischen Priester, aber das Christentum, welches sie pflegten, enthielt schon viele unrichtige Fäden.

Anscharius oder Anschar ist der sogenannte Apostel des Nordens geworden. In Frankreich i. J. 801 geboren, verlor er früh seine fromme Mutter, zeigte aber ihren tiefen Einfluß auf ihn in der ernsten Haltung seines Jugendlebens. Tiefen Eindruck machte die Nachricht von dem Tode Kaiser Karls d. Gr. auf ihn, welchen er in seiner Pracht und Herrlichkeit gesehen hatte. Die Eitelkeit alles Irdischen ergriff ihn mächtig und früh trat er in das Kloster zu Corvey ein, ließ sich aber bald in ein Kloster gleichen Namens an der Weser versetzen, wo er bald die Leitung der Schule erhielt. Um diese Zeit kam der aus seinem Reich vertriebene Dänenkönig Harald nach Mainz an den Hof Kaiser Ludwigs des Frommen, wo er die Taufe empfing und nun wünschte, es möchte ihn ein Geistlicher als Missionar in sein Land begleiten. Ansgar wurde in Vorschlag gebracht und dieser erklärte sich sofort bereit, den gefährlichen Beruf anzutreten, ein anderer Mönch wollte ihn begleiten. Aber schon auf der Reise hatten sie von dem Könige und seinen Großen viel Ungemach zu erdulden. Von letzteren waren einige schon mehrere male getauft worden, indem sie es dabei nur auf die schönen, weißen Taufkleider abgesehen hatten. Als sich einer von ihnen in dieser Hinsicht einmal getäuscht fand, schimpfte er, daß so ein Gewand für einen Sauhirten gut genug sei, aber nicht für einen seinesgleichen; wenn er etwas anderes anzuziehen hätte, so würde er es den

Priestern vor die Füße werfen. Das Christentum der dänischen Hofleute war also etwas sehr Äußerliches. Als nun Harald nicht sofort in sein Land einzudringen vermochte, blieb Ansgar vorläufig in Friesland und bildete hier Gehilfen aus für das Werk im Norden. Im J. 831 reiste er nach Schweden und erhielt hier vom Könige die Erlaubnis, das Evangelium zu predigen. Er wurde nun zum Erzbischof von Hamburg ernannt, wo er eine Missionsschule anlegte, deren Zöglinge er nach Schweden und Dänemark sandte. Räuberische Normannen plünderten jedoch die Stadt und brannten alles nieder. Ansgar ließ sich dadurch aber nicht entmutigen. Er wurde nun auch zum Erzbischof von Bremen ernannt, was ihn wieder in den Besitz einiger Mittel setzte. In Schweden wurde das Christentum um 850 die herrschende Religion und die andern nordischen Länder folgten; sogar nach dem fernen Island wurde das Evangelium getragen. Ansgar starb i. J. 865 als ein sehr demütiger und treuer Knecht seines Herrn. Wunderbar wußte es Gott so zu fügen, daß ums J. 1000 die mächtigsten Könige und Kaiser Europas sich vor dem Kreuze beugten — der deutsche Kaiser Otto I.; der dänische König Kanut; der König von Ungarn, Stephan der Heilige und der rußische Czaar Wladimir. Zum wahren Christentum mußten freilich ihre Völker erst noch erzogen werden.

IV. Die Zeit des Mittelalters.

Von ca. 800 bis 1517.

24. Übersichtliches.

Werfen wir einen **Rückblick** auf den soweit betrachteten Gang der Kirchengeschichte, so sehen wir, daß sich die in der apostolischen Zeit gegründeten Gemeinden und Gemeindegruppen im 2. und 3. Jahrhundert zu festgefügten Kirchenkörpern mit synodaler Verfassung entwickelt haben. Hieraus entsteht die Reichskirche im 4. Jahrhundert, welche im römischen Bischof einer persönlichen Spitze zustrebt, damit aber auch die Lostrennung der morgenländischen Kirche von der abendländischen veranlaßt. Erstere setzt ihre Aufgabe nun in der treuen Aufbewahrung der auf den Konzilien abgefaßten Glaubenslehren, was sie Orthodoxie nennt. Neuern Lebensbewegungen ist sie so ziemlich unzugänglich. In der abendländischen Kirche gewinnt der nüchterne, praktische Sinn des Römers einen weitgehenden Einfluß auf die äußere und innere Ausgestaltung der Kirche. Im Papsttum lebt sodann der Geist des römischen Weltreichs neu auf, während die germanischen Völker einer Erneuerung des christlichen Lebens entgegen wachsen. Zudem hat sich die Kirche im 2. und 3. Zeitraum die ihr zusagenden Elemente der griechisch-römischen Kultur und Wissenschaft angeeignet und findet es nun als ihre Aufgabe, den einzelnen Völkern davon soviel zuzuführen, wie sie gut aufnehmen und bearbeiten können. Die lateinische Sprache wird die allgemeine Kirchensprache derselben. In lokaler Beziehung beschäftigt sich die Kirchengeschichte vom Jahr ca. 800 an mit einem weit kleineren Gebiet als vorher.

Das Mittelalter zerfällt eigentlich in drei Zeiträume. Der erste beginnt mit Karl d. Gr. und geht bis zu dem Papst Gregor VII. In dieser Periode durchdringen sich Staat und Kirche in einer Weise, daß sie ihre Interessen gegenseitig oft fördern. In der zweiten Periode, dem Höhepunkt des Mittelalters, von 1073 bis 1305, geraten Papst und Kaisertum in einen heftigen Kampf mit einander, aus welchen in den meisten Fällen die päpstliche Macht den Sieg davon trägt. Während des letzten Zeitraums, von 1305 bis 1517, lösen sich die Könige und Fürsten mehr und mehr vom römischen Stuhl los; die Freiheit des Denkens sucht sich ihre eigenen Bahnen und drängt auf eine Reformation hin.

Das germanische Volk wird nun der vornehmste Träger und Pfleger christlicher Kultur. Im deutschen Gemüt lag eine ganze Welt zukunftsfähiger Kräfte beschlossen, — kühner Tatendrang, tiefe Sehnsucht nach idealen Dingen und eine gewisse Schwermut. Besonders in diesen letztern Zug konnte das Christentum einsetzen, aber auch die andern halfen mit, der deutschen Kirche ein bestimmtes Gepräge zu geben. Das zeigen besonders die im 9. Jahrhundert entstehenden Volksepen, der „Heliand“ und der „Krist.“ Mit einem Moment sind die deutschen Stämme freilich nicht Christen geworden; es hat vielmehr die Kirche hier eine lange Erziehungsarbeit ausgeführt, diese aber bildet den Hauptkern der deutschen Geschichte. Viele tiefe Sinnigkeit trug sodann das deutsche Volk in seine kirchlichen Einrichtungen hinein. Die hochgewölbten Dome waren ihm ein Bild seiner dunklen Wälder; in der Glocke verehrte er den Lockruf der Kirche; die Orgel wurde ihm der Laut der ganzen Natur zur Ehre Gottes; der christliche Festkreis teilte das ganze bürgerliche Leben in bestimmte Abschnitte; in besonders tief empfundener Weise wurden die drei Hauptfeste gefeiert. Die deutsche Sprache erwies

sich sodann als fähig, für die christlichen Ideen die entsprechenden Ausdrücke aus sich heraus zu bilden — so Buße von baß, besser machen; Glaube und Liebe von lioban, sich unter ein Schutzdach stellen; Gnade von ginada, sich niederlassen; selig von salida, Glück, Heil. Andere, mehr äußerliche Benennungen wurden der griechischen und lateinischen Sprache entlehnt, wie Bischof, Priester, Opfer, Messe, Dom u. a. Es erhielt sich freilich lange viel Heidnisches in Gesinnung und Wandel; vielfach hatte man den Christengott nur angenommen, um in ihm den mächtigsten Helfer im Kampf zu verehren; Erzengel und Heilige traten an die Stelle der alten Götter, aber genauere Bekanntschaft mit dem Evangelium schuf doch bald richtigere Auffassungen. Im ganzen war ja das Christentum, welches sich bei den deutschen Stämmen einbürgerte, nicht das ursprünglich reine mehr, sondern schon sehr mit römischen Irrtümern durchsetzt. Das Evangelium war ein neues Gesetz geworden; die Gemeinde die rechtsmäßig verfaßte Kirche; das sittliche Ideal erschien im Mönchtum.

Das Klosterwesen ist besonders als ein dieser Zeit angehörendes Institut zu notieren. Es entwickelte sich im Abendlande ganz anders als im Orient. Der morgenländische Einsiedler nützte seiner Mitwelt oft wenig oder nichts; im Abendlande dagegen wurde er für längere Zeit ein wichtiger Träger der Kultur. Der Begründer des abendländischen Mönchswesens war Benedikt von Nursia. Er stammte aus einer angesehenen Familie in Italien und wurde in den Wissenschaften erzogen, wandte sich aber dem Mönchsleben zu und stiftete 530 zu Monte Cassino, nördlich von Neapel, ein Kloster mit besondern Einrichtungen und Regeln, welche für das ganze Abendland vorbildlich wurden. Jeder, welcher als Mönch eintrat, mußte ein einjähriges Noviziat durchmachen. Dann hatte er das dreifache Gelübde der Armut, Keuschheit (Ehelosigkeit) und des

Gehorsams abzulegen. Dem Vorsteher, Abt, sollte man unbedingt gehorchen und auf alle Freuden des Lebens verzichten. Zu diesen Stücken aber fügte Benedikt die Pflicht der Arbeit und des Studiums; Gebet und Wissenschaft sollten einander die Hand reichen. Das machte das Kloster zu einer wichtigen Bildungsstätte. Die Mönche trieben Ackerbau und rodeten den Wald aus. Daneben schrieben sie Bücher ab und retteten die Schätze des Altertums durch die dunkeln Jahrhunderte. Die Klöster wurden der Zufluchtsort der Bedrängten; ebenso wurden in ihren Schulen die Geistlichen und Missionare jener Zeit gebildet. Auch Nonnenklöster entstanden in rascher Folge. In Deutschland war in allen Klöstern im 9. und 10. Jahrhundert die Askese erschlafft, dagegen trieben die Mönche und Nonnen die Wissenschaften in einer gewissen behaglichen Weise; aber auch die sittliche Zucht geriet in Unordnung. Jedes Kloster wurde mit besondern Privilegien ausgestattet, einem solchen Geld und Land zu schenken, betrachtete man als ein Stück besonderer Frömmigkeit.

---

25. Das Papsttum.

Die wachsende Macht der Päpste bildet einen der wichtigsten Züge in der Geschichte dieser Zeit. Pippin schenkte dem Papst 755 ein Stück von Italien, den sogenannten Kirchenstaat — freilich nur als ein Lehen, aber er begründete damit eine weltliche Herrschaft desselben, welche ehrgeizige Päpste bald sehr vergrößerten. Das Sinken der korolingischen Dynastie trug dann viel dazu bei, ihr Ansehen zu heben. Aber es gab unter ihnen auch sehr tüchtige Männer, welche gegen ungerechte Bischöfe und Könige mit alttestamentlichem Ernst auftraten und unschuldig Bedrängten wie der einzige Hort in der Not erschienen. Ein solcher war Nikolaus I. von 858—867; er zwang z.

B. den Herzog von Lothringen, seine verstoßene Gemahlin wieder anzunehmen, und entsetzte die Bischöfe ihres Amtes, welche ihre Entlassung gebilligt hatten. Auch in einen Patriarchenstreit in Konstantinopel mischte er sich entscheidend ein. Seine Nachfolger wußten sich sodann die Landeshoheit über die Stadt Rom zu verschaffen.

Gefälschte Dokumente bildeten vom 9. Jahrhundert an eine wesentliche Stütze päpstlichen Ehrgeizes. Ein spanischer Bischof, Isidor von Hispalis † 636, hatte sich durch die Herausgabe von Klassikern und Kirchenvätern einen hohen Ruf verschafft. Unter seinem Namen erschien nun um 850 eine Sammlung von Urkunden, welche die Macht des Papstes und der Bischöfe als eine schon seit Jahrhunderten zu Recht bestehende nachwiesen, so z. B. ein Dekret, in welchem Konstantin der Gr. dem römischen Bischof Sylvester um 315 schon den Kirchenstaat schenkte. Andere dokumentierten die Unabhängigkeit der Bischöfe von den weltlichen Behörden. Nur auf 12 Zeugen hin sollte gegen einen Bischof eine Klage erhoben werden dürfen. Schon Nikolaus I. vermochte sich dieser pseudoisidorischen Dekretalien mit Erfolg zu bedienen. So plump der Betrug auch war, man hat ihn Jahrhunderte lang nicht gemerkt. Erst protestantische Historiker haben ihn aufgedeckt.

Das Sinken der Kirche riß im 9. und 10. Jahrhundert auch das Klosterwesen und Papsttum mit sich fort. In den Klöstern herrschte Üppigkeit und ein Verfall der Moral. Hundegebell und Roßewiehern erklang statt Gebet und Psalmengesang. In Rom aber gelangten eine Reihe schlimmer Menschen zur päpstlichen Herrschaft — so daß die Sage von einem weiblichen Papst entstand nnd allgemein geglaubt wurde. Um 950 stand der päpstliche Stuhl unter der Leitung einer gottlosen Frau mit ihren Töchtern. In kaum 50 Jahren starben 13 Päpste und meistens eines gewaltsamen Todes. In diesen Zustand der Dinge griffen im 11.

Jahrhundert die deutschen Kaiser strafend und ordnend ein und Heinrich III. hat in seiner kurzen Regierungszeit, v. 1039—1056 drei unwürdige Päpste abgesetzt. Mit ihm steht das deutsche Kaisertum über dem Papstum und überhaupt auf der Höhe seiner allseitigen Macht.

Eine mächtige Reformbewegung der Klöster und der Kirche überhaupt setzte aber in dem 910 gegründeten Kloster Clugny in Burgund ein. Man erneuerte die alte Benediktinerregel in all ihrer Schärfe und betonte namentlich unbedingten Gehorsam gegen den Abt. Die Individualität des einzelnen sollte im Dienst der Kirche in ihrer Gesamtheit völlig verschwinden. In ähnlicher Weise drängte man auf die Reform der Geistlichen und die Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Macht. Durch drei Stücke sollte dieses erreicht werden,—durch Abstellung der Simonie, und der Investitur durch die Fürsten und dann durch die Durchführung der Ehelosigkeit (Cölibat) bei den Geistlichen. S i m o n i e hieß man den Stellenverkauf der Äbte, Bischöfe u. s. w., welchen die Fürsten trieben; I n v e s t i t u r nannte man die Einsetzung in die kirchlichen Ämter mit Überreichung von Ring, Stab und Scepter als Zeichen der Würde derselben. Der Papst sollte dies besorgen, nicht Kaiser und Fürsten. Der Cölibat war seit Jahrhunderten gelehrt worden, aber namentlich in Deutschland sehr abgekommen. Die Seele der Reformbewegung wurde ein Mönch, Hildebrand, welcher zunächst zum Leiter mehrerer Päpste emporstieg und dann mit dem Namen Gregor VII. selbst Papst wurde. In ersterer Stellung schon setzte er es durch, daß der Papst nur von den Cardinälen, den ersten Geistlichen Roms, gewählt wurde und höchstens der Bestätigung des Kaisers noch bedurfte.

Gregor VII., von 1073—1085 entfaltete die weitgehendsten Ansprüche der päpstlichen Würde. Er nannte sich den Nachfolger Petri und Stellvertreter Christi auf Erden; ver-

glich sich mit der Sonne und die weltlichen Monarchen mit dem Monde, welche ihre Macht nur von ihm empfangen sollten, wie der Mond sein Licht von der Sonne erhält. Überall sollte man sich ihm beugen und Abgaben nach Rom schicken—die Peterspfennige. Mit dem Cölibat drang er so ziemlich durch und viele Geistliche entließen ihre Familien. Mit der Abstellung der Simonie ging es schwerer und im Investiturstreit mußte er teilweise nachgeben, weil mit den geistlichen Ämtern meistens auch Landbesitz verbunden war. Den schärfsten Streit hatte er mit dem deutschen Kaiser Heinrich IV., von 1056—1106, auszufechten. Dieser war nicht glücklich erzogen worden und behandelte viele seiner Untertanen höchst ungerecht, namentlich die Sachsen. Von deren Kirchengeräten ließ er z. B. den Schmuck abreißen, um ihn gelegentlich an seine Hofdamen zu verschenken. Dafür beim Papst verklagt, forderte ihn dieser vor sich. Darüber wurde der Kaiser aber so aufgebracht, daß er Gregor VII. absetzte. Dieser sprach dann den Bann über ihn aus und entband seine Untertanen des Treueides gegen ihn. Nun wollten sich die Fürsten von ihm lossagen, wenn er sich nicht vom Bann befreien würde—sein zügelloses Treiben, verglichen mit der Sittenreinheit des Papstes, trug auch viel dazu bei, sein Ansehen zu mindern. So entschloß sich der Kaiser, die päpstliche Gnade nachzusuchen. Er machte die Reise im Winter d. J. 1077 und zwar über die Alpen, traf den Papst in dem Schloß Canossa, mußte hier aber drei Tage im Büßerhemde draußen stehen, ehe ihn Gregor vor sich ließ und ihn unter Bedingungen vom Banne lossprach. Durch seine Härte verlor der Papst die Sympathie der Deutschen und Heinrich IV. fand genug Anerkennung, um ein Heer zu sammeln, seinen Nebenkaiser zu besiegen und Rom belagern zu können. Gregor VII. wurde aber nach Neapel in Sicherheit gebracht, wo er mit den Worten starb: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt, darum

sterbe ich im Exil.“ Neben kirchlichem Eifer, vermag uns sein maßloser Ehrgeiz nicht zu imponieren.

Mit **Innocenz** VII., von 1198—1216, erstieg das Papsttum seine Sonnenhöhe. Gegen die Könige von Frankreich und England setzte er seine Entscheidungen durch. Am glänzendsten erschien er 1215 auf der 4. Lateransynode, wo er, umgeben von 71 Erzbischöfen, 412 Bischöfen und 800 Äbten, die Dogmen der römischen Kirche feststellte.

---

26. Die Kreuzzüge.

Der Grund der Kreuzzüge ist hauptsächlich in einem irregeleiteten religiösen Enthusiasmus der europäischen Völker jener Zeit zu suchen. Man haftete in seinen religiösen Empfindungen sehr am Äußerlichen, Außerordentlichen und kam so leicht zu Überspanntheiten. Von jeher waren den Christen die geweihten Stätten im heiligen Lande teuer. Dorthin eine Pilgerreise zu machen, dort zu beten, erschien für das innere Leben besonders förderlich. Damit verband sich bald die Idee des Verdienstlichen. Wer einen besondern Frevel begangen hatte, hoffte ihn durch eine Fahrt nach dem heiligen Lande sühnen zu können. Die Kirche aber stimmte solchen Ansichten eher bei, als daß sie dieselben korrigierte. Dazu kam Abenteuerlust und eine natürliche Entrüstung über die Mißhandlungen der Pilger seitens der Türken, welche nach 1073 Palästina beherrschten. Zudem glaubten viele, um das Jahr 1000 oder bald nachher werde das Weltende eintreten. Eine große Sehnsucht nach dem Himmel schien über die Völker ausgegossen zu sein, meint Neander. Ein Zug nach dem irdischen Jerusalem erschien vielen Tausenden als der entsprechende Ausdruck solcher Empfindungeu. Der Papst aber benutzte alle diese Umstände dazu, die Macht der Kirche und der Staaten seinen ehrgeizigen Plänen dienst-

bar zu machen. Er setzte die Kreuzzüge in Bewegung; er stattete sie mit besondern Vorrechten aus; er erschien als der Schirmherr der Völker, während deren Herrscher abwesend waren. Er wollte versuchen, die griechische Kirche und das heilige Land seiner Herrschaft zu unterwerfen. Diesen großartigen Plan hatte schon Gregor VII. gefaßt und seine Nachfolger benützten den ersten günstigen Augenblick zu seiner Ausführung.

Die Vorbereitungen zum ersten Kreuzzug tragen so einen romantischen Zug an sich. Ein Peter von Amiens, ein Zwerg von Gestalt, soll barfüßig und barhäuptig auf einem Esel reitend, beinahe das ganze westliche Europa durchzogen, und das Volk für die Sache begeistert haben. Man will diese Darstellung heute sagenhaft finden. Geschichtlich ist, daß der Papst Urban II. auf zwei Kirchenversammlungen, zu Piacenza in Italien und Klermont in Frankreich vor großen Massen den Plan entwickelte, einen Zug nach dem heiligen Lande zu machen, um dieses den Ungläubigen zu entreißen. Die letztere Synode fand im November 1095 statt und so zündete hier die Rede des Papstes, daß die Menge wild in den Ruf ausbrach: „Gott will es!“ und Scharen sich herzu drängten, das Symbol des Unternehmens, ein rotes Kreuz, sich auf die rechte Schulter heften zu lassen, um sich damit zur Teilname an einem „Kreuzzug“ zu verpflichten. Der Papst verhieß aber einem jeden solchen die Vergebung seiner Sünden, und die ewige Seligkeit, sollte er im Kampfe fallen.

Der erste Kreuzzug setzte sich i. J. 1096 in Bewegung. Ein zügelloser Haufe von 100,000 eilte ihm unter Führung des „lahmen Peter“ voraus, erschlug in seinem blinden Eifer in Baiern allein an 12,000 Juden, erreichte aber schon sehr zusammen geschmolzen, kaum noch Kleinasien und wurde hier durch türkische Heere vernichtet.

Auch das Hauptheer, unter der Führung von Gottfried von Bouillon u. a. hatte auf der langen Fahrt ungeheure Strapatzen zu bestehen. In Antiochien wurde es sogar von einem türkischen Heer eingeschlossen. Da fand man die angebliche Lanze, womit Christi Seite durchbohrt worden war und nun wurde ein glänzender Sieg errungen. Von den Hunderttausenden aber, die ausgezogen waren, erreichten nur an 22,000 am 6. Juni 1099 die heilige Stadt, nahmen dieselbe jedoch nach einigen Wochen mit Sturm und metzelten Tausende ihrer Einwohner — und meistens wehrlose, nieder. Dann zog man zur Grabeskirche, um für den Sieg zu danken — ein echtes Beispiel mittelalterlicher, dem Papsttum gefälliger, Frömmigkeit. Schön nimmt sich sonst das Wort Gottfrieds von Bouillon aus, daß er da keine Königskrone tragen wolle, wo sein Herr eine Dornenkrone getragen habe.

Weitere Kreuzzüge wurden nötig, um das Erstrittene, wo möglich, zu halten. Den 2. machten Kaiser Konrad III. von Deutschland und Ludwig VII. von Frankreich. Letzterer hatte in einem Kampf eine Kirche mit 1000 Menschen darin verbrennen lassen, nun sollte ein Kreuzzug die Sünde sühnen. Erstern bewog der „heilige" Bernhard dazu, der dem Beginnen Segen und Erfolg verhieß. Im J. 1147 zog ein glänzendes Heer aus, vermochte jedoch nichts zu erreichen. Im J. 1187 eroberte der Sultan Saladin sogar wieder Jerusalem. Nun folgte der 3. Kreuzzug unter der Führung des deutschen Kaisers Friedrich Barbarossa. Dieser aber fand 1189 seinen Tod in einem Flüßchen bei Antiochien und das machte sein Heer völlig mutlos. Der 4. Kreuzzug 1202 kam nur bis Konstantinopel und richtete hier für einige Zeit ein lateinisches Kaisertum auf. Den 5. machte Kaiser Friedrich II. 1228 und brachte Jerusalem teilweise unter seine Herrschaft, obwohl er sich im Bann befand. Bald nachher eroberten es

die Türken wieder und nachgerade auch das übrige Palästina. Den 6. und 7. Kreuzzug machte Ludwig der Heilige von Frankreich. Aber er kam im erstern 1248 nur bis Ägypten; im letztern 1270 bis Tunis. Im J. 1291 ging den Christen auch die letzte Stadt, Akko, an die Türken verloren. Damit hatten diese Unternehmungen ihr Ende erreicht, welche an 6 Millionen Menschen gekostet haben sollen. Im J. 1202 entstand sogar ein Kinderkreuzzug, der natürlich ein klägliches Ende nahm.

Die Folgen der Kreuzzüge waren teils segensreiche, teils verderbliche. Der Gesichtskreis der europäischen Völker wurde durch die Bekanntschaft mit dem Orient ungemein erweitert. Man hatte eine ganz neue Welt kennen gelernt. Morgenländische Poesie und Sage befruchtete den abendländischen Geist. Das Rittertum erreichte seine höchste Blüte. Um Kranke zu pflegen und Pilger zu schützen, entstanden die Orden der Tempelherren, der Johanniter und der deutschen Ritter. Man lernte aber auch an den Arabern manche gute Eigenschaften kennen, brachte wertvolle Schriften mit und bereitete so den später auftretenden Humanismus vor. Daheim entwickelte sich während der Abwesenheit so vieler Ritter und Fürsten das freie Bürgertum. Das Mißlingen der Unternehmungen erschütterten aber auch den Glauben an die Unfehlbarkeit der Päpste und die Autorität der Kirche überhaupt, deren Verheißungen nicht eingetroffen waren. Zunächst freilich blieb das Papsttum in höchster Bedeutung stehen. Für seine Pläne zu kämpfen, galt als ein vorzügliches Stück Frömmigkeit. Auch daheim wurden Kreuzzüge ausgerufen — gegen sogenannte Ketzer und Häretiker. Die Kirchen und Klöster wurden sodann reich an Geld und Land, indem sie das Eigentum der nicht zurückkehrenden Adligen erbten. Sodann entwickelte sich der Aberglaube in betrübendster Weise. Alle möglichen und —

unmöglichen Sachen wollte man von den heiligen Stätten mitgebracht haben — den ungenähten Rock Christi; ein Stück Brot, von welchem Jesus sollte abgebissen haben; einen Zahn, den er in seinem neunten Jahr verloren hatte u. dgl. m. Es nahm einige Zeit, bis sich die gewinnreichen Folgen der Kreuzzüge geltend machen konnten.

---

27. Irrtümer der römischen Kirche.

Ihren **Höhepunkt** erreichte die römische Kirche im 13. Jahrhundert. Da haben wir das Papsttum in seiner vollendetsten Ausprägung. Von einer Universalherrschaft des deutschen Kaisers ist keine Rede mehr. Die Einheit der abendländischen Völker gipfelt im Papst. An seine Würde zu glauben, galt für eine Bedingung zur Seligkeit. Überall schwärmten seine Legaten, angeblich um nach dem Wohl der Fürsten und Könige zu sehen, in Wahrheit aber um die Politik zu gunsten seiner ehrgeizigen Pläne zu beeinflussen. Alle wichtigen Bischofsstühle wurden von ihm besetzt. Das alte Rom ist im Papsttum neu aufgelebt, — nur mit dem Unterschied der Idee, daß nicht von Menschen aus ein Mensch vergöttert werden sollte, sondern daß sich Christus der Menschheit durch den Papst angeblich mitteile. Vom Papst ist alles abhängig; er soll alles gutheißen; in seiner Brust liegen alle Rechtsideen; das Massenchristentum dieser Zeit fügt sich seinen Weisungen. Seine Verehrung ist also auch Heidentum ja Antichristentum. Einen freien Zugang des einzelnen zur Gnade Gottes soll es nicht mehr geben. Die Kirche vermittelt das Heil durch ihre Diener und die Sakramente.

Ein Rückfall ins alte Judentum ist in dem System der römischen Kirche nicht zu verkennen. Der Klerus war von dem gewöhnlichen Volk völlig geschieden. Er lebte von dem Kirchen- und Klostergut und dem Zehnten. Eigent-

liche Gemeinden gab es gar nicht mehr, sondern nur große Parochien. Die niedern Kleriker, z. B. manche Priester, waren oft die Diener des Bischofs, welche die nötigsten Messen lasen, daneben aber auch seine Jagdhunde besorgten. Die Messe wurde der wichtigste Teil des Gottesdienstes. Diese bestand in der mit reichen Liturgien ausgestatteten Feier des heiligen Abendmahls. Paschasius Radbertus hatte schon um 850 gelehrt, daß durch den Segen des Priesters die Abendmahlselemente in den Leib und das Blut Christi verwandelt würden. Seine Ansicht erregte anfangs wohl einigen Widerspruch, bürgerte sich aber schnell ein und wurde auf dem 4. Laterankonzil 1215 zur Kirchenlehre erhoben. Sie steigerte das Ansehen der Priester ungemein. Den Laien entzog man den Kelch, weil sie ja vom „Blut Christi“ etwas verschütten könnten. Die Messe verdrängte bald die Predigt nach dem Wort eines Bischofs: „Ich ziehe es vor, meinen Freund zu sehen, anstatt ihn zu hören.“ Auch wenn der Priester das Abendmahl allein genoß, sollte es für andere wirkungskräftig sein. Das veranlaßte die Totenmessen. Im Frohnleichnahmsfest, am Donnerstag nach Trinitatis, feierte man dieses Stück des Kultus in besonderer Weise.

Man kam allmählig zu sieben Sakramenten, indem sich neben Taufe und Abendmahl noch die Firmelung, die Ehe, die Priesterweihe, die Beichte und die letzte Ölung, als besondere Heilsmittel einbürgerten. Durch die Taufe sollte die Erbsünde abgewaschen werden; zuerst wurde dabei der Teufel ausgetrieben. Die Firmelung sollte den heiligen Geist verleihen; die Priesterweihe dem Diener der Kirche eine nie verlierbare Würde geben, die Ehe rechnete man hierher nach einer falschen Auffassung von Ephes. 5, 32. Die letzte Ölung sollte dem Sterbenden die Salbung für das ewige Leben erteilen nach einer unrichtigen Erklärung von Jak. 5, 14ff. Das Institut der Beichte verwies den Laien

bezüglich seines gesamten Gnadenstandes an den Priester. Nur die Sünden sollten vergeben sein, welche ihm bekannt würden. Sodann sollten die Sakramente mit ihrem äußern Vollzug die von ihnen repräsentierte Gnade wirken, das aber nur, wenn ihnen beim Empfangenden keine Totsünde entgegen stünde — schließlich aber auch nur, wenn die Absicht des Priesters bei der Spendung derselben die richtige wäre. Wie aber sollte der Laie letzteres feststellen! Durch die Privatbeichte gewann die Kirche eine ungeheure Macht über die Gewissen, zudem lehrte sie, es sei nötig, nach abgelegter Beichte, dem Reuigen zeitliche Strafen aufzulegen, — als sich zu geißeln, eine Wallfahrt zu machen u. s. w. Der deutsche Kaiser Otto IV. † 1218 ließ sich in seiner letzten Krankheit täglich geißeln. Die „heilige Elisabeth" von Thüringen wurde von dem Ketzerrichter, Konrad von Marburg, so gemißhandelt, daß sie daran starb, i. J. 1231. Daran schloß sich die Lehre vom Ablaß, indem anstatt der persönlichen Büßungen Geldgaben treten konnten.

Ein Rückfall in's alte Heidentum bildet die andere Seite der römischen Irrtümer. Die abergläubische Verehrung der Jungfrau Maria, der Heiligen und unzähligen Reliquien stieg in's Maaßlose. Der Maria widmete man eine ganze Reihe von Festen. Jedes Land, jedes Gewerbe, jede Stadt hatte einen oder mehrere Schutzheilige. Sie sollten zwischen dem Menschen und der Gottheit vermitteln und in ihren Reliquien ihre wundertätigen Einflüsse sich fortpflanzen. Man besaß Barthaare des Apostels Petrus, Balken von seinen Hütten auf dem Berge Tabor, Stücke von der Jakobsleiter u. dgl. m. Als Akko fiel, 1291, trugen angeblich Engel das Haus der Maria nach Loreto in Mittelitalien, stellten es dort auf und so entstand hier ein hochberühmter Wallfahrtsort. Mit den angeblichen Leichen der Märtyrer u. s. w. wurde ein schwunghafter Handel getrieben. Besonders fromme Menschen wurden vom Papst „heilig" gesprochen.

Als solche sollten sie mehr gute Werke getan haben als zur Seligkeit notwendig war. Diesen Schatz verwaltete die Kirche zum Gewinn für ihre Kassen. Das gesamte religiöse Leben wurde veräußerlicht, ja lief vielfach in einen rohen Realismus aus. Um die Schuld von Angeklagten festzustellen, kam man zu den sogenannten „Gottesurteilen.“ Man ließ so einen z. B. einen Ring aus siedendem Wasser herausziehen. Blieb seine Hand dabei unbeschädigt, so erwies er seine Unschuld, im anderen Fall seine Schuld. Alles lebte zudem in großer Furcht vor Gespenstern, Hexen u. s. w. und suchte nach Zaubermitteln, sich vor ihnen zu schützen, meinte aber auch bald, letztere durch die Folter ausfindig machen zu können und hinrichten zu müssen. Der Papst aber hat diesen Wahn bestätigt.

Es ist **die Frage nach der Gewißheit des Heils**, welche die Völker dieser Zeit am tiefsten bewegte. Die Kirche aber ließ die Fragenden die Antwort darauf auf irrigen Wegen suchen, nicht mit Verweisung auf Christus und persönlichen Anschluß an ihn, sondern auf eigenen Leistungen. Darum waren die Straßen voll von Pilgern hierhin und dorthin; darum entstanden immer strengere Mönchsorden; darum konnten sich Tausende in Fasten und Selbstpeinigungen nie genugtun; darum war man willig, für den Bau von Klöstern, Kathedralen und Domen große Opfer zu bringen.

Der Glaubenszwang war zweifellos der schlimmste Faden im römischen System. Orthodox, d. h. rechtgläubig, hieß nur derjenige, welcher allen kirchlichen Lehren beistimmte. Wer davon abwich, galt für einen Häretiker und Ketzer, den man mit Gewalt zur Umkehr zu bringen suchte. Gelang das nicht, so fiel er der Todesstrafe anheim; denn ein verderblicheres Laster als die Häresie sollte es nicht geben. Im J. 1229 wurde allen Laien verboten, selbst die Bibel zu lesen und ein eigener Gerichtshof, die Inquisition, geschaffen, Ketzer aufzuspüren und der Hinrichtung anheim zu geben.

28. Evangelisches Christentum in dieser Zeit.

Proteste gegen das wachsende Verderben der Kirche finden sich während dieser dunkeln Zeit bei einzelnen und ganzen Richtungen. Durch das ganze Mittelalter geht auch ein reformatorischer Zug. Am klarsten und fruchtbarsten wird er jedoch von solchen vertreten, welche innerlich und vielfach auch äußerlich mit der Kirche brachen, in stillen Privatstunden ihr Erkenntnisgut zu pflegen versuchten, von der herrschenden Kirche aber bitter verfolgt wurden. Meistens kamen solche eine apostolische Art anstrebenden Kreise dann zu Einseitigkeiten, verurteilten die andern wohl auch zu scharf und betrachteten sich selbst zu weitgehend als die einzig Auserwählten. Nach den gewöhnlichen Nachrichten über sie sollen sie alle sehr an manichäischen Irrtümern gekrankt haben, ein Zug, der nur mit Vorsicht aufzunehmen ist, indem ihre Geschichte von ihren Feinden geschrieben wurde. Nach guten Forschungen hängen diese von der herrschenden Kirche sich abwendenden Strömungen im Abendland mit gleichgesinnten Richtungen im Morgenland zusammen. Versprengte Paulicianer aus Armenien kamen nach Bulgarien und verschmolzen mit Gesinnungsgenossen, den Bogomilen und Euchiten. Zu Beginn des 12. Jahrhunderts erging hier jedoch eine schwere Verfolgung über sie, was wohl viele veranlaßt hat, nach dem westlichen Europa zu flüchten, wo sie in Spanien, dem südlichen Frankreich und in der Lombardei, festen Fuß faßten und Gleichgesinnte trafen.

Katharer nannte man im Abendlande bald diese zu Anfang des 11. Jahrhunderts auftretenden und bald sich massenhaft mehrenden, mit der herrschenden Kirche brechenden Kreise. Der Name kommt von ihrer Selbstbezeichnung her und bedeutet die „Reinen." Daraus ist dann das Wort „Ketzer" entstanden. Längere Zeit hieß man sie auch „Bulgari" oder auch „Publikani," von „Paulicianer," was

ihren Zusammenhang mit morgenländischer Genossen beweist. Im 12. Jahrhundert bildeten sie bei Mailand und Turin in Italien und im südlichen Frankreich die herrschende Masse. Grafen und Ritter hielten sich zu ihnen. Nach dem Städtchen Albi nannte man sie auch Albigenser. Aus der römischen Kirche traten sie nicht formell aus, sondern bildeten einen nebenbei sich bauenden Bruderbund, hatten aber ihre eigenen Geistlichen. Streng verurteilten sie so ziemlich alles an der römischen Kirche. Diese war ihnen das Weib aus der Offenbarung auf dem scharlachroten Tier. Ihre Gemeinden schieden sich in Grade; doch war die Zahl ihrer „Freunde“ weit größer, als die ihrer eigentlichen Glieder. In die Reihe ihrer „Vollkommenen“ wurde man durch eine besondere Weihe aufgenommen, wobei den Betreffenden das Evangelium Johannes auf das Haupt gelegt und darüber gebetet wurde. Aus diesen Reihen gingen die Apostel der Richtung hervor, welche neue Genossen warben. Die Kartharer führten ein einfaches, frommes Leben, voll von Mildtätigkeit und Menschenliebe und besaßen daher die Gunst des gewöhnlichen Volkes. Sie drangen auf Bibelkenntnis und gute Schulen. Die Adeligen brachten ihnen ihre Kinder zur Ausbildung und selbst römische Geistliche ließen sich von ihren arm und dürftig einhergehenden Predigern belehren; besonders aber das gewöhnliche Volk verlangte deren Trost und Segen in der Todesstunde.

Die Verfolgung der Katharer seitens der römischen Kirche blieb nicht aus. Anfangs wollte sie der Papst durch seine Legaten bekehren lassen. Aber diese vornehm hoch zu Roß kommenden Kleriker richteten nichts aus. Ein spanischer Mönch, D o m i n i k u s, kam dann mit seinen Genossen auch in armer Wandertracht, gewann jedoch keinen durchgreifenden Erfolg. Da ließ der Papst Innocenz III. 1209 einen Kreuzzug gegen sie predigen,

welcher binnen 20 Jahren die meisten niedermachte und das südliche Frankreich in eine Wüste verwandelte. Viele entflohen nach Italien.

Petrus Waldus von Lyon wurde am Schluß des 12. Jahrhunderts der Stifter, wie es meistens heißt, einer eigenen nach ihm genannten Richtung, welche von allen gegen Rom auftretenden Kreisen am meisten echt evangelische Art an sich trug. Vielen Historikern erscheint er nur als ein besonderer Führer in einer schon bestehenden Strömung. Um 1170 wurde er auf eine besondere Weise zu Gott bekehrt. Nun ließ er sich das Neue Testament in die Landessprache übersetzen, verteilte sein Vermögen unter die Armen und gründete einen Verein armer Laienprediger, welche sich mit großer Liebe und Selbstverleugnung der Unterweisung des Volkes widmeten. Der Bischof von Lyon verbot ihnen ihr Tun, aber sie ließen sich nicht einschüchtern und so sprach schon 1184 der Papst den Bann über sie aus. Sie zerstreuten sich nun nach Spanien, Burgund, nach Italien, den Rhein hinab, ja nach Böhmen und Polen. In Böhmen soll Waldus um 1215 gestorben sein. Überall warben sie Genossen, gründeten und ordneten Gemeinden. Ihr großer Erfolg läßt sich kaum anders erklären, als daß viele Katharer sich ihnen ohne weiteres anschlossen, ihr ihnen angetragenes Erkenntnisgut für richtiger erkannten als ihr eigenes und sich mit ihnen daher vereinigten. Es verschwindet wenigstens ihr Name zu Ende des 13. Jahrhunderts aus der Geschichte und die Bezeichnungen „Waldenser,“ „Albigenser,“ „Arme von Lyon,“ „Sabbati,“ d. h. Sandalenträger, bürgerten sich als Spottnamen der Ketzer ein.

Lehre und Leben der Waldenser erweisen sie als eine Lichterscheinung der christlichen Kirche, als einen erhabenen Beleg der Wahrheit des Ausspruchs Christi Matth. 16, 18. Scharf und klar erkannten sie die römische Priesterkirche als

ein Stück Antichristentum und entwickelten im Gegensatz dazu eine der Urkirche nachgebildete Gemeindekirche mit einer reichen Gliederung. Sie hatten Bischöfe, Prediger, Evangelisten, Diakonen und Diakonissen — dazu besondere Wanderprediger, Apostel, welche von Gemeinde zu Gemeinde gingen, die Gläubigen stärkten und neue Genossen warben. Diese hießen auch „Gottesfreunde“ und wurden infolge ihrer soliden, fruchtbaren Frömmigkeit von solchen hochgeachtet, welche nur Freunde der Waldenser waren. Diese bildeten auch hier eine weit größere Zahl als die eigentlichen Gemeindeglieder. Meistens traten auch die Waldenser nicht formell aus der römischen Kirche aus, sondern wußten sich wie ein Kirchlein in der Kirche zu bauen. Sie wurzelten mit ihrem gesamten religiösen Leben im Boden der heiligen Schrift, besonders im Neuen Testament, lernten große Stücke davon auswendig, indem sie sich Übersetzungen in die Landessprache davon anfertigten. Durch Katechismen und Lieder sorgten sie für die Unterweisung ihrer Jugend. Manichäische Irrtümer werden ihnen auch von ihren Feinden nicht zugeschrieben, wie bei den Katharern; sodann wird ihr sittenreines, frommes Leben von vielen derselben offen zugestanden und gerühmt.

Ihre Verfolgungen seitens der römischen Kirche schufen ihnen einen schweren Trübsalsweg, voller Blut und Tränen. Der Krieg gegen die Katharer nahm auch sie furchtbar mit; viele entkamen in die Täler von Piemont und westlich von Turin. In Deutschland waren Städte wie Mainz, Speier, Augsburg, Nürnberg, Steier, Köln u. a. ihre Hauptsitze, wo sie nach Zeiten harter Bedrängnis immer wieder hervortraten.

---

29. Bedeutende Männer.

Eine Reihe bedeutender Männer tritt uns in diesen Jahrhunderten sodann unter denjenigen entgegen, welche das Unheil der römischen Kirche erkannten und eine Rückkehr zu apostolischen Einrichtungen anstrebten, dieses aber auf eine stürmische Weise auszuführen versuchten und nicht im stillen Gemeindebau, wie die Katharer und Waldenser. Sie gerieten daher auch auf gewisse Abwege und verfielen teilweise einem unbiblischen Fanatismus. Ihre vielen richtigen Erkenntnispunkte und ihre Treue gegen dieselben sind aber genauer Beachtung wert. Unter diesen sind ein Peter von Bruys und Arnold von Brescia zu notieren. Beide waren für den Priesterstand ausgebildet worden, hatten dabei jedoch bei einem freisinnigen Lehrer, Abälard, selbstständig denken gelernt und erkannten, wie weit sich die Kirche von ihrem apostolischen Vorbild entfernt hatte. Beider Heimat war das südliche Frankreich. Hier trat Peter von Bruys als Priester gegen eine Reihe römischer Irrtümer auf und gewann einen großen Anhang. Leider ist uns sein Leben und seine Lehre nur von seinen Feinden übermittelt. Er verwarf die Tradition und die Berufung auf die Heiligen und die Citate der Kirchenväter. Die heilige Schrift allein sollte die Quelle der christlichen Erkenntnis sein. Daher erklärte er die Kindertaufe für unrichtig, verlangte die Taufe auf den Glauben und eine einfache Feier des Abendmahls. Sonst soll er mit Kruzifixen am Karfreitag Fleisch gekocht haben, aber wie richtig das zutrifft, ist fraglich. Er wurde 1126 verbrannt. Entschieden stürmisch wirkte Arnold von Brescia. Er trat mit glühender Beredsamkeit für die Trennung von Kirche und Staat ein, endigte aber 1156 auch auf dem Scheiterhaufen.

Bernhard von Clairvaux ist wohl der bedeutendste derjenigen frommen Männer dieser Zeit, welche ganz auf dem Boden der römischen Kirche stehen blieben und doch viele Grundfäden der christlichen Heilswahrheit zu erfassen und fruchtbar zu machen wußten. Adliger Herkunft und zum Ritterstande bestimmt, weihte er sich aus innerm Drang dem nach strengen Regeln eingerichteten Cistercienserorden, welcher dann bald seinen Namen erhielt. In einem wüsten Tal in Burgund gründete er ein Kloster und verwandelte dessen Umgegend derart, daß man den Ort „Clairvaux," d. h. „schönes Tal" hieß. Bald war es von Hunderten von Mönchen bevölkert, die alle von ihm lernen wollten und weitere Klöster nach seinen Grundsätzen entstanden in rascher Folge. Bernhard betonte vor allem persönliche Frömmigkeit, einen innern Anschluß des Herzens an Christus und eine Versenkung der Seele in dessen Leiden und Sterben. Er dichtete lateinisch das Lied, dem Paul Gerhardt sein „O Haupt voll Blut und Wunden," nachgebildet hat. Ebenso forderte er sorgfältiges Studium der heiligen Schrift und strenge Askese. Ebenso hoch sollte jedoch auch die Arbeit stehen. Seine Mönche trieben Ackerbau und Viehzucht, um vom eigenen Ernteertrag zu leben und nicht von Geschenken und Renten. Kontemplation und Arbeit sollten miteinander verbunden sein — wie Maria und Martha. Insonderheit übten dann Bernhard und seine Genossen barmherzige Liebe an Elenden und Unglücklichen. Er erbat sich Verbrecher, um sie zu neuen Menschen heranzubilden und er erzielte manchen Erfolg. Er reiste viel und soll an Kranken, Blinden und Besessenen Wunder verrichtet haben. Der Ruf seiner Frömmigkeit war so groß, daß er von Fürsten und Königen um Rat gefragt wurde — auch in Dingen der Politik. Ehrenstellen schlug er aus. Als einer seiner Schüler Papst wurde unter dem Namen

Eugen III., da richtete er ernste und würdige Ermahnungen an ihn. „Versuch es einmal,“ schrieb er ihm, „als Herrscher Nachfolger der Apostel sein, oder als Nachfolger der Apostel herrschen zu wollen. Wenn du beides zugleich haben willst, so wirst du beides verlieren.“ Leider ließ sich Bernhard viel zu weit in politische Händel verwickeln, betrieb den zweiten Kreuzzug und verhieß ihm sichern Erfolg. Als dieser nicht eintraf, sank sein Ansehen erheblich. Die Katharer suchte er zu bekehren, hieß aber die Verfolgung derjenigen gut, welche ihm nicht Recht gaben. Mit dem freisinnigen Abälard hatte er einen harten Kampf, ließ sich in demselben jedoch Zweideutigkeiten zu Schulden kommen. Er ist also nicht ohne Schaden Roms Knecht gewesen. Im Vertrauen auf Gottes Liebe und Verheißungen starb er i. J. 1153, an 63 Jahre alt, verehrt und geliebt von Tausenden. Man hat ihn den letzten Kirchenvater genannt und Luther hat später hoch von ihm gehalten. Das eigentümlich Neue an seinem Orden war — der Zusammenschluß der Klöster und der Dienst der Mönche an andern. Ihre Frömmigkeit sollte ein Gewinn für die Laienwelt sein.

Franziskus von Assisi in Italien und **Dominikus** aus Spanien sind als Gründer der sogenannten Bettelorden merkwürdig. Ersterer wurde 1182 als der Sohn eines reichen Kaufmannes geboren. Als junger Man schlug die Geschichte von der Aussendung der Jünger ohne Beutel oder Tasche wie ein Blitzstrahl in seine Seele. Auf alles Eigentum verzichtend, zog er arm und dürftig, sich den nötigsten Unterhalt erbettelnd, durch das Land, Buße predigend und Armen und Kranken Hilfe und Trost erweisend. Seine persönliche Frömmigkeit gründete sich auf einen innigen Verkehr mit Gott durch Christus. Diese Erkenntnis machte ihn sorglos und froh. Psalmen singend und die Natur gleichsam umarmend, so daß die wilden Tiere Zutrauen zu ihm

faßten, suchte er seinen Mitmenschen zu leben. Der Papst gab ihm Erlaubnis, einen neuen Orden auf der Grundlage jeglichen Verzichtes auf Eigentum, zu stiften. Tausende scharten sich bald um ihn. Sie sollten sich von ihrer Hände Arbeit nähren und nur im Notfall zum Betteln greifen. Sie bildeten einen Gegensatz zu dem üppigen Treiben der Mönche in den reichen Klöstern, und in ihren Predigten und Liebesdiensten trat dem Volk der Grundzug des Evangeliums wieder einmal vor die Seele. Eine besondere Gruppe dieses Ordens durfte im bürgerlichen Leben verharren. Das schuf der Kirche einen großen Einfluß unter dem gewöhnlichen Volk. Die Franziskaner bauten schließlich doch auch Klöster, aber in den Städten, um im Fluß des bürgerlichen Lebens die Interessen der Kirche zu wahren. Die Schwester des h. Franziskus stiftete einen weiblichen Orden ähnlicher Tendenz.

Dominikus erhielt die Anregung zu einem ähnlichen Orden durch die Wanderprediger der Katharer. Er sah, wie die üppigen Legaten des Papstes unter den „Ketzern" nichts ausrichteten, wie das gewöhnliche Volk glaubte, die Apostel der Armut könnten ihm das Heil sicherer vermitteln als die aristokratischen Kleriker. Da ließ auch er Pferde und Diener fahren und bequemte sich zur Erscheinung der Armut. Was beim Franziskus innerer Drang ist, muß bei ihm als Berechnung notiert werden. Sein 1220 gestifteter Orden widmete sich zunächst in hingebendster Weise der Bekehrung der sogenannten „Ketzer" und drang daher bald auch auf wissenschaftliche Bildung seiner Mitglieder, um mit diesen erfolgreich disputieren zu können. Da aber auch sie vom Bettel leben sollen, so kommt durch sie viel Bildungsstoff unter das gewöhnliche Volk, ja mit den Bettelorden arbeitete sich der dritte Stand, der Bürgerstand, zu Ansehen und Geltung empor. Die Päpste aber verstanden es, dieses teilweise richtige Aufflammen religiöser Empfindung

in der Kirche ihren Zwecken dienstbar zu machen. Sie statteten die Bettelorden mit speziellen Vollmachten aus. Überall sollten ihre Glieder die Beichte hören und Absolution erteilen dürfen. Bald übertrugen sie dem Dominikanerorden die Inquisition, so daß diese wie die „canes domini“, d. h. „die Hunde des Herrn“, die Ketzer aufzusuchen und vors Gericht zu ziehen hatten.

Berthold von Regensburg, ein Franziskanermönch, war wohl der größte Volksprediger dieser Zeit; die Kirchen vermochten seine Zuhörer nicht zu fassen; unter den Bäumen und auf freiem Felde soll man sich zu Zehntausenden um ihn gesammelt haben. Er predigte Buße, rügte auch manchen römischen Irrtum, so das Vertrauen auf äußere Leistungen ohne innere richtige Empfindungen. Die aufkommenden Ablaßprediger sind ihm „Pfennigprediger.“ Mitunter wurde er auch volkstümlich recht derb. Er starb 1272.

---

30. Die mittelalterliche Frömmigkeit.

Die Frömmigkeit des Mittelalters trägt einen eigentümlichen Charakter. Die ihr zu Grunde liegenden richtigen Empfindungen wurden im Anschluß an die Kirche als einer Rechtsanstalt in der Form eines weltlichen Reiches unrichtig gebildet. Die Kirche war mit dem äußern Anschluß an sie zufrieden und ihre leitenden Träger drangen auf kein persönliches Christentum. Der Glaube war ein äußerlicher Gehorsam gegen die Lehren und Forderungen der Kirche geworden und dieser Gehorsam wurde mit Zwangsmitteln durchgeführt, ohne Rücksicht auf innere Überzeugung. Auf dem 4. Laterankonzil, 1215, hatte Innocenz III. festsetzen lassen, daß jeder katholische Christ vom jugendlichen Alter an einmal im Jahre zur Beichte und Kommunion gehen müsse. Wer das nicht tat, galt

bald für einen Ketzer, den die Inquisition, die kirchliche Polizei, einkerkerte und auf die Folter spannte. Wie gegen die Sarazenen, so predigte man gegen die sogenannten „Häretiker" und „Ketzer" das Kreuz. Die Frage nach dem Seelenheil wurde also mit der Verweisung auf menschliche Leistungen beantwortet; zu tun, was die Kirche anordnete, das galt zunächst für Frömmigkeit.

Die eigentliche kirchliche Versorgung der Massen betrieben die berufsmäßigen Geistlichen nur in sehr beschränktem Maaße. Der höhere Klerus führte ein üppiges Leben; viele Bischöfe verstanden es weit besser, den Streitkolben zu schwingen als zu predigen, und in diplomatischen Künsten waren sie weit bewanderter als in der Bibel. Diese Umstände entgingen aber dem prüfendem Blick des Volkes nicht und darum zeigte dasselbe eine so weitgehende Empfänglichkeit für die einfachen, frommen, bibelfesten Sendboten der Waldenser und deren Anhänger. Mit bloß äußerer Gewalt war diese evangelische Strömung aber nicht zu vernichten — das erkannten nachgerade Päpste und andere Hochwürden. Darum ließen sie die sogenannten Bettelorden gewähren, deren Träger all die Heilserkenntnisse aufarbeiteten, welche auf dem Boden der römischen Grundrichtung fruchtbar gemacht werden konnten. Ihre Predigten, besonders die eines Berthold von Regensburg, zeigen uns das Ideal der mittelalterlichen Frömmigkeit, wie sie sich bei dem gewöhnlichen Volke auswirken sollte.

Die große Heilsfrage wird von Berthold in seiner Weise eingehend erörtert. Er predigt dem Volk, damit sie „in's Himmelreich" kommen. Und er schöpft dabei aus dem Evangelium. Lange hatten die römischen Geistlichen wenig gepredigt und wenn sie es taten, ihren Stoff der Tradition entnommen oder aus den Kirchenvätern zusammen gelesen. Das Zeugenamt im apostolischen Sinne

war dabei wenig zur Geltung gekommen. Das wird bei Berthold anders wie bei vielen Bettelmönchen überhaupt — als eine Frucht waldensischer Volkspredigt. Man redet von Sünde und Gnade aus eigener Erfahrung und auch von Christus, dem Erlöser und Heiland, den man lieben, dem man dienen sollte. Gott naht sich in seiner Gnade dem Menschen in der Taufe. Durch diese wird die Erbsünde weggeschafft. Nun soll der Mensch die erlangte Unschuld bewahren. Das kann er teilweise, wenn er keine sogenannte Todsünde begeht. Die gewöhnlichen Sünden bringen den Menschen nicht in die Hölle, wohl aber in's Fegfeuer, aus welchem ihn Messen und Fürbitten der Heiligen bald herausschaffen können. Vermag der Mensch vor seinem Tode aber noch dem Priester zu beichten und dessen Absolution zu empfangen, so würde er doch heilig und hätte er auch viele Todsünden getan. Nichts war daher schlimmer als ein plötzlicher Tod — nicht das rechte Leben, sondern das rechte Sterben erschien als die Hauptsache. Darum predigte man Buße — mit einem neuen Nachdruck, d. h. das römische Sakrament der Buße. Wer sie annimmt und übt, wie die Kirche es vorschreibt, dem wird die durch Christus erworbene Gnade Gottes zu teil. Christus hat eine siebenfache Arznei für den Sünder erworben, das sind die sieben Sakramente. Diese aber sind der Kirche anvertraut und so ist jegliches Heil nur in der Kirche und durch sie zu erlangen.

Die Kirche als Heilsvermittlung — das ist der durchschlagendste Punkt römischer Heilserkenntnis. Nicht was die Bibel lehrte, sondern was man aus der Tradition schöpfen konnte und die Päpste festsetzten, erschien doch in letztem Fall als das Entscheidende. Was die Kirche lehrt, ist der Glaube. Ihn soll man den Kindern vom 7. Jahr an fest einprägen. Sagt jemand, er weiß nicht, wer recht hat — die Christen, Juden, Heiden oder Ketzer, so

ist das vom Teufel. Berthold warnt sogar davor, zu viel über den Glauben nachzudenken. Er vergleicht ihn mit der Sonne, in die man nicht zu lang hineinsehen darf. Innocenz III. lehrte offen, daß auch das wahrer Glaube sei, wenn ein Mensch Irriges glaube—aber in der Meinung, die Kirche lehre so. Das aber machte den Glauben zu einem bloßen Fürwahrhalten kirchlicher Lehrsätze, nicht zu einer fruchtbaren Wurzel sittlichen Lebens. Letzteres bestand vielmehr aus einer Summe äußerer Leistungen, wie sie die Kirche vorschrieb. Damit aber wurde dann die Lehre von einem Heil aus freier Gnade sehr verdunkelt. Die Taufe hatte nur rückwirkende Kraft. Denn Christus sollte nur für die Erbsünde gestorben sein. Für die Tatsünden sollte der Mensch selbst aufkommen mit Hülfe der — Kirche. Wer ihr folgt, der kommt nur in das Fegfeuer, aus welchem ihn Seelenmessen bald erlösen können. Wird für eine Seele eine Messe gelesen, lehrt Berthold, so hört deren Qual während dieser Zeit auf. Wohnen der Messe viele Personen bei, tun Fürbitte und geben Almosen, so kürzt das die Zeit im Fegfeuer sehr ab. Seelenmessen stiften, galt deshalb für eine allgemeine Christenpflicht. Zu einer persönlichen Heilsgewißheit, zu einem fröhlichen Ausruhen in der Gnade Jesu Christi, vermochten aber solche Ansichten und Einrichtungen nicht zu führen.

Die praktische Frömmigkeit, also das sittliche Leben, zeigte daher wohl einige „erfreuliche" Blüten, ermangelte jedoch einer harmonischen Durchbildung. Es entfaltete sich manche reiche Liebestätigkeit, wenn auch nicht in der Art von Gemeindepflege, so doch in Stiftungen und Vereinen. Es gab Hospitäler für alle Arten von Krankheit, dazu Armenspenden an Klöstern und Anstalten. Viel Mitleid und Barmherzigkeit kam dann durch die mancherlei Orden zum Ausdruck. Weit weniger erreichte die Kirche auf dem

Gebiet der Moral. Hier tat der Cölibat der Priester großen Schaden. Eher noch gelang es, gegen Geiz und Habsucht anzukämpfen. Aber das eigentliche Ideal der Frömmigkeit steckte doch im Mönchtum, wo man ganz aus der Welt hinausflüchtet. An eine Verklärung des natürlichen Lebens vom innen heraus, denkt man nicht oder zunächst noch nicht. Das Natürliche an sich sollte sündhaft sein. So teilte man sich dann in den schwierigen Punkt — die einen flohen in's Kloster und die anderen zehrten von ihrer Frömmigkeit. Daß aber auch dieser Zustand nicht befriedigte, zeigen die Tertiarier, d. h. die Mitglieder der Bettelorden, welche im bürgerlichen Leben blieben, dann auch die Tausende, welche sich den Waldensern anschlossen, wo man einen unmittelbaren Zugang zur göttlichen Gnade kennen lernte ohne Vermittlung von Priestern und andern. Nachgerade kamen aber immer weitere Kreise zu der Einsicht, daß das natürliche Leben ein göttliches Recht für sich hat, daß die Heilslehre der Kirche Irrtümer in sich birgt und daß es kein Unrecht ist, sie zu prüfen und sich gegen den einen und andern Punkt in derselben aufzulehnen.

---

31. Die Scholastik und Mystik.

Die theologische Wissenschaft des Mittelalters hat den Namen „Scholastik,“ von schola, Schule, — also Schulweisheit, erhalten. Sie ist anders geartet, als was wir in den Schriften eines Origenes und Augustin finden. Dort handelte es sich darum, die christliche Lehre auf Grund der heiligen Schrift und der christlichen Erfahrung festzustellen. Nachdem nun aber die kirchlichen Glaubenssätze als Wahrheit anerkannt waren, fand die Scholastik ihre Aufgabe darin, dieselben formal durchzuarbeiten, d. h. ihre logische Richtigkeit zu beweisen. In Klöstern und auf

Hochschulen pflegte man die theologische Wissenschaft, besonders dann auch auf den im 14. Jahrhundert aufkommenden Universitäten. Denken und Glauben sollten durch sie vereinigt werden. Weit weniger als auf die Bibel gründete man sich dabei auf die Schriften des Aristoteles und erging sich dabei in abgeschmackten Spitzfindigkeiten, ja einige Scholastiker nahmen einen vier- bis siebenfachen Schriftsinn an, was sie dann in den Stand setzte, zu beweisen, was ihnen irgendwie paßte.

Anselm von Canterbury gilt für einen der bedeutendsten Scholastiker. Er war in Italien geboren, kam nach einem bewegten Jugendleben in das Kloster Bec im nördlichen Frankreich und von dort als Erzbischof nach England, wo er i. J. 1109 gestorben ist. Er lehrte sehr bestimmt nach Jes. 7, 9, daß der Glaube dem Erkennen vorausgehe. Erst schmeckt man die Wahrheit, dann mag man über sie philosophieren. Er disputierte über die Beweise für das Dasein Gottes, die Dreieinigkeit Gottes u. s. w. Insonderheit ist er durch sein Buch: "Cur Deus homo," (Warum Gott Mensch ward) berühmt geworden. Er ging in demselben von altgermanischen Ideen über Schuld und Sühne und den mittelalterlichen über ritterliche Ehre aus. Die Sünde, führte er aus, hat Gott die ihm gebührende Ehre entzogen und damit über den Menschen eine unendliche Schuld verhängt. Ohne Strafe oder Genugtuung kann Gott dieselbe nicht vergeben; denn das wäre ein Widerspruch gegen seine Gerechtigkeit. Eine Genugtuung aber zu leisten ist der Mensch nicht imstande; denn die ganze Welt wiegt den kleinsten Ungehorsam gegen Gott nicht auf. Gott aber will sein Schöpfungswerk nicht untergehen lassen und so wird er selbst Mensch in Christo und dieser, als der Gottmensch, erwirbt durch die Hingabe seines Lebens ein unendliches Verdienst, um welches willen Gott der Menschen Sünde und Schuld vergiebt.

Thomas von Aquino gilt für den größten Scholastiker. Er war adliger Herkunft aus Italien, studierte in Köln und schloß sich den Dominikanern an. Wegen seiner Schweigsamkeit hieß man ihn den „stummen Ochsen," aber sein Lehrer prophezeite, daß sein Lärm noch die ganze Welt durchklingen werde. Er lehrte in Paris und Rom und starb zu Neapel i. J. 1274. In seinem System finden sich manche Gegensätze, so daß die Universitäten Paris und Oxford einiges davon verdammt haben. Im ganzen jedoch rechtfertigte er die Lehren der römischen Kirche, besonders die Anmaßungen des Papstes. Auf Grund von Luk. 22, 32 tauchte schon bei ihm der Gedanke an die päpstliche Unfehlbarkeit auf. Ganz alttestamentlich und heidnisch-römisch zog er sodann gegen irgend welche Häretiker zu Felde. Die Ketzerei ist ihm das gefährlichste Laster, schlimmer als Ehebruch oder eine andere Todsünde. Darum sollte jeder „Ketzer" rechtlos sein, kein Vermögen besitzen dürfen, seinen Kinder nichts vererben dürfen und im Falle von Hartnäckigkeit dem Tode verfallen sein. Welcher Fürst anders verfährt, der soll selbst mit dem Bann belegt werden. Alle diese Bestimmungen gingen in das sogenannte „Kirchenrecht" der römischen Kirche über, welches eigentlich noch heute zu Recht besteht.

Andere Scholastiker waren — ein Petrus Lombardus, welcher eine römische Glaubenslehre in kurzen Sätzen verfaßte, dann Abälard, welcher das Erkennen dem Glauben voranstellte und durch seine freisinnigen Vorträge zu Paris die Jugend mächtig anzog. Er geriet jedoch in ein unsittliches Verhältnis zu seiner schönen Nichte Heloise, was seinen Einfluß schwer schädigte. Als Heloise dann in's Kloster gegangen war, zog er sich auch in eine wüste Einsamkeit zurück. Aber auch dorthin folgten ihm seine Schüler. Eine Schrift über die Dreieinigkeit mußte er auf Betrieb des heiligen Bernhard selbst in's Feuer

werfen. Er starb 1142. Manche Scholastiker verloren sich in allerlei Spitzfindigkeiten, behandelten z. B. die Frage: „Zu welcher Stunde des Tages Adam gesündigt habe?“ Hierauf antwortete man: „Um die neunte; denn um diese Tageszeit sei ja Christus gestorben.“ —

Die Mystik trat der Scholastik ergänzend und korrigierend zur Seite. Der Mystiker suchte den Richter in Sachen der Wahrheit nicht im Verstande sondern im Gefühl. Ihm ist die Religion mystisch, d. h. geheimnisvoll, indem in ihr Gott mit dem Menschen in persönliche Verbindung tritt, daher seine Betonung der Gelassenheit, — sich lassen, d. h. sich versenken in Gott. Wer in Gott gelassen ist, den ficht die Welt nicht an — er ist ihren Reizen gegenüber gefaßt. Im Herzen sieht man den Sitz aller wahren Theologie. Insonderheit wendet man sich hier Christo zu, ihn mit den Empfindungen der Seele zu umfassen.

Bernhard von Clairvaux ist als Mystiker in erster Linie bemerkenswert. Ihm ist Christus der schönste unter den Menschenkindern, der Bräutigam der Seele. „Dürr ist jede Speise der Seele,“ sagt er — „wenn sie nicht mit dem Öle Christi begossen ist. Jesus ist Honig im Munde, Melodie im Ohr, Jubel im Herzen.“ Die Jesusliebe ist ihm die Grundstimmung der Frömmigkeit. Vom Kuß seiner Füße in der Buße geht es aufwärts zum Kuß seiner Hände in der tätigen Heiligung und zum Kuß seines Mundes in der Liebe. Das sei der Weg, sagt er, zum Schauen und Genießen der Gottheit.

Johann Tauler in Straßburg, ein Dominikanermönch, übte durch sein heiliges Leben und seine mystisch gearteten Predigten einen höchst segensreichen Einfluß auf seine Umgebung aus. Es war damals, um 1348, eine Zeit großer Not; — eine böse Krankheit „der schwarze Tod“ durchzog die Länder und Geißlerbanden marschirten von Ort zu Ort,

meinend, durch Selbstpeinigungen Gott versöhnen zu können. Ihnen gegenüber wies Tauler zu Christus, dem Heilande, bei dem allein wahrer Friede gefunden werden könne. Durch einen Waldenserapostel, Nikolaus von Basel, ließ er sich zum rechten Nachdenken über Christi Leiden führen nnd predigte darauf in deutscher Sprache mit gewaltiger Kraft. Er starb 1361.

Andere seiner Gesinnung waren Meister Eckart, ein Franziskanermönch, Heinrich Suso u. s. w. Sie schrieben ihre tiefen Gedanken in deutscher Sprache nieder und haben dieselbe wesentlich bilden helfen. Doch, es wurden ihre Schriften meistens verboten und Eckart und Tauler entgingen nur mit Not der Inquisition. Hätten sich die Mystiker mehr an die Bibel gehalten, so wäre ihr gemütswarmes Christentum klarer und gesunder geworden — sie selbst hätten es dann aber auch in der römischen Kirche wohl nicht ausgehalten. Daß manche von ihnen mit den „Gottesfreunden“ der Waldenser in enger Beziehung standen, haben neuere Forschungen nachgewiesen.

---

32. Die Reform-Konzilien.

Die Höhe des Mittelalters ist im 13. Jahrhundert erreicht worden. Da vereinigt die abendländischen Völker lediglich nur die kirchliche Macht, welche im Papsttum gipfelt. Mit den universalen Gedanken des Kaisertums war es vorbei. In jeder Beziehung erschien das kirchliche Recht dem weltlichen übergeordnet. Auch die bürgerlichen Sachen beanspruchte der Papst vor sein Forum ziehen zu dürfen, um sie in seinem Interesse zu entscheiden. Der Einfluß der Laien auf kirchliche Dinge war beseitigt. Kunst, Wissenschaft, Handel und Gewerbe diente der Kirche, genauer dem Papst. Er ist in seinen Entscheidungen unbeschränkt, an keine Bischöfe noch Synoden gebunden; nach

eigenem Ermessen darf er von irgend welchen Pflichten und Gesetzen entbinden, wenn das seinen Interessen zu nützen scheint. In dieser päpstlichen Weltherrschaft offenbart sich sicherlich ein Geheimnis der Bosheit. Schon der Blick auf die morgenländische Kirche hätte die Denkenden an die Richtigkeit der päpstlichen Ansprüche zweifeln lassen sollen. Wohl war diese von Rom aus 1054 verdammt worden, aber sie hatte die abendländische Kirche auch verdammt und blieb doch — Kirche. Roms Machtfülle scheiterte zuletzt weniger an kirchlichen als vielmehr an nationalen Gedanken.

Bonifacius VIII. v. 1294 bis 1303, versuchte die Ansprüche seiner Würde noch einmal in ihrem ganzen Bereich geltend zu machen, um aber zu erfahren, daß sie nicht mehr durchzusetzen waren. Er geriet in einen Streit mit Philipp IV., dem Könige von Frankreich und erinnerte diesen dann daran, daß er ihm auch in weltlichen Dingen untertan sei; wer anders glaube, sei ein Ketzer. Philipp entgegnete ihm, daß er in weltlichen Dingen keinem untertan sei, wer anders glaube, sei ein Narr. Nun erließ der Papst die berühmte Bulle Unam sanctam, in welcher er erklärte, daß ihm als Stellvertreter Christi das weltliche und das geistliche Schwert übergeben sei; die Könige hätten ihre Macht nur nach dem Wink des Papstes zu gebrauchen — dieser aber stehe nach 1. Kor. 2, 15 über jeder menschlichen Gerichtsbarkeit. Er sprach nun über Philipp den Bann und über Frankreich das Interdikt aus. Philipp aber kehrte sich nicht daran, sondern ließ sogar den Papst gefangen nehmen, was diesen so kränkte, daß er in einem Anfall von Raserei bald darauf starb. Seine Nachfolger gerieten ganz unter den Einfluß des französischen Königs und i. J. 1309 verlegte Clemens V. seine Residenz sogar nach Avignon im südlichen Frankreich.

In Avignon saßen die Päpste bis 1378, so daß man

diese Zeit ihre babylonische Gefangenschaft genannt hat. Französischer Wein und französische Frauen hielten sie hier fest. In erster Linie dienten sie nun französischen Interessen, was ihren Bannflüchen den Schrecken nahm. Besonders gegen den deutschen Kaiser, Ludwig den Baier, traten sie scharf auf. Dieser aber ging seinen eigenen Weg und ein von ihm geschützter Gelehrter, Marsilius von Padua, schrieb in seinem Defensor pacis die erste Staatsrechtslehre, in der er das göttliche Recht des Papsttums einfach leugnete. Sogar die strengen Franziskaner standen auf seiner Seite. Nachgerade wurde des Papstes Abhängigkeit von Frankreich den christlichen Völkern doch unerträglich und so versprach ein i. J. 1378 neu gewählter Papst, seinen Sitz wieder in Rom zu nehmen. Damit waren aber die französischen Kardinäle nicht einverstanden und so wählten sie einen anderen, welcher in Avignon blieb. So hatte man nun zwei Päpste, jeder mit einem eigenen Hofstaat, jeder mit den weitgehendsten Ansprüchen auf seine Würde, einer den anderen mit dem Bann belegend — kein Wunder, daß der Nimbus verschwand, den das Papsttum um sich zu lagern verstanden hatte.

Eine Reformation an Haupt und Gliedern war die entschiedene Forderung an die Kirche, welche von stimmführenden Männern an sie gestellt wurde. Insonderheit trat die Universität zu Paris scharf auf. Ihre bedeutendsten Lehrer Peter D'Ailly und Johann Gerson wiesen auf die Bibel hin als die höchste Autorität des Glaubens, ferner machten sie geltend, daß die Gesamtheit über dem einzelnen stehe und daß daher ein aus der ganzen Kirche zusammen gerufenes Konzil einen Papst zur Verantwortung ziehen und absetzen könne. Andere Hochschulen, wie die zu Oxford und auch die Könige und Fürsten schlossen sich diesen Ansichten an und so kamen die drei sogenannten Reform-Konzilien zu Pisa, Konstanz und Basel zu stande, welche die eingerissenen Mißbräuche beseitigen sollten.

Auf dem Konzil zu Pisa 1409 wurden die beiden Päpste abgesetzt und den Kardinälen eine neue Papstwahl übertragen. Diese wählten den schwachen Alexander V., welcher ganz unter dem Einfluß des Kardinals Balthasar Cossa, der früher Seeräuber gewesen war, stand. Dieser wußte alle Pläne des Konzils zu vereiteln, man hat ihn sogar als Mörder Alexanders in Verdacht. Nach dessen Tode verstand er es, den päpstlichen Stuhl zu besteigen unter dem Namen Johann XXIII. Da aber die beiden andern Päpste nicht abdankten, so hatte man nun ihrer drei, die sich gegenseitig verfluchten. Jetzt stellte die Pariser Universität allen Unterricht ein. Ihr Kanzler, Gerson, hatte auf dem Konzil den Vorsitz geführt und bei der Eröffnung über Ap. Gesch. 1, 6 gepredigt. Die Schmach der Kirche hatte den höchsten Grad erreicht.

Das Konzil zu Konstanz wurde vom Papst und dem deutschen Kaiser Sigismund ausgeschrieben und tagte von 1414 bis 1418. Es war wohl die glänzendste Kirchenversammlung, welche die Welt je gesehen hat. Es kamen dahin der Papst und der deutsche Kaiser, dann 22 Kardinäle, 20 Erzbischöfe, 150 Bischöfe, 150 Prälaten, 200 Doktoren der Theologie, 18,000 Priester, dazu viele Fürsten und vornehme Leute — zusammen an 80,000 Menschen — nebenbei auch Tausende loser Dirnen. Man stimmte nach Nationen ab. Gerson war wieder Vorsitzer. Johann XXIII. wurde abgesetzt; denn das Konzil stand zu seinem aufgestellten Satz fest, daß es als eine im heiligen Geist berufene Kirchenversammlung seine Gewalt unmittelbar von Christus habe und ihm auch der Papst zum Gehorsam verpflichtet sei. Die beiden andern Päpste dankten ab. Im ganzen wurden aber nur geringe Reformen durchgesetzt, indem man meinte, zuerst müsse doch

ein neuer Papst da sein, ehe man an eine gründliche Reformation gehen könne. Man wählte nun einen Mann, der am lautesten auf Verbesserungen gedrungen hatte. Dieser bestieg als Martin V. den päpstlichen Thron, meinte dann aber, es sei jetzt doch dafür noch nicht Zeit und löste die Versammlung auf. Der Kaiser führte bei seinem Abschied sein Pferd am Zügel, dabei im tiefen Straßenschmutz gehend. Gerson reiste still ab und widmete sich von nun an der Erziehung kleiner Kinder. Daß dieses Konzil einen Huß verbrennen konnte, beweist, daß es sich auf demselben mehr um Politik als um religiöse Überzeugungen gehandelt hat.

Zu Basel tagte das dritte Konzil von 1431 bis 1447, um zunächst die hussitischen Wirren zu beseitigen. Der Papst wollte sich ihm nicht fügen, mußte aber schließlich seine Oberhoheit auch über ihn anerkennen. Die weitern Verhandlungen desselben verliefen jedoch so unglücklich, daß der Papst es aufzulösen wagte und damit durchdrang. Im ganzen blieb er also Sieger, schloß nun aber mit den einzelnen Ländern Vereinbarungen ab, was ihn erst recht zu einem Politiker machte. Die Reformation von oben aus hatte wenig erreicht.

---

33. John Wiklif und Johann Huß.

England war durch den König Johann „ohne Land" zu dem Papst Innocenz III. in ein schmachvoll abhängiges Verhältnis geraten. Es mußte seit jener Zeit jährlich einen förmlichen Vasallentribut an die römische Kurie zahlen, was nachgerade bei König und Volk große Unzufriedenheit hervorrief. Gegen diesen Unfug wagte hier nun i. J. 1371, John Wiklif, Professor an der Universität zu Oxford, offen aufzutreten. Als Mitglied einer königlichen Gesandtschaft hatte er in Brügge mit päpstlichen Le-

gaten verhandelt und dabei einen tiefen Blick in die Versunkenheit der römischen Geistlichkeit getan. Ernstliches Studium in der heiligen Schrift führte ihn immer weiter in der Erkenntnis römischer Irrtümer. So deckte er denn den Schaden auf, den die Bettelmönche anrichteten, indem sie im Lande umherzogen, vom Volke Geld erpreßten und gegen jede Wissenschaft predigten. Ebenso trat er gegen die Ohrenbeichte, die Verehrung der Hostie im Abendmahl und die äußere Werkgerechtigkeit auf. Der Erzbischof von Canterbury versuchte ihn seiner Stellung zu entsetzen, aber der König Eduard III. schützte ihn, indem er gern die Geldgaben nach Rom verringert sehen wollte. Im J. 1377 schleuderte der Papst fünf Bannbullen gegen Wiklif, aber sie blieben machtlos. Nach manchen Angriffen starb dieser 1384 ruhig auf seiner Pfarrei zu Lutherworth. Auf Befehl des Konstanzer Konzils wurden später seine Gebeine verbrannt und in den Avon gestreut.

Die reformatorische Tätigkeit Wiklif's bekundete sich hauptsächlich darin, daß er einen Laien-Predigerorden gründete, welcher aus einfachen, aber frommen Männern bestand, die in der Art von Wanderaposteln umherzogen und dem Volke dienten und daß er zweitens die Bibel in die englische Sprache übersetzte. Mit einem wahren Heißhunger fiel das Volk über dieses Werk her, las es verstohlen in Kammern und Gäßchen und öffentlich an den Straßenecken. Im allgemeinen blieb Wiklif dem gewöhnlichen Manne etwas fern und fremd und fand den volkstümlichen Ton nicht. Aber für die weitere Entwicklung reformatorischer Gedanken war sein Wirken von grundlegender Bedeutung. Sonst hafteten seinem Standpunkt manche Schwächen an. Er ging mehr von nationalen Erwägungen aus als von religiösen. Er blieb teilweise noch gut katholisch. Die Gewißheit der persönlichen Begnadigung lehnte er ab als gefährlich und die evangelische Rechtferti-

gungslehre blieb ihm noch fern. Aber seine andern gesunden Erkenntnispunkte wurden von seinen Schülern begierig aufgenommen und einer derselben, Hieronymus von Prag, brachte seine Schriften nach Böhmen, wo sie besonders bei dem Magister Huß in Prag eine tiefgehende Beachtung fanden.

In Böhmen wehte von jeher eine freiere Luft auf dem kirchlichen Gebiet als sonstwo. Hier hatten sich zahlreiche Waldensergemeinden gebildet; hier war 1348 die erste Universität gegründet worden; hier wagten es evangelisch gerichtete Männer wie ein Konrad von Waldhauser u. a. scharf und offen gegen manche römische Irrlehren aufzutreten. Sie predigten gegen den Ablaß, den Heiligen- und Reliquiendienst, verwarfen die Oberherrschaft des Papstes und verlangten die Einfachheit der ersten Jahrhunderte in der Kirche. Einige Edelleute erbauten die Bethlehemskirche in Prag, damit in ihr das reine Wort Gottes in der Landessprache gepredigt würde. Johann Huß wurde an diese Stelle berufen und hatte hier, sowie an der Universität und als Beichtvater der Königin ein reiches Feld für seine neu gewonnenen evangelischen Ansichten.

Johann Huß war i. J. 1373 geboren. Durch das Studium der heiligen Schrift und Wiklif's Sachen war er zu weitgehenden reformatorischen Ideen geführt worden. Auch die römische Lehre vom Abendmahl erkannte er als Irrtum. In einem Dorfe, Wilsnack, sollten sich an einigen Hostien Blutflecken gezeigt haben und nun gab es dort angeblich Wunder über Wunder. Huß wurde abgesandt, die Sache zu untersuchen, stellte jedoch fest, daß die betreffenden Flecke einfach von Schimmel herrührten. Das bewog ihn, in diesem Punkt immer kühner aufzutreten und auch den Kelch für die Laien im Abendmahl zu verlangen. Wohl erhob sich der Erzbischof von Prag

gegen ihn und befahl, seine Schriften zu verbrennen, aber er wurde vom Volke verhöhnt. Huß war jedoch auch sehr patriotisch und ein Gegner der deutschen Studenten an der Universität. Diese fühlten sich schließlich in ihren Rechten verletzt, wanderten aus und gründeten die Universität zu Leipzig i. J. 1409. Die Prager Bürger empfanden das nun doch als einen Verlust und so verlor Huß manches von seiner Popularität. Der deutsche Kaiser Sigismund aber brachte die böhmischen Streitfragen vor das Konstanzer Konzil, sicherte Huß freies Geleit hin und zurück und meinte, auf diese Weise den kirchlichen Frieden wieder herstellen zu können.

In Konstanz wurde Huß jedoch gegen alles Recht sofort in Gewahrsam genommen, indem die römischen Theologen Sigismund erklärten, einem Ketzer brauche man kein Versprechen zu halten. Bald erkannte dieser auch, daß er sein Bekenntnis mit seinem Tode würde besiegeln müssen. Er schrieb noch köstliche Briefe an seine Freunde daheim, worin er sie ermahnte, der Wahrheit treu zu bleiben. Am 6. Juli 1415 führte man ihn in die Domkirche, ein Bischof predigte über Röm. 6, 6 und ermahnte die Versammlung, alle Ketzerei auszurotten. Huß forderte, daß ihm seine angeblichen Irrtümer aus der heiligen Schrift widerlegt würden, worauf man sich jedoch nicht einließ. Sigismund errötete wohl, als Huß sagte, er sei im Vertrauen auf des Kaisers Wort hierher gekommen, ließ es aber geschehen, daß man diesen seines Priesterornats entkleidete, ihn dabei einen „verfluchten Judas“ hieß und ihn dann dem weltlichen Gericht zur Hinrichtung übergab. Sehr standhaft und betend erlitt dieser den Flammentod. Seine Asche wurde in den Rhein gestreut. Im folgenden Jahr wurde auf derselben Stelle sein Freund, Hieronymus von Prag, verbrannt, der nach Konstanz gekommen war, Huß beizustehen, sofort aber

auch in einen tiefen Kerker geworfen wurde. Von Krankheit und Kummer geschwächt, verstand er sich zuerst zu einem Widerruf, nahm denselben aber bald zurück. Als bei seiner Hinrichtung auch ein armer Bauer in seiner frommen Art ein Reisigbündel herzubrachte, meinte er lächelnd: „O heilige Einfalt, wer dich betrügt, der hat des tausendfältige Sünde.“

Der Hussitenkrieg. In Böhmen gerieten die Anhänger von Johann Huß infolge solcher Handlungen des Konstanzer Konzils aber in die größte Erbitterung und Aufregung. Angesehene Männer, Edelleute und andere, zogen schließlich i. J. 1419 mit Weib und Kind auf eine Anhöhe in der Nähe von Prag, die sie Tabor hießen, feierten hier das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und schlossen sich, an 40,000, zu einem eignen Bruderbund zusammen, der von der Regierung Bewegungsfreiheit verlangte. Als man ihnen das nicht zugestand, griffen sie zu den Waffen und, durch Anhang von allen Seiten verstärkt, schlugen sie unter der Anführung des wilden Ziska und der beiden Prokope, ein Heer nach dem andern. Das Basler Konzil wußte mit den Gemäßigten unter ihnen, den Kalixtinern, Frieden zu schließen, so daß sich diese gegen die andern, die Taboriten, wandten und sie 1434 besiegten. Die Taboriten aber, durch Waldenser verstärkt, kamen zu immer richtigern evangelischen Anschauungen, so daß sie schließlich den Krieg überhaupt für unrecht erkennen lernten. Aus ihnen ging 1457 die Brüderunität hervor, welche sich 1463 zu einer eigenen Richtung konstituirte, und bald ein recht reiches religiöses und intellektuelles Leben entfaltete.

---

34. Reformatoren vor der Reformation.

Reformatorische Ideen und Lehren sind also nicht erst im 16. Jahrhundert ans Licht getreten, sondern schon vorher von einzelnen Männern und ganzen Gruppen und Richtungen entwickelt und fruchtbar gemacht worden. Der sogenannte „neue Tag der Reformation“ beginnt nicht in der Weise mit dem Jahre 1517, daß man die damals um sich greifenden evangelischen Wahrheiten zum ersten Mal hörte, sondern daß sie infolge ihrer eigenartigen Verkettung mit den damaligen Zeitverhältnissen durchschlugen wie nie vorher. Sie fielen auf einen vorbereiteten Boden. Nicht nur in England und Böhmen, sondern auch in den Niederlanden, Deutschland und Italien wirkten treffliche Männer in echt evangelischer Gesinnung schon im 14. und 15. Jahrhundert an der Heranbildung neuer Zustände. Meistens fehlte ihnen freilich wohl der Mut und die richtige Einsicht, die erkannten Wahrheiten auch im kirchlichen Leben auszubauen. Sie brachen hier selten mit dem Bestehenden, sondern dachten, wie ein Geiler von Kaisersberg: „Besser wird es nicht, also stoß ein jeglicher sein Haupt in einen Winkel in ein Loch und sehe, daß er Gottes Gebot halte und tue, daß recht sei, damit er selig werde.“ Als aber die rechte Zeit kam, trug ihre Arbeit reichlich Früchte.

In den Niederlanden hatte es sich von jeher freikirchlich geregt. Hier waren im 11. Jahrhundert stille Arbeitervereine mit gemeinschaftlichen Wohnungen entstanden. Begharden hatte man die männlichen, Beghinen, die weiblichen genannt. Lange ließ die Kirche sie gewähren, bis man doch dahinter kam, daß hier die Waldenser oft ein willkommenes Asyl fanden. Da ging die Inquisition scharf gegen sie vor und im 14. Jahrhundert verschwanden sie, lange jedoch blieb ihr Name eine Bezeichnung der Ketzer. Die Hussiten in Böhmen und deren Nachfolger hießen Pickarden. Aus den Kreisen waldensisch gesinnter

Genossen ging in den Niederlanden ein Gerhard Groot 1384 hervor, welcher die „Brüder des gemeinsamen Lebens," einen Verein für die Hebung der Volksbildung, stiftete. In gemeinsamen Wohnungen trieben die Brüder stille Handarbeit und eifriges Schriftstudium. Zudem richteten sie Schulen ein, aus welchen viel gesunde Heilserkenntnis unter das Volk getragen wurde und tüchtige Männer hervorgingen. Unter diesen sind ein Erasmus von Rotterdam und Thomas á Kempis besonders berühmt geworden. Letzterer hat seinen Namen von seinem Kloster zu Kempen bei Köln. Er schrieb ein Buch über die Nachfolge Christi, in welchem er in unvermittelten Sätzen über Glauben und Werke handelte; aber es steckten richtige evangelische Anschauungen darin. Es fand eine weite Verbreitung; an 2000 Auflagen sind davon in lateinischer Sprache erschienen. Die Bibel hat Thomas á Kempis viermal abgeschrieben. Er starb 1471.

Drei Männer echt evangelischer Gesinnung tragen sodann besonders den Titel: Reformatoren vor der Reformation. Es sind: Johann von Wessel, Johann von Wesel und Johann von Goch. Ersterer war zu Groningen geboren, lehrte zu Köln, Heidelberg u. s. w. und drang dabei auf schriftgemäße Anschauungen. Er bezeugt, daß der Mensch nur durch den Glauben gerechtfertigt wird; daß diese Rechtfertigung nur von denen erlangt wird, welche dem Worte Gottes in der heiligen Schrift glauben, und daß diese die wahre Kirche bilden, wenn sie auch äußerlich verschiedenen Genossenschaften angehören. Den Ablaß nannte er einen frommen Betrug, und Luther erkannte ihn bereitwillig als seinen Vorläufer an. Er blieb unangefochten und starb 1489 in seiner Vaterstadt, umgeben von einem großen Schülerkreis. Johann von Wessel war Professor in Erfurt und Pfarrer zu Worms. Er erkannte der Schrift die höchste Autorität zu und bekämpfte

das Ablaßwesen und die Herrschaft der Priester. Er pflegte stillen Verkehr mit den Sendboten der böhmischen Brüder. Die Inquisition packte ihn aber und zwang ihn, seine Lehren zu widerrufen. Seine Bücher wurden verbrannt und er selbst starb 1482 im Gefängnis. Johann von Goch war Prior eines Nonnenklosters im Clevischen, lehrte aber sehr entschieden, daß der wahre Glaube in dem Vertrauen darauf bestehe, durch Christi Verdienst selig zu werden.

Savonarola, ein Dominikanermönch in Florenz, muß als ein Reformator in Italien verehrt werden. Auch in diesem Lande waren lebhafte Proteste gegen das päpstliche Unwesen nicht ausgeblieben. Wie in Deutschland der Dichter Walther von der Vogelweide im 13. Jahrhundert über die römischen Anmaßungen sich entrüstet ausgesprochen hatte, so griff in Italien im 14. Jahrhundert der berühmte Dante in seiner „Göttlichen Komödie“ die tiefen Schäden der Kirche an und versetzte z. B. den Papst Bonifaz VIII. ganz einfach in die Hölle. In gleichem Sinn und Geist trat 1489 Savonarola in Florenz auf, wo eine reiche Familie, die Medicäer, die Herrschaft an sich gerissen hatte und bei aller Pflege von Kunst und Wissenschaft ein bodenlos heidnisches Treiben begünstigte. Savonarola trat als ein unerschrockener Bußprediger dagegen auf, wagte auch einige Weissagungen kommender Gerichte, die eintrafen und gewann die Volksmasse für seine religiösen und politischen Ideen. Die Medicäer wurden vertrieben und eine Art Gottesstaat ward eingerichtet. Die Sache wurde dem Volke jedoch zu ernst und die Vertriebenen gewannen mit Hilfe des Papstes Alexanders VI. bald wieder das Regiment. Savonarola lehnte den angetragenen Kardinalshut ab und so endete er auf dem Scheiterhaufen 1598. Als ihm ein Kardinal das geistliche Kleid abriß und dabei zu ihm sagte: „Hiermit

scheiden wir dich von der streitenden und trumphierenden Kirche," erwiderte er: „Ja, von der streitenden; denn die trumphierende Kirche ist nicht eure Kirche!"

Johann Staupitz, Generalvikar des Augustinerordens in Sachsen, darf unter den Männern, welche die Morgenglocken einer neuen Zeit läuteten, nicht vergessen werden. Er stammt aus einer adligen Familie von der böhmischen Grenze und hatte sich durch das Studium der Bibel und der Mystiker echt evangelische Anschauungen angeeignet. Diese suchte er auch in seinen Klöstern anzubringen und betonte namentlich das Lesen der heiligen Schrift. Er half die Wittenberger Universität gründen und lehrte dort einige Zeit. Aber sein freies Auftreten trug ihm einen Verweis des Papstes ein und so zog er sich 1512 nach Nürnberg in die Stille zurück, predigte hier aber sehr offen gegen römische Schäden. Er sagte, der Klang des Gulden, welcher in die Geldkiste fällt, wird den Sünder seiner Sünde nicht entledigen. In einem Buch über die Liebe lehrte er einen unmittelbaren Zugang des Menschen zu Gott. Er führte seine Sache mit einer vornehmen Würde ohne rohe Ausdrücke. Luther nannte ihn seinen geistlichen Vater.

Die Ausläufer der Waldenser verbreiteten auch viel evangelisches Erkenntnisgut. Schwere Verfolgungen hatten freilich die meisten ihrer Gemeinden sehr mitgenommen. In Steir waren z. B. 1395 an 100 Personen hingerichtet worden; i. J. 1480 erging in der Mark Brandenburg eine förmliche Hetzjagd über sie; ein Bischof Reiser wurde 1458 zu Straßburg verbrannt. Aber ihre Übersetzung des Neuen Testaments, der „Kodex Teplensis" erlebte vor 1520 an 18 Auflagen. Aus ihren Kreisen ging auch das von Luther später herausgegebene und hoch geschätzte Schriftchen: „Deutsche Theologie" hervor.

35. Neue Zeitströmungen.

Eine neue Zeit dämmerte am Ende des 15. Jahrhunderts auf allen Gebieten des Denkens und Strebens der westeuropäischen Völker herauf. Der dritte Stand, der Bürgerstand, arbeitete sich empor; Industrie und Handel lag weitgehend in seinen Händen. Die Erfindung des Pulvers bewirkte das Sinken des Ritterstandes und eine Neugestaltung des Kriegswesens. Eine andere Erfindung, nämlich die der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg i. J. 1436 bahnte der Verbreitung der Bildung neue und breite Wege. Zuerst druckte man Bibeln und religiöse Schriften, bald auch andere. Durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien i. J. 1486 und die Entdeckung der neuen Welt i. J. 1492 durch Christoph Columbus wurde dem geographischen und kommerziellen Interesse ein ganz neuer Horizont geschaffen. Ein neuer Geistesflug durchwehte die Völker. Man erkannte, daß es kein Unrecht sein könnte, neben der Sorge für kirchliche Dinge auch einer weitern Ausgestaltung des irdischen Lebens sich zu widmen.

Auch **das kirchliche Interesse** wurde durch die Bekanntschaft mit neuen Völkern angeregt. Ein gewisser Missionsgedanke wachte auf. Lange Zeit hatte die Kirche denselben ganz aus dem Gesicht verloren oder ihn höchst verkehrt ausgeführt. So widersetzten sich z. B. die heidnischen Preußen der Einführung des Christentums in ihrem Lande. Da rief man i. J. 1228 den deutschen Ritterorden herbei und übertrug dem die Sache. Dieser brach die Kraft des Volkes in einem 50jährigen Kriege, erbaute das Schloß Marienburg und bereitete von hier aus mit Zwang christlicher Lehre und Sitte die Wege in jener Gegend. Ähnlich verfuhren portugiesische Missionare in Ostindien mit den Resten der sogenannten „Thomaschristen,“ welche sie dort trafen. Die meisten derselben flüchteten vor ihnen in die Berge. Auch in

die neue Welt folgten bald Franziskaner und Dominikaner den ersten Entdeckern und Abenteurern, aber infolge der Grausamkeit, mit welcher die geldgierigen Spanier gegen die Eingeborenen wüteten, hatte ihre Predigt wenig Erfolg. „Lieber in die Hölle mit den Unsrigen als in den Himmel mit euch!“ war die bittere Antwort der Indianer auf ihr Drängen, die römischen Ceremonien anzunehmen. Gesunde Missionsgedanken erwachten später in der protestantischen Kirche.

In Italien war schon im 14. Jahrhundert ein neuer Geistesfrühling angebrochen. Die großen Städte Venedig, Florenz u. a. waren durch die Kreuzzüge in enge Beziehung zu dem Orient getreten, hatten sich durch Handel bereichert und den von dort herüber kommenden antiken Bildungsstoffen sich geöffnet. Kühne Geister ließen die vielseitigen Vorbilder des klassischen Altertums auf sich wirken und sich zur Betonung der eigenen Rechte führen. Man forderte die ganze Außenwelt als Stoff der eigenen Bildung — und zwar im Sinne der alten Griechen und Römer und nicht mehr der Kirche. Als dann i. J. 1453 die Türken Konstantinopel eroberten, da wanderten viele der dortigen gründlichen Kenner des Altertums nach Italien aus und wurden hier die Lehrer von Tausenden. Auch in der Kunst setzte hier eine neue Epoche ein. Man malte und meißelte biblische Stoffe und Figuren, aber mit den Farben des wirklichen Lebens, wenn auch oft nach heidnischen Mustern. Ein Leonardo de Vinci mit seinem „Abendmahl;“ ein Michael Angelo mit seinem „Moses;“ ein Raffael mit seinen Madonnenbildern haben ihre Namen für alle Zeiten berühmt gemacht. Reiche Gönner und manche Päpste dieser Zeit, wie Julius II. und Leo X. machten ihren Hof zu einem Tempel der Kunst und Literatur, wo die „verklärte Menschheit“ gepflegt wurde. Der Sinn für das Christliche erlag da leider bald vor der Begeisterung für das Altheidnische.

Selbst Cardinäle bestritten die Unsterblichkeit der Seele und suchten nur dieses Leben künstlerisch zu gestalten. Auch Leo X. soll von „der Fabel von Christus“ gesprochen haben, wie viel die der päpstlichen Kasse eingetragen hätte. Man wußte mehr von Plato als von der Bibel. Aber man lernte auch das Studium des Neuen Testamentes neu zu betreiben und besonders die deutschen Gelehrten, welche sich in Italien in die griechischen Wissenschaften einführen ließen, brachten weniger Sinn für das alte Heidentum mit als vielmehr das Verlangen, nach den Urkunden des Christentums die religiöse Erkenntnis neu zu gestalten.

Humanismus nannte man im westlichen Europa diese geistige Bewegung, die Welt des Altertums kennen zu lernen. Reuchlin und Erasmus wurden die Träger derselben in Deutschland. Ersterer wandte sich dem Hebräischen zu und gab eine hebräische Grammatik heraus; letzterer ließ 1516 das griechische Testament im Druck erscheinen. Das gab dem Studium der Theologie einen neuen Impuls. Sonst aber wandten sich auch hier viele Vertreter dieser Richtung von der Kirche ab, legten in den Begriff von „Humanität“ nicht nur alles menschlich Schöne, sondern auch christlich Tugendhafte hinein und suchten mit bloßer Bildung das zu erreichen, was erst auf dem Gebiete wahren Christentums erwachsen kann. Manche kühne Humanisten machten sich auch daran, den einen und andern plumpen Betrug der Kirche aufzudecken, z. B. daß schon Konstantin dem römischen Bischof den sogenannten Kirchenstaat geschenkt haben sollte. Aus ihren Kreisen gingen dann um 1516 die „Briefe der Dunkelmänner“ hervor, in welchen die armselige Gelehrsamkeit der Mönche verspottet wurde. Überall regte es sich zu einem selbstständigen Schaffen und Ulrich von Hutten schrieb begeistert: „Die Geister sind erwacht; die Wissenschaften blühen; es ist eine Lust zu leben.“

Eine neue Zeit war angebrochen. Die Kirche befriedigte

die Völker nicht mehr, weil sie eher einem Weltreich glich als dem Reiche Gottes. Die Herrschaft der Päpste brach zusammen, weil sie heidnische Zwecke verfolgte und nicht christliche. Aber sowie weniger die hochkirchlichen Reformkonzilien einen neuen Völkerfrühling vorbereitet hatten als vielmehr die still wirkenden Einflüsse frommer Gelehrten und von dem Papsttum verfolgten Richtungen, so stiegen auch in der Reformation zunächst äußerlich unscheinbare Kräfte aus den Tiefen des religiösen Volkslebens empor. Es war das deutsche Gewissen, welches in Martin Luther und Genossen gegen den Betrug der römischen Kirche seine Stimme erhob.

V. Die Zeit der Reformation und der Religionskriege,

von 1517 bis 1648.

---

36. Die nächste Veranlassung zur Reformation.

Die Reformation des 16. Jahrhunderts ging wie alle großen Bewegungen der Geschichte unter dem merkwürdigen Walten der göttlichen Vorsehung schließlich von einem Manne aus. Vorbereitet und angebahnt war sie durch viele neue Erscheinungen und die Betonung der wichtigsten Schriftwahrheiten seitens mancher treuer Zeugen. Zuletzt aber mußte in hervorragender Weise ein Mann das tiefe Verderben der Kirche und ihr unbefriedigtes Suchen nach der Gewißheit des Heils an sich selbst erleben, um so auch für die andern das zündende Wort sprechen zu können. Der Beginn und der Verlauf der Reformation zeigt sehr deutlich, daß sie unter der besondern Fügung und Führung Gottes gestanden hat.

Das Verderben in der Kirche hatte aber auch einen so hohen Grad erreicht, daß es kaum noch länger so fortgehen konnte. Auf dem päpstlichen Stuhl saßen die denkbar unwürdigsten Vertreter dieses Amtes, Männer, die nur der Politik und heidnischem Lebensgenuß lebten. Innocenz VIII. sorgte in schamloser Weise für seine 7 unehelichen Kinder; Alexander VI. starb an dem Gift, das er für einen seiner Cardinäle gemischt hatte; Julius II. war Krieger aber nicht Priester; Leo X., von 1513—1523, umrahmte seinen Thron mit herrlichen Erzeugnissen von Kunst und

Wissenschaft, aber für das wahrhaft Christliche fehlten ihm alle tiefern Empfindungen. Die Cardinäle trieben es in derselben Weise; in einem förmlichen Harem verpraßten manche das Geld der Christenheit. Und in ähnlicher Art erschien der ganze Klerus verwildert. „Das ist der Bischöfe Werk," sagte Geiler von Kaisersberg, „mit viel Pferden reiten, große Ehre einnehmen, den Säckel füllen; gute Hühnlein essen und — schlimmen Dingen nachlaufen." In vielen Klöstern herrschten verwahrloste Zustände. Der Nürnberger Johann Tetzel begleitete z. B. seinen Herrn auf dessen Fahrten und berichtet über einen Besuch in einem Nonnenkloster: „Die Oberin lud meinen Herrn zu Tisch und machte ihm einen herrlichen Tanz im Kloster. Und die Nonnen waren sehr geschmückt und kannten die allerfeinsten Tänze. Jede hatte ihren Knecht, der ihren Willen tat." Dazu waren Stadt und Land voll von Bettelmönchen, die vielfach zum bloßen Gesindel herab gesunken und dem Gespött des gemeinen Mannes verfallen waren. Das Volk aber lebte größtenteils in Sünden und Lastern dahin und in manchen Städten, wie Augsburg u. a. sah es wie in einem Sodom aus.

Der Geldhunger der Päpste und der Geistlichkeit war eine der betrübendsten Erscheinungen dieser Zeit. Dem Papst war die Kirche nur noch Ausbeutungsobjekt. Immer neue Methoden und Einrichtungen wurden erfunden, die immer leeren Kassen zu füllen. Aus diesem Begehren war der Ablaßhandel entsprungen. Bonifatius VIII. hatte sodann zur Centenarfeier des Jahres 1300 ein sogenanntes Jubeljahr ausgeschrieben und allen Rompilgern einen besondern Ablaß verheißen. Und so groß war der Andrang der Pilger und so viel Geld fiel vor dem Altar der einen Kapelle nieder, daß zwei Priester es mit Rechen zusammen scharten. Später wurde das Jubeljahr auf alle 50, dann 33, dann 25 Jahre festge-

setzt. Dazu kamen die Palliengelder und die Annaten. Jeder Bischof mußte sich sein Pallium, d. h. einen weißen Bischofskragen, vom Papste für eine hohe Summe kaufen und dazu sein erstes Jahreseinkommen an die päpstliche Kasse abliefern. Außerdem war sonst in Rom für Geld alles zu haben, z. B. die Erlaubnis, eine Pfarrei zu bekleiden, ohne sich weihen zu lassen, oder in verwandtschaftliche Grade heiraten zu können, oder gestohlenes Gut anzunehmen; ebenso Befreiung von irgend welchen Eiden und Gelübden. Eine Diebs- oder Schmugglerbande zahlte dem Papst einen Teil ihres Gewinnes und durften dann ihr Gewerbe ruhigen Gewissens betreiben. „In Rom saß," sagte Hutten, „der große, unersättliche Kornwurm, umgeben von seinen Mitfressern, die alles verschlangen, was ihnen vorgeschleppt werden konnte."

Ein spezieller Ablaß wurde nun i. J. 1517 von Leo X. ausgeschrieben. Er sollte angeblich dem Bau der Peterskirche dienen, den sein Vorgänger mit großer Pracht begonnen hatte. Aber sein Erlös war auch sehr für die sonst leere Kasse des Papstes bestimmt, der soeben die kostspielige Hochzeit einiger seiner Nichten bestreiten mußte. Der Ablaß sollte von vorzüglicher Wirkung sein und sich auch auf das Fegfeuer erstrecken. Der Kurfürst Albrecht von Mainz, der dem Bankgeschäft der Fugger in Augsburg noch die Kosten seines Palliums, an 30,000 Thaler, schuldete, pachtete ihn für Deutschland und stellte nun seine Unterhändler an, welche im Lande umherzogen, begleitet von den Agenten der Fugger, die ihren Anteil vom Gewinn einstrichen. Wohl der verwegenste Ablaßhändler war ein Tetzel, der sich mit Gepränge und Prunk in die Städte einholen ließ, die päpstliche Bulle vor sich auf einem sammtnen Kissen tragend. Sodann brachte er die unverschämtesten Dinge vor, — der Papst habe mit

seinem Ablaß schon mehr Seelen aus dem Fegfeuer erlöst als St. Petrus mit seiner Predigt; sobald das Geld in den Kasten klinge, springe die Seele in den Himmel; Reue und Leid um seine Sünden sei gar nicht nötig, man brauche nur die Ablaßbriefe zu kaufen. Die einzelnen Sünden hatten ihren Preis — Mord 8 Dukaten, Meineid 9, Ehebruch 6 Dukaten. Auch für zu begehende Sünden konnte man Ablaß kaufen. Und das betrogene Volk eilte in die auf dem Markt aufgeschlagenen Buden und gab sein sauer verdientes Geld her, — weil es noch ein Gewissen hatte, so daß Tetzel in der Stadt Görlitz z. B. in drei Wochen an 145,000 Taler einnahm, eine für jene Zeit große Summe. Viele einsichtsvolle Männer aber trauerten darüber, daß das arme Volk so um sein Geld und sein Seelenheil beschwindelt wurde.

Dr. Martin Luther, ein Augustinermönch und Professor an der Universität zu Wittenberg, erhielt auch reichlich Gelegenheit, im Beichtstuhl die verderblichen Folgen des Ablaßhandels kennen zu lernen. Leute zeigten trotzig ihre Ablaßbriefe, wenn er auf Reue und Leid über ihre Sünden drang. Er schrieb an mehrere Bischöfe und bat sie, der gotteslästerlichen Sache Einhalt zu tun. Sie aber antworteten entweder gar nicht oder rieten ihm, sich nicht in Dinge zu mischen, welche den Papst und die Kirche beträfen. Luther vermochte sich jedoch nicht zu halten; er heftete am 31. Oktober 1517 seine berühmten 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg, in welchen er kühn und scharf den Ablaßhandel angriff, sich aber sonst noch als loyal zur römischen Kirche bekundete. In 14 Tagen waren seine markigen Sätze durch ganz Deutschland und in sechs Wochen durch ganz Europa verbreitet.

---

37. Luthers früherer Lebensgang.

Luthers Lebensgeschichte zeigt, daß Gott seine eigene Weise hat, seine Werkzeuge zu wählen und heranzubilden. Zu Eisleben in Sachsen am 10. November 1483 geboren, verlebte der kleine Martin in Armut und unter strenger Zucht eine harte Jugend. Auch in der Schule zu Mansfeld herrschte ein Regiment ohne Liebe. So wurde er an einem Vormittag fünfzehn Mal „wacker gestrichen." „Die Schulmeister von damals," sagte er später, „waren Tyrannen und Stockmeister und die Schule war eine Hölle und Fegfeuer." Im 14. Jahr besuchte er eine Franziskanerschule zu Magdeburg und im nächsten Jahr zog er nach Eisenach, wo er als Kurentschüler durch Singen vor den Türen sich sein Brot erbettelte, bis ihn eine mitleidige Frau, Ursula Kotta, um seines andächtigen Singens und herzlichen Gebetes willeu in ihr Haus nahm und ihn den Sonnenschein eines liebreichen Familienlebens empfinden ließ. Nebenbei erlernte Luther auch das Flöten- und Lautenspiel und die Musik wurde ihm zum großen Trost. Im J. 1501 bezog er die Universität zu Erfurt, wo er in der Universitätsbibliothek zum erstenmal eine ganze Bibel sah und mit hoher Wonne die Geschichte Samuels las. Auf seines Vaters Willen widmete er sich dem Studium der Rechte, erwarb sich 1505 die Magisterwürde und begann nun selbst Vorlesungen zu halten.

Die Sorge um sein Seelenheil hatte ihn aber noch tiefer als seine Studien beschäftigt. Von Natur schüchternen und zarten Gemütes, war ihm durch seine harte Erziehung auch Gott mehr als ein Richter denn ein Vater voller Huld und Gnade gegenwärtig. Wie man einen gnädigen Gott erlangen könnte, das war die große Frage, mit welcher er sich beim Studium der Mystiker und strengen asketischen Übungen beschäftigt hatte. Die Lehre der Kirche wies ihn auf

das mönchische Lebensideal hin und der gewaltsame Tod eines Freundes, sowie ein Gewitter, das ihn plötzlich auf einer Reise überfiel, erschütterten ihn dermaßen, daß er ausrief: „Hilf, heilige Anna, so will ich doch ein Mönch werden!“ Nach einem fröhlichen Abschiedsfest mit seinen Freunden, trat er zu später Nachtstunde am 17. Juli 1505 in das Augustinerkloster ein. Hier unterwarf er sich großer Demütigungen, verrichtete die niedrigsten Dienste und zog mit dem Brotsack durch die Straßen. Daneben mühte er sich mit Kasteiungen ab, so daß er später sagte: „Ist je ein Mönch durch Möncherei in den Himmel gekommen, so wollte ich auch hinein gekommen sein. Ich hatte mir 21 Heilige erwählt, las jeden Tag Messe und rief dabei immer drei derselben an.“ Aber der ersehnte Friede wollte nicht kommen. „Meine Sünde, meine Sünde!“ jammerte er, bis ihm ein Klosterbruder einmal zurief: „Ich glaube an eine Vergebung der Sünden!“ was wie ein Lichtstrahl auf ihn wirkte. Auch Dr. Staupitz lehrte ihn „die neue Kunst, daß eigne Frömmigkeit vor Gott nicht besteht.“ Daneben las er die lateinische Bibel und Augustins Schriften, so daß schon der Morgenschimmer evangelischer Erkenntnis auf ihm lag, als er 1507 die Priesterweihe empfing. Sein Vater war über seinen Eintritt ins Kloster sehr ungehalten gewesen, söhnte sich aber mit ihm aus, als er seine Aufrichtigkeit in der Sache erkannte.

Nach Wittenberg kam Luther i. J. 1508 als Professor der Philosophie und Theologie. Die letztere Wissenschaft wurde ihm bald der „Kern in der Nuß“ und er verließ den heidnischen Aristoteles. Er studierte die Briefe Pauli und schöpfte seine Vorträge immer mehr aus der heiligen Schrift. Reichen Gewinn versprach er sich von einer Romfahrt, welche er i. J. 1510 im Auftrag seines Ordens machen durfte. Als er die Türme der „heiligen Stadt“ von ferne erblickte, fiel er auf die Erde und rief aus: „Sei mir gegrüßt, du heiliges

Rom!" Aber er erlebte hier eine Täuschung nach der andern. Alle seine besondern Übungen erwiesen sich als wertlos. Auf bloßen Knien rutschte er die sogenannte Pilatustreppe hinauf und hinab, um den daran geknüpften Ablaß zu erlangen, aber irgend welche Wirkung davon vermochte er nicht zu spüren. Immer klang ihm das Schriftwort in die Ohren: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben." In tiefer Andacht las er Messe, während neben ihm andere Priester ripps! rapps! damit fertig wurden. Bei Tisch hörte er sie unflätige Scherze treiben. Später sagte er: „Je näher Rom, je ärger Christ," und „In Rom ist es leider ärger, als es jemand sagen oder glauben mag." Zurückgekehrt, promovierte er 1512 zum Doktor der Theologie. Im Jahre 1516 hatte er die Augustinerklöster in Sachsen zu inspizieren und auch da trat ihm viel Mißliches vor Augen.

Sein inneres Wachstum entfremdete ihn aber viel weiter von dem damaligen Bestande der römischen Kirche als er das ahnte. Auf den Rat von Dr. Staupitz las er die Schriften Taulers und der andern sogenannten Mystiker und kam dadurch zu einer Reihe echt evangelischer Erkenntnispunkte. Er sah ein, daß in Röm. 1, 17 die „Gerechtigkeit Gottes" im Grunde die vergebende Barmherzigkeit Gottes bedeutet und daß diese in Christo einem jeden offen stehe. Er erkannte, daß es keine besondere Standessittlichkeit gebe, sondern daß wahre Gottseligkeit auch ohne äußere Weltflucht unter der Arbeit des Lebens gedeiht, — ebenso, daß sie sich nicht in besondern Werken und Leistungen zu zeigen hat. Bezüglich der Buße erkannte er, daß nicht zunächst ein äußeres Tun, sondern die innere Gesinnung dabei in Betracht komme. Im J. 1516 gab er das von einem Gottesfreund verfaßte Büchlein: „Deutsche Theologia" mit einer Vorrede heraus, in welcher er dem Inhalt desselben hohes Lob spendet. Er selbst hielt sich dabei noch für gut römisch, schalt auf die böhmischen Brüder, deren Eigenart er aus geistlichem

Hochmut ableitete; Huß erschien ihm als ein Erzketzer. „Vor dem J. 1517," sagte er später, „war ich in des Papstes Lehre ganz trunken ja ersoffen." Noch i. J. 1518 glaubte er an das Fegfeuer. Mit seinem Angriff auf den Ablaßhandel hatte er nur den Mißbrauch im Auge, der damit getrieben wurde.

Seine Thesen bekundeten seinen neugewonnenen Standpunkt. Da heißt es These 1: Da unser Herr und Meister sprach: Tut Buße — wollte er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete Buße sei. 6: Der Papst kann keine Schuld erlassen, außer daß er erklärt und bestätigt, sie sei von Gott vergeben. 32: Ewig werden mit ihren Lehrern verdammt werden die, welche vermöge der Ablaßzettel ihres Seelenheils gewiß zu sein glauben. 36: Jeder wahrhaft reuige Christ hat volle Vergebung von Sünde und Schuld auch ohne Ablaßbrief.

---

38. Anfang der Reformation.

Die Wirkung der 95 Thesen war eine tiefgehende. Man staunte über ihre Kühnheit, gab ihnen Beifall oder erklärte sich heftig dagegen. Leo X. hielt die Sache zuerst für ein unwichtiges Mönchsgezänk und zollte Luther eine gewisse Anerkennung, schlug aber bald einen andern Ton an. Auf Tetzels Veranlassung erschien auch eine Gegenschrift, in der Luther ein Aussätziger und Hundesohn genannt und die päpstliche Infallibilität scharf betont wurde. Bald erging auch die Aufforderung an Luther, sich zur Verantwortung in Rom einzufinden. Da aber legte sich sein Kurfürst, Friedrich der Weise, ins Mittel und bewirkte, daß sein Verhör in Deutschland stattfände. So mußte denn Luther im Oktober d. J. 1518 vor dem Cardinal Cajetan in Augsburg erscheinen. Dieser hielt es aber unter seiner Würde, mit dem

einfachen Mönch zu disputieren. Er verlangte einen einfachen Widerruf. Als Luther darauf nicht eingehen wollte, mochte er mit der „deutschen Bestie mit den tiefen Augen und wunderlichen Spekulationen im Kopf" nichts mehr zu tun haben. Luther entfloh schließlich nachts aus der Stadt. In Rom erkannte man jedoch sofort die Grobheit des Cardinals als einen Mißgriff und so wurde der weltgewandte päpstliche Kammerherr Miltitz beauftragt, im Januar 1519 mit Luther zu verhandeln. Dieser räumte manchen Mißbrauch in der Kirche ein und Luther versprach ihm, zu schweigen, wenn seine Gegner schweigen würden, ja er schrieb sogar noch sehr demütig an den Papst und bezeichnete sich als die „Hefe der Menschheit und den Staub der Erde." Damit schien das Reformationswerk zum Stillstand gebracht worden zu sein.

Die Disputation Leipzig. Luthers Gegner vermochten aber nicht zu schweigen. Dr. Johann Eck, Professor zu Ingolstadt, hatte eine Fehde mit Karlstadt, einem Collegen Luthers, auszufechten, suchte aber auch letztern hineinzuziehen, um an ihm seine berühmte Fechtkunst zu erproben. So disputierten denn die beiden miteinander in der Pleißenburg zu Leipzig im Juli 1519 vor einem großen Publikum von Grafen, Herren und besonders Studierenden. Eck erschien als eine hohe, vierschrötige Gestalt, Luther — „hager, so daß man fast alle seine Knochen zählen konnte," aber voller Kraft und Feuer. Am heißesten handelte es sich um das göttliche Recht des Papsttums, das Luther bestritt mit Verweisung auf die griechische Kirche, die es nicht anerkannte, und doch keine Heiden seien. Eck warf ihm nun vor, daß seine Argumente mit denen der Waldenser und Huß übereinstimmen, welche doch das Konzil zu Konstanz verworfen hätte. Damit aber hatte er Luther bis zu dem entscheidenden Punkt gedrängt. Dieser fuhr schließlich mit der Behauptung heraus, daß unter den Artikeln des Huß manche richtige gewesen seien. Er erschrak selbst über seine

Kühnheit, vermochte aber nichts zurück zu nehmen, — da er sich immer auf die heilige Schrift zurückzog, von der Eck wenig wissen wollte, so daß ihm Luther zurief: „Du fliehst die heilige Schrift, wie der Teufel das Kreuz.“ Er selbst aber sah sich zum offenen Bruch mit Rom gedrängt.

Drei große reformatorische Schriften Luthers bekundeten der Christenheit den so gewonnenen Standpunkt des Reformators. Es erschienen: „An Kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung;“ 2. „Von der babylonischen Gefangenschaft;“ und 3. „Von der Freiheit eines Christenmenschen.“ Wie ein streitbares Heer zogen in diesen Flugschriften seine mutigen, evangelischen Gedanken in die Welt hinaus, eine Umordnung der Dinge fordernd. Daß er ganz in die Gedankenwelt der Waldenser und ihrer Nachkommen, der stillen Bruderschaften und sogenannten „Ketzerschulen“ — sowie eines Huß und der böhmischen Brüder eingetreten war, kümmerte ihn wenig, nachdem er die Richtigkeit von deren Standpunkt erkannt hatte. Mit großer Entschiedenheit machte er geltend, daß es ein allgemeines Priestertum giebt und daß sich jeder Christ des Glaubens anzunehmen hat; daß die Priester der Obrigkeit unterworfen seien wie andere Bürger; daß der Papst sich mit Bibel und Gebetbuch befasse und weltliche Händel lasse; daß man Abläße und dgl. „zehn Ellen tief in die Erde graben sollte.“ Mit Entrüstung trat er dagegen auf, Irrende und Ketzer mit Feuer zu verbrennen; die besondere Lehre der Pikarden, d. h. der böhmischen Brüder, solle man mit Demut ertragen, bis man sich einigen könnte; alle Spekulation über die Gegenwart Christi im Sakrament wird als „Vorwitz“ verworfen. In klarster Weise betont er das Gemeindeprinzip und das Erkenntnisrecht des einzelnen. „Weder der Papst noch der Bischof noch irgend ein Mensch hat das

Recht, dem Christenmenschen ohne dessen Zustimmung auch nur eine Silbe vorzuschreiben.“ Nicht fassen kann ich mich bei dem Gedanken, sagte er, daß die Wahrheit seit 100 Jahren für verdammt gilt. „Wir sind alle hussitisch, ja Paulus und Augustinus sind richtige Hussiten gewesen.“

Die Bannbulle des Papstes war aber inzwischen erschienen, in welcher Luther als Fuchs, Eber, wildes Tier u. s. w. bezeichnet und 41 seiner Sätze verdammt wurden. Eck überbrachte sie nach Deutschland, was ihren guten Eindruck nicht hob. An vielen Orten wurde sie nicht angeschlagen, an andern abgerissen. Luther erhob sich ihr gegenüber zu seiner vollen Größe. Der gesamten damaligen Welt Trotz bietend, warf er sie am 10. Dezember 1520 vor den versammelten Studenten mit den Worten Josuas, Josua 7, 25, ins Feuer und hatte sich damit förmlich von der römischen Kirche losgesagt.

Der Reichstag zu Worms, den der junge Kaiser Karl V. 1521 ausschrieb, sollte nun auch die entstandene kirchliche Streitigkeit schlichten. Trotz allem Sträuben des päpstlichen Legaten wurde Luther mit Zusicherung freien Geleites dahin entboten. Man riet ihm wohl ab, hinzureisen, aber er sagte mutig: „Wenn auch in Worms so viele Teufel sind wie Ziegel auf den Dächern, so will ich doch hinein.“ Bei seinem ersten Auftreten vor Kaiser und Reich erschien er zaghaft, aber am nächsten Tage, am 18. April 1521, sprach er klar und entschieden über seine Bücher und seine Lehre, bis ihn der Kanzler von Trier daran erinnerte, es solle hier nicht disputiert werden, indem alles, was er vorbringe, längst verworfene Ketzereien der Waldenser, des Huß u. s. w. seien. Da sagte Luther: „So will ich denn eine Antwort geben ohne Hörner oder Zähne — ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien, weil sie sich oft geirrt und

widersprochen haben und mein Gewissen gefangen ist in Gottes Wort und es weder sicher noch geraten ist, etwas wider sein Gewissen zu tun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen.“

Bei allen irgendwie liberal Denkenden fand Luther mit seinem männlichen Bekenntnis viel Beifall. Die päpstlich Gesinnten zeigten sich aber um so gehässiger gegen ihn und seine Sache. Am 20. Mai, als schon viele Reichsstände abgereist waren, wurde die Reichsacht über ihn ausgesprochen. Niemand sollte ihn beherbergen, u. s. w. — irgend einer aber ihn gefangen nehmen und dem Kaiser abliefern, um dafür eine Belohnung zu erhalten.

Luther auf der Wartburg. Um den kühnen Reformator einstweilen vor den Nachstellungen seiner Feinde zu schützen, ließ ihn sein Kurfürst in aller Stille auf die berühmte Wartburg in Thüringen in Sicherheit bringen. Auf diesem seinem „Patmos“ weilte Luther vom Mai 1521 bis zum März des folgenden Jahres. Unter mancherlei Anfechtungen übersetzte er hier das Neue Testament, wobei er die deutsche Waldenserbibel, den „Kodex Teplensis“ wesentlich benutzen konnte. Kirchliche Wirren in Wittenberg bewogen ihn, gegen den Befehl des Kurfürsten dorthin zurückzukehren. Dr. Karlstadt und andere hatten mit Gewalt manche römische Ceremonien abzuschaffen begonnen. Ebenso waren einige etwas überspannte Köpfe aus Zwickau, Storch, Stübner, und ihr Prediger Thomas Münzer, hingekommen, hatten viel vom innern Wort gesprochen und sich gegen Bildung und Wissenschaft erklärt. Luther predigte acht Tage wider sie, — sah sich aber jetzt genötigt, die begonnene, auch äußere Reformation selbst in die Hand zu nehmen und neue kirchliche Einrichtungen zu treffen.

---

39. Die Bildung evangelischer Landeskirchen.

Ein Bruch mit Rom, nicht nur auf dem Gebiet der Lehre, sondern auch der Verfassung und des Kultus erwies sich bei allen denen, welche Luthers Standpunkt teilten, als ein Stück unabweisbarer Notwendigkeit. Merkwürdig konservativ benahm sich Luther selbst nach seiner Rückkehr von der Wartburg. Er stellte anfangs die Messe wieder her und schlüpfte in seine Mönchskutte, um so die „Schwachen zu tragen.“ Nur die Privatmessen wurden abgeschafft. Sonst aber zeigte er viel Hinneigung zum Alten und Mangel an durchgreifendem Vorgehen. Mit den böhmischen Brüdern wurde noch etwas verhandelt, dann aber stockten die Beziehungen, als sie sahen, daß er gar nicht daran ging, Gemeinden bildend zu reformieren. Im J. 1524 erschien dann seine Schrift über den Willen des Menschen, in der er sich zu der schärfsten Auffassung Augustins bekannte, wonach des Menschen Wille und Vernunft von Natur ganz in Sünde „ersoffen“ seien. Mit solchen Ansichten hing eher ein Anschluß an bestehende Autoritäten zusammen als ein Drängen auf eine demokratische Bewegung. Eine solche ließ sich aber nicht mehr aufhalten. Viele Klöster leerten sich, in vielen Kirchen ließ man die Messe fallen; in Städten wie Nürnberg u. a. wurde die deutsche Predigt eingeführt; viele Priester traten in den Ehestand. Ganze Länder waren für neue Einrichtungen fertig, nur über die kirchliche Verfassungsfrage war man sich nicht klar.

Der Bauernkrieg brachte der begonnenen Reformation eine große Schädigung bei. Thomas Münzer, ein irre gehender Schüler Luthers, hatte sich mit überspannten Ansichten dem sozialen Elend der Bauern zugewendet und agitierte für kirchliche und politische Freiheit unter diesen und predigte schließlich eine offene Revolution gegen die Obrig-

keit, welche 1524 zum Ausbruch kam. Die Bauern verübten entsetzliche Greuel und wurden zuletzt in Thüringen besiegt. Luther konnte das Richtige vieler ihrer Forderungen nicht verneinen, trat aber mit Recht gegen ihre Gewalttaten mit großer Entrüstung auf, verstieg sich hier aber auch zu der Aufforderung an die Obrigkeit, die Bauern niederzuschlagen wie „räudige Hunde." Nötig war das schon nicht; denn Gnade und Barmherzigkeit blieb ihnen ohnehin fern. Aber mit solcher Sprache büßte Luther bei dem gemeinen Volk sehr viel von seiner gewonnenen Populärität ein. Er selbst aber verlor sein Vertrauen zu der Fähigkeit des Volkes, irgendwie kirchlich mitwirken zu können und betrachtete bald vielmehr Fürsten und Magistrate als die Hauptstützen seines Werkes. Daß er sonst den guten Mut zu seiner Sache nicht einbüßte, zeigt seine Verheiratung mit einer gewesenen Nonne, Katharina von Bora, i. J. 1525. Manche nahmen es ihm übel, daß er gerade in dem Augenblick Hochzeit feiere, wo ganz Deutschland über die Folgen des Bauernaufstandes trauerte. Er selbst sagte neben anderem, daß er in die Ehe trete, um damit seinen Vater zu erfreuen und den Papst und den Teufel zu ärgern. Luther aber schuf mit seinem Schritt das segensreiche evangelische Pfarrhaus.

Die Bildung evangelischer Landeskirchen ging in Sachsen und andern Ländern wie Hessen, Preußen, Anhalt, — dann in den freien Reichsstädten, wie Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Magdeburg u. a. rasch vor sich, nachdem die Reichsstände erkannten, daß der Kaiser mit seinem zu Worms ausgesprochenen Gegensinn gegen die evangelische Bewegung nicht ohne weiteres voran machen könne. Kriege mit Frankreich, dazu Händel mit dem Papst und Einfälle der Türken zwangen ihn immer wieder, gegen die Abtrünnigen einen milden Ton anzuschlagen, ja in dem Reichstagsabschied zu Nürnberg v. J. 1526 hieß es sogar, in Bezug auf das Wormser Edikt dürfte jeder Reichsstand es halten, wie er

es vor Gott und dem Kaiser zu verantworten sich getraue. Nun ging Kursachsen unter seinem neuen Fürsten, Johann dem Beständigen, energisch vor, Klöster aufzuheben, die Messe und römische Ceremonien abzustellen und überall deutsche Predigt einzurichten. Luther mit andern Theologen durchzogen das Land, ließen überall die Leute zusammen kommen und erklärten ihnen die Bedeutung der neuen Einrichtungen. Melanchthon fand die Unwissenheit über religiöse Dinge so groß, daß er oft still beiseite ging, um zu weinen. Die Oberleitung der so entstehenden Landeskirchen legte man in die Hände der weltlichen Obrigkeit. Anstatt der früheren Bischöfe wurden Superintendenten eingesetzt. Gemeinden im neutestamentlichen Sinne wurden gar nicht eingerichtet, sondern die bestehenden Parochien im ganzen gelassen, wie sie waren. Somit gab es Staatskirchen, zu denen jeder durch Geburt gehörte, deren angenommene Riten zu beobachten er gesetzlich verpflichtet war, deren kirchliche Ordnungen für bürgerliche Lebenslinien galten und deren Hauptentscheidungen bei solchen lagen, welche in politischer Hinsicht die Vornehmsten waren. Luther entwickelte jetzt auch die Ansicht, daß die Obrigkeit auf einheitliche Glaubensansichten bestehen müsse. „Es soll an einem Ort nur einerlei Predigt gehen.“ Nur ein Kultus sollte zulässig sein und jeden Widerspruch dagegen hatte die Obrigkeit gewaltmäßig zu unterdrücken.

Der Reichstag zu Speier i. J. 1529 brachte den Gegensatz zwischen dem Kaiser und seinen römischen Genossen und den Evangelischen zu einem gewissen Brennpunkt. Karl V. war hier durch seinen Bruder, den König Ferdinand von Österreich, vertreten und dieser wollte nun mit den Römlingen das frühere Edikt von Speier einfach umstoßen. Niemand solle sich mehr von der römischen Kirche lossagen dürfen. Gegen diesen Beschluß legten aber die evangelischen Stände höchst entschieden Protest ein, betonend und bezeu=

gend, daß in religiösen Überzeugungen die Majorität nicht entscheiden dürfe. So einen Beschluß anzunehmen, erklärten sie, „wäre eine Verletzung unseres Gewissens, hieße unsern Herrn Jesum Christum verleugnen und sein Wort verwerfen.“ Zehn Tage später jedoch, am 29. April, gaben dieselben Fürsten und Stände, welche nach ihrem mutigen Protest nunmehr mit ihren Genossen Protestanten geheißen wurden, zu dem entsetzlichen Edikt gegen die sogenannten „Wiedertäufer“ ihre Zustimmung, welches diese ohne Verhör summarisch niederzumachen befahl.

Zu **Augsburg** trat nun im nächsten Jahre, 1530, unter dem speziellen Vorsitz des Kaisers ein neuer Reichstag zusammen, auf welchem er die kirchlichen Zwiste entgiltig entscheiden wollte. Der Kurfürst von Sachsen veranlaßte die Ausarbeitung einer besondern Bekenntnisschrift, um welche sich die Protestanten einigen sollten. Zu diesem Zwecke kamen Melanchthon und andere evangelische Theologen nach Augsburg, während Luther als Geächteter zu Koburg zurückblieb. Melanchthon hauptsächlich arbeitete die Schrift aus, welche am 25. Juni 1530 vor Kaiser und Reich in deutscher Sprache vorgelesen wurde. Sie besteht aus 28 Artikeln; die letzten 7 handeln von denjenigen Punkten, in welchen die Protestanten von Roms Lehren scharf abweichen. Aber auch gegen die Reformierten und „Anabaptisten“ wird eine unversöhnliche Haltung ausgedrückt. Der Kaiser ließ sie „widerlegen“ und nahm die von Melanchthon ausgearbeitete Entgegnung darauf, die „Apologie“, nicht an. Der drohenden Haltung des Reichstags gegenüber schlossen aber die protestantischen Fürsten 1531 zu Schmalkalden ein Bündnis, einander beizustehen, falls sie in Religionssachen angegriffen würden. Die Gefahr einer großen türkischen Invasion zwang jedoch den Kaiser, mit den evangelischen Ständen 1532 den Nürnberger Religionsfrieden zu schließen, welcher ihnen in ihren religiösen Überzeugungen freie Hand ließ.

40. Luther und seine Mitarbeiter.

Luthers Persönlichkeit gab der von ihm in Fluß gebrachten Bewegung ein gewisses Gepräge, wie ja das kaum anders sein konnte. Er besaß einen scharf gebildeten Charakter, eine reiche, impulsive Natur und nannte die Dinge bei dem ersten besten Namen, der ihm einfiel, und wenn er noch so grob war. Er selbst glaubte, in seiner Sprache milde zu sein. Man sagt, er habe gewünscht, Blitze zu speien und Donnerkeile schleudern zu können. Er war gleichsam für den Krieg geboren und seufzte doch immer nach Frieden. Das zeigt sein inniges Gemüt. Die Redlichkeit und Aufrichtigkeit seiner Überzeugung darf nicht in Zweifel gezogen werden. Gegnern gegenüber hat er sich für ein auserwähltes Rüstzeug Gottes erklärt, „im Himmel, auf Erden und in der Hölle wohlbekannt“ — er sagte aber auch, daß an seiner Person nichts für sein Wort gelegen sei, „da Gott alltäglich zehn Doktor Martinus erschaffen könnte.“ Auch in seinen Fehlern und Schwächen sieht man eine gewisse Größe.

Luthers theologische Ansichten gründeten sich auf Schriftstudium und Erfahrung, nehmen sich jedoch verschieden aus, je nachdem man die Zeit vor 1524 oder nachher ins Auge faßt. In der ersten Periode schloß er sich an die alten Mystiker an, betonte vorzugsweise das Neue Testament und dachte an eine Gemeinden gründende Reformation. Später wandte er sich zum teil wieder der kirchlichen Überlieferung zu, meinte, er hätte nicht die Leute, um eigentliche Gemeinden von nur bekehrten Christen zu stiften. Bezüglich der Verfassung der Kirche räumte er dem Alten Testament viel Geltung ein, ja er rechtfertigte den Glaubenszwang und die Verfolgung Andersdenkender. Seine Lehre von den Sakramenten und vom Amt am Wort näherte sich der römischen Kirche. Der Hauptpunkt seiner Theologie blieb die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben — ohne Werke,

— aber auch hier kam er zu Sätzen, welche die Notwendigkeit der Werke als eine Frucht des Glaubens verdunkelten. Der Brief Jakobi erschien ihm als eine „stroherne Epistel" und seine Lehre von der gänzlichen Unfähigkeit des natürlichen Menschen, dem Evangelium einige Empfänglichkeit entgegenzubringen; ebenso, daß Gott alles wirkt, auch das Böse, schuf der Annahme seines Standpunktes manche Schwierigkeit, aus der nur dadurch herauszukommen war, daß er ja das Schriftprinzip über alles stellte und der Protestant daher behufs letzter Entscheidung über Glaubenspunkte nach der Schrift zu greifen hat.

In seiner **Abendmahlslehre** näherte sich Luther der römischen Fassung derselben. „In, mit und unter" den natürlichen Elementen, Brot und Wein, sollte der Leib Christi genossen werden — der Gläubige sich zum Heil, der Ungläubige sich zum Gericht. Wer anders dachte, den hieß er einen Sakramentierer und Schwarmgeist. Philipp von Hessen lud ihn und Zwingli zu einer Disputation nach Marburg ein i. J. 1529. Zwingli faßte das „ist" als „das bedeutet" auf. Luther beharrte aber auch hier bei seiner „buchstäblichen Fassung," sagte, die Schweizer Reformatoren hätten einen andern Geist als die Wittenberger und wies auch beim Abschied Zwinglis dargebotene Bruderhand zurück. Des Landgrafen Plan, die beiden reformatorischen Bewegungen zu vereinigen, gelang nicht — zum großen Schaden der gemeinsamen Sache.

Luthers literarische Arbeiten waren sehr umfangreich; an 120 Schriften flossen aus seiner Feder. Neben den früher genannten schrieb er weiterhin viele Abhandlungen, Predigten und Bücher, so Auslegungen der heiligen Schrift. Für Schulen und Gemeinden lieferte er seinen Kleinen Katechismus, für Lehrer und Prediger seinen Großen Katechismus. Der erstgenannte ist ein Kleinod der evangelischen Kirche und hätte allein hingereicht, seinen Verfasser hochberühmt zu

machen. Neben dem Neuen Testament, welches 1522 erschien, übersetzte Luther mit andern auch das Alte, so daß die ganze Bibel, i. J. 1534 herauskam. Sie ist die Grundlage unseres modernen Deutsch geworden. Außerdem schrieb Luther viele Streitschriften, in welchen er sich leider zu viel zu scharfen Ausdrücken verstieg, ein Umstand, der freilich sehr im Lichte jener Zeit beurteilt werden muß. Große Verdienste erwarb sich Luther als Dichter von Kirchenliedern. Er lieferte teils Übersetzungen lateinischer Originale, teils eigene Produkte. An 30 stammen so von ihm. Sie bildeten den Grundstock des evangelischen Gesangbuches. Man sang sie bald in Schloß und Hütte und sang sich damit die Grundwahrheiten der Reformation in die Seele. Am berühmtesten ist wohl das Schutz- und Trutzlied seiner Sache geworden: „Ein' feste Burg ist unser Gott.“

Die letzten Lebensjahre Luthers enthielten manches Schmerzliche für ihn. Wohl befriedigte es ihn, daß der Protestantismus immer weitere Kreise zog, daß Brandenburg, Württemberg, ja Dänemark und Schweden die evangelische Lehre annahmen; wohl erhielt er sich im Kreise seiner Familie und Freunde bei Musik und geselliger Unterhaltung seinen Frohmut — aber es nahm ihn hart mit, daß die Fürsten bei ihren kirchlichen Veränderungen viel Eigennutz mit unterlaufen ließen und daß man aus seinen Lehren die Berechtigung zu Zügellosigkeit und Üppigkeit herleiten wollte. Die Verhältnisse in Wittenberg widerten ihn so an, daß er im letzten Jahr seines Lebens aus der Stadt eilte und nicht wieder in das „Sodom“ zurückkehren wollte. Auch betreffs der Geistlichen sprach er von der Notwendigkeit eines „Pfaffenturms.“ Allen Ernstes huldigte er der Ansicht, bald werde der Türke siegreich durch Deutschland ziehen und dann werde der jüngste Tag allen Wirren ein Ende machen. Im Februar d. J. 1546 wurde er nach Eisleben gerufen,

eine Streitfrage zu schlichten. Dort ereilte ihn der Tod. Mit dem Bekenntnis seines Glaubens und Worten des Kampfes auf den Lippen schied er von hinnen. Neben der Kanzel der Schloßkirche in Wittenberg wurde seine Leiche beigesetzt. Man nennt Luther den größten Sohn seines Volkes, der auch seinen Gegnern Respekt abgewinnt.

Luthers Mitarbeiter kamen im ganzen aus seiner nächsten Umgebung. Der hervorragendste ist Philipp Melanchthon, geboren 1497 zu Bretten in der Pfalz, ein frühreifes Talent. In seinem 17. Jahre schon erwarb er sich die Magisterwürde, in seinen 18. wurde er Professor der griechischen Sprache an der Universität zu Wittenberg. Die Leipziger Disputation führte ihn zum Anschluß an Luther und beide arbeiteten nun gemeinsam an der großen Sache. Melanchthon zog viel Schüler an und gewanu den Titel Preceptor Germaniae. Er wurde der Dogmatiker des Protestantismus. Seine Einkünfte waren sehr gering. Nach Luthers Tode zeigte er zu große Nachgiebigkeit gegen Rom und wurde dafür sehr streng kritisiert, so daß er sich bei seinem Hinscheiden, 1560, darüber freute, daß er drüben frei sein werde von der „Wut der Theologen.“ Weitere Mitarbeiter Luthers waren Georg Spalatin, Justus Jonas, Johann Bugenhagen, Johann Agricola u. a. Wie gemütlich und fruchtbringend der große Reformator mit ihnen zu verkehren wußte, zeigen seine berühmten „Tischreden“. Sonst wirkten in seinem Geist ein Johann Brenz in Württemberg, Schnepf in Hessen, Polyander in Königsberg u. a. Die meisten derselben hatten für ihr neues Bekenntnis ernstliche Gefahren zu bestehen.

---

41. Huldreich Zwingli und seine Reformation.

Jugendzeit. Während Luther im nördlichen Deutschland den Kampf gegen Rom und seine Irrtümer aufnahm,

ließ der Herr der Kirche auch in der nordöstlichen Schweiz einen Mann von seltenen Geistesgaben und festem Mute heranreifen, um durch ihn in dieser Gegend das Licht evangelischer Erkenntnis aufgehen zu lassen. Zwingli wurde am 1. Januar 1484 zu Toggenburg im heutigen Kanton St. Gallen als Sohn eines Amtmannes geboren. Das Bewußtsein einer gewissen gesellschaftlichen Stellung und eines Bürgers der freien Schweiz hat ihn durchs Leben begleitet. Umgeben von einer schönen Natur und unter den Eindrücken eines fröhlichen Hirtenlebens wuchs der Knabe heran. Früh zum Geistlichen bestimmt, widmete er sich allseitigen humanistischen Studien und auf den Universitäten zu Basel und Wien den lateinischen und griechischen Klassikern. So tief war deren Einfluß auf ihn, daß er sich noch in spätern Jahren dahin aussprach, die Edelsten unter den Heiden seien nicht anders zu denken als auch der ewigen Seligkeit teilhaftig geworden. In Basel wirkte aber auch der fromme Thomas Wittenbach tief auf ihn ein. Dieser legte seit 1505 seinen Vorlesungen den Originaltext der heiligen Schrift zu Grunde, erklärte sich gegen den Ablaß, das Cölibat und die Messe und bezeugte ganz freimütig, daß der Tod Christi die einzige Bezahlung für unsere Sünde sei. Durch Wittenbach ist Zwingli auf den Weg biblischer Heilserkenntnis geführt worden.

Als römischer Priester wirkte er in Glarus, Maria-Einsiedeln und Zürich. An die erste Stelle kam er 1506. Sofort verlegte er sich auf das Studium des griechischen Neuen Testamentes, schrieb die Episteln Pauli ab und lernte sie auswendig, ebenso trieb er die Kirchenväter. Was er sich erarbeitete, das bot er der Gemeinde dar, — auch seine gereinigten politischen Ansichten. Als Feldprediger mußte er die Glarner Truppen nach Italien begleiten. Hier lernte er die römischen Irrtümer in ihrer Grundgestalt kennen, ebenso aber auch die Verwerflichkeit des Söldnerdienstes, des „Reis-

laufens“ der schweizerischen Soldaten. Als er gegen diesen Unfug offen auftrat, mußte er hier sein Amt aufgeben. Er ließ sich nun 1516 nach Maria-Einsiedeln berufen, einem berühmten Wallfahrtsort im Gebirge. Über dem Tor der Abtei befand sich die Inschrift: „Hier ist voller Ablaß aller Sünden.“ Das erregte seinen Widerspruch und so predigte er den herbeiströmenden Wallfahrern evangelische Wahrheiten, besonders als auch hier ein Ablaßkrämer, Samson, seinen Handel betrieb. „Wenn ein Wolf im Lande gesehen wird, macht man Lärm,“ sagte er — „aber wenn falsche Lehren verbreitet werden, ist man still.“ Auch durch die Aussicht auf römische Ehrenstellen ließ er sich nicht zum Schweigen bringen. In seinem sittlichen Leben blieb das Wollen auch noch hinter dem Können zurück, die meisten Priester lebten ja auch hier in groben Unsittlichkeiten, aber es gelang ihm schließlich, seine Leidenschaft durch Gottes Gnade zu besiegen.

Nach Zürich wurde Zwingli am Schluß d. J. 1518 berufen und hielt hier am 1. Januar 1519 im „Großen Münster“ seine Antrittspredigt. Von Luthers Thesen hatte er am Anfang d. J. 1518 gehört, sie und Luthers weitere Schriften ermutigten ihn sehr in seinem weitern reformatorischen Wirken. Anders als bei Luther erscheint dasselbe bei ihm als als eine Folge verstandesmäßiger Erwägungen und einfacher Befolgung der Schrift. Solche Gewissenskämpfe wie Luther hat er nicht durchgemacht. Er stand Kirche und Papst von jeher sehr freisinnig gegenüber. Zudem war er ein ausgeprägter Politiker. Auch in Zürich zog er gegen die sittliche und politische Korruption des „schweizerischen Korinth“ zu Felde. Zunächst verlegte er sich jedoch auf tiefgehende Saatarbeit. In fortlaufender Folge erklärte er in seinen Predigten die neutestamentlichen Schriften; ebenso verkehrte er mit den stillen Bruderschaften, die sein Streben unterstützten. Er protestierte gegen Fastengebote,

die Verehrung der Jungfrau Maria u. s. w. Der Bischof zu Konstanz trat wohl gegen ihn auf, vermochte jedoch nichts zu erreichen, indem der Züricher Magistrat auf seiner Seite stand. Im Januar und Oktober d. J. 1523 ordnete der Rat öffentliche Religionsgespräche an, auf welchen die Vorkämpfer der römischen Kirche den von Zwingli aufgesetzten Thesen widersprechen sollten. Es erschienen auch einige, gerieten jedoch in große Verlegenheit und so gewann Zwingli über sie einen entscheidenden Sieg. Der Magistrat trat voll und ganz seinen Ansichten bei und nun wurde in den nächsten Jahreu 1524 und 1525 die Reformation durchgeführt, die Messe abgeschafft, der Bilderschmuck aus den Kirchen entfernt, das Abendmahl als ein Gedächtnismahl an Christi Tod und ein Einigungsmahl der Kirche gefeiert. Klöster und Stifte wurden in Schulen und Spitäler verwandelt, Priester traten in die Ehe, so auch Zwingli, der eigentlich schon 1522 in der Stille diesen Schritt getan hatte. Damit sagte sich der Kanton Zürich von dem päpstlichen Regiment los und legte die kirchlichen Angelegenheiten in die Hände des Magistrats. Bald folgten die Kantone Basel, Bern, St. Gallen u. a. diesem Beispiele.

Eine Staatskirche, zu der man durch Geburt gehörte und deren Lehren und Gebräuche bürgerliche Verpflichtungen waren, wurde also auch durch Zwingli eingerichtet. Innerhalb der Linien derselben suchte er möglichst schriftgemäß zu reformieren, ließ fallen, was ihm biblisch nicht erlaubt erschien, so die geistliche Amtstracht, die Altäre als „Gaukeltische,“ ja, selbst die Orgeln und beschränkte den Gottesdienst auf Gebet und Predigt. Zwingli hat wohl gelegentlich gesagt, daß die Obrigkeit über die Gewissen der Menschen nichts vermöge, aber die auf seine Veranlassung hin erlassenen Gesetze liefen doch auf einen drückenden Gewissenszwang hinaus. In der Religion sollte Uniformität herrschen und seine Toleranz begann da, wo seine Macht aufhörte. Gegen

die von der Staatskirche sich absondernden Täufergemeinden rief er die weltliche Gewalt auf und drang auf ihre Verfolgung. Auch sonst erschien ihm ein kriegerisches Vorgehen zur Ausbreitung und Befestigung seiner Sache nur billig und biblisch.

Sein Tod. Die römisch gesinnten Urkantone der östlichen Schweiz standen den reformierten bitterfeindlich gegenüber. Endlich war ein Kampf mit den Waffen, auf den auch Zwingli drang, unvermeidlich. Bei Kappel kam es am 11. Oktober 1531 zur Schlacht. Die allein gelassenen 700 Züricher wurden von den 8000 Feinden geschlagen. Zwingli, der auch mit ausgezogen war, wurde von einem Steinwurf getroffen und sank zu Boden. So traf ihn ein feindlicher Soldat und fragte ihn, ob er beichten und zur heiligen Jungfrau beten wolle. Als Zwingli mit dem Kopfe schüttelte, durchbohrte er ihm den Hals. Des Reformators Ueberzeugungstreue ist aller Anerkennung wert. Groß aber war die Freude im Lager der Römlinge. Kaiser Karl V. schrieb einen Glückwunsch an die Sieger, als er die Nachricht empfing: „Der große Ketzer ist gefallen!"

Seine Mitarbeiter waren Oekolampadius in Basel, Haller in Bern, Keßler in St. Gallen u. a. In Straßburg standen Capito und Butzer so ziemlich auf seinem Standpunkt. Sie vertraten eine nüchterne, streng grammatische Schriftauslegung. In Zürich wurde sein Werk von Heinrich Bullinger weiter geführt. Diesem gelang es, die tief geschädigte Bewegung wieder zur Blüte zu bringen. Durch das Eingreifen der andern Kantone war die Berechtigung des reformierten Bekenntnisses unversehrt geblieben.

---

42. Johannes Calvin.

Jugendzeit. Einige Jahre nach Zwinglis Tod setzte auch in der südwestlichen Schweiz eine weltgeschichtlich höchst

bedeutende Reformationsbewegung ein, deren Hauptträger Johannes Calvin wurde. Er war i. J. 1509 in der Nähe von Paris als Sohn eines angesehenen Amtmanns geboren und genoß von Jugend auf die Vorteile einer aristokratischen Stellung. Schon von seinem 12. Jahre an bezog er die Einkünfte einer geistlichen Stelle. Seine Neigung ging auf die Theologie; da sein Vater jedoch in der Kirche für den talentvollen Sohn nicht ein genügend gewinnreiches Gebiet sah, so unterwarf er sich dessen Entscheidung und studierte die Rechte. Einer seiner Lehrer las aber das Neue Testament in der Grundsprache mit ihm, was sehr dazu beitrug, das er nach dem Tode seines Vaters doch wieder zur Theologie überging.

Seine Bekehrung erfolgte zu Paris i. J. 1533. Hier war bereits vor Luthers Auftreten das Evangelium von der freien Gnade Gottes durch einen Lefevre verkündigt worden, besonders unter den gebildeteu Kreisen. Diese schlossen sich zu evangelischen Gemeinden zusammen, welche jedoch bald von dem römischen Klerus verfolgt wurden. Calvin sah, wie solche Zeugen der Wahrheit den Scheiterhaufen bestiegen. Ihr Mut machte einen tiefen Eindruck auf ihn und so geschah es, — „daß Gott plötzlich sein Herz dem Gehorsam seines Willens unterwarf.“ Er wurde nun ein eifriges Mitglied in dem evangelischen Kreise, vermochte sich jedoch bald nur durch schleunige Flucht vor scharfer Verfolgung zu retten. In Basel fand er 1534 bei Freunden der Reformation freundliche Aufnahme und hier schrieb er in der Art einer Zuschrift an den König Franz I. von Frankreich seine Glaubenslehre, welche ihn als einen Theologen von Fach und Beruf erwies.

In Genf fand Calvin sein erstes dauerndes Arbeitsfeld. Wilhelm Farel, ein Schüler Lefevres, hatte hier längere Zeit schon evangelischen Heilssamen treu und fleißig ausge-

streut und durch ein Dekret des Magistrats i. J. 1535 war die reformierte Kirche eingeführt worden, aber die Durchführung einer entsprechenden Sittlichkeit blieb zunächst noch eine sehr schwierige Sache. Sehr weitgehend blieb man an der früheren Zügellosigkeit hängen, als die Bürger ihre Töchter mit Gewalt aus dem Palast des Bischofs hatten holen müssen. Farel fühlte sich der Situation nicht gewachsen. Als er nun an einem Augustabend i. J. 1536 hörte, daß der Verfasser der „Institutio," der berühmten Glaubenslehre, in der Stadt sei, eilte er zu ihm und beschwor ihn, dazubleiben und Calvin vermochte nicht zu widerstehen. Bald hatte er sich die Achtung der ganzen Bürgerschaft erworben und er wurde zum Prediger gewählt. Als er jedoch auf strenge Reinheit der Sitte drang und darauf, daß geistliche Angelegenheiten von der weltlichen Obrigkeit unabhängig seien, wurde ihm und Farel i. J. 1538 befohlen, die Stadt sofort zu verlassen.

In Straßburg fand Calvin ein willkommenes Asyl und einen segensreichen Wirkungskreis. Er widmete sich hier den vielen reformierten Flüchtlingen und trat mit den dortigen Reformatoren Capito und Butzer in Verkehr und durch diese auch mit Melanchthon. Diesem war Calvins Drängen auf einfachen Kultus sympathisch, da er einräumte, daß die lutherische Kirche mit Formen überladen sei. Calvin schrieb hier auch eine Abhandlung über das heilige Abendmahl, in welcher er einen geheimnisvollen Genuß des verklärten Leibes Christi bei dieser Feier lehrte. Er verheiratete sich hier auch mit der Witwe eines sogenannten „Wiedertäufers".

Eine fernere Wirksamkeit in Genf eröffnete sich ihm jedoch durch seine Rückberufung nach dieser Stadt i. J. 1541. Der dortige Magistrat war mit den freisinnigen Elementen nicht fertig geworden. Man bereute es, Calvin entlassen zu haben und versprach, sich seinen Anordnungen

fügen zu wollen. Ein Herold geleitete ihn in die Stadt und so entfaltete er hier nun seine umfassende, weltberühmt gewordene Wirksamkeit. Er organisierte die kirchlichen, sowie die staatlichen Verhältnisse der Stadt. Die Kirche gestaltete sich als ein vom Staat unabhängiger Körper, der sich selbst regieren, Gesetze geben, über die richtige Lehre und das sittliche Leben seiner Glieder wachen solle. Wen die Kirche ausschied, der fiel der Strafe des Staates anheim; dieser aber strafte nach kirchlicher Anschauung. Calvin unterschied 4 kirchliche Ämter — Prediger, Kirchenältesten, Diakonen und Doktoren der Theologie — an den Hochschulen. Das Gemeindeprinzip kam zu einer gewissen Geltung, indem die Ältesten aus der Gemeinde genommen wurden. Die kirchliche Behörde wachte jedoch mit Hilfe der Polizei über Sitte und Leben. Eine Reihe von Gesetzen gegen Kleiderpracht, üppige Tafelgenüsse u. s. w. wurden erlassen. Kirchenbesuch, Teilnahme am Abendmahl waren bürgerliche Ordnungen. Ein erwachsenes Mädchen z. B., das nach einem Psalmengesang ein weltliches Lied angestimmt hatte, mußte von ihren Eltern gepeitscht werden. Wegen Zauberei wurden 58 Personen hingerichtet. Sie sollten eine Pest verursacht haben. Es ist also ein alttestamentlicher Geist, welchen Calvin seinem Werke einhauchte — freilich auch alttestamentliche Kraft, fügt man hiezu. Genf wurde infolge seiner reinen Sitte ein Musterstaat, aber vieles war doch auch bloße Dressur und manches hätte anders geartet sein können und wäre nicht schlechter gewesen.

Calvins Kämpfe in Genf trugen also einen ausgeprägt politischen Zug. Viele der alten Familien wollten sich seinen Einrichtungen nicht fügen; er aber wußte sie zu verbannen und reiche Flüchtlinge herein zu ziehen, so daß der Magistrat seine „Institutio" für die „heilige Lehre Gottes" erklärte. Wer ihr widersprach, wurde ausge-

wiesen oder hingerichtet — so ein Grüot 1547 und ein spanischer Arzt Michael Servet 1553, beide hatten sich freilich schlimmer Lästerungen schuldig gemacht, ersterer gegen Christum, letzterer gegen die Trinität. Andere Gegner wurden auf die Folter gespannt und schließlich beugte sich dem eisernen Regiment Calvins die ganze Stadt.

Calvins eigentümliche Theologie gipfelte in der Lehre von der Prädestination, d. h. der Vorherbestimmung jedes Menschen zum ewigen Heil oder Unheil. Die Seligen dienen der Verherrlichung der Gnade Gottes — die anderen verherrlichen seine Gerechtigkeit.. Das Alte Testament gilt dem Neuen als völlig gleichwertig. Die Erwählten Gottes sind das wahre Israel, die Ungläubigen verfallen der Rache Gottes. Diese herbei zu beten, wie es in den Fluchpsalmen geschieht, ist auch jetzt noch richtig. Eine heilige Gestaltung des Lebens auch mit politischen Mitteln herbei zu führen, ist die Aufgabe aller Frommen. Solche Grundsätze in weite Kreise zu tragen, stiftete Calvin 1559 die Genfer Akademie, welche bald an 1000 Schüler zählte und das Missionshaus des westlichen Europas wurde. Ebenso gingen Calvins Briefe zu Tausenden in alle Richtungen, überall auf eine göttliche Gestaltung des kirchlichen, bürgerlichen und sittlichen Lebens dringend.

Calvin starb i. Mai d. J. 1564. In rührenden Worten nahm er Abschied von der Genfer Geistlichkeit, ihnen sein Werk anbefehlend. Gegen persönliche Angriffe hatte er immer eine sehr versöhnliche Gesinnung bewiesen. In der Erinnerung an ihn bleibt jedoch vorwiegend das Bild eines Mannes von alttestamentlicher Strenge haften. Sein Nachfolger wurde Beza † 1605. Dieser baute Calvins Theologie zum vollen „Supralapsarianismus“ aus, gemäß welchem Gott den Sündenfall vorher bestimmt und beschlossen hat, daß die Menschen in Sünden fallen sollen. Auch sonst bekunden seine Schriften viel mosaische Härte.

43. Die Reformation in den anderen Ländern.

Allgemeines. Auch auf die außerdeutschen Länder wirkten Luther, Zwingli und Calvin höchst befruchtend ein. Nur die russische Kirche blieb von dem Segen des Reformationswerkes völlig unberührt. Ein orientalischer Theologe, Demetrius Mysos, versuchte 1638 die morgenländische Kirche mit der abendländischen zu vereinigen, mußte dafür aber mit dem Tode büßen. Auch über die Alpen und Pyrenäen drangen die neuen Gedanken und fielen bei den Gebildeten und Gelehrten auf einen fruchtbaren Boden. In Florenz erschien eine italienische Bibelübersetzung; in Spanien wurde das Neue Testament in die Landessprache übertragen und im geheimen fleißig gelesen. Aber die Inquisition setzte in diesen Ländern sofort mit aller Macht ein und ruhte nicht eher, als bis sie jede Spur evangelischen Christentums ausgerottet hatte. Bessern Erfolg hatte die Reformation in den nordischen Ländern. Sie siegte hier so vollständig, das ein Rücktritt zur katholischen Kirche bei Todesstrafe verboten wurde. In England und Frankreich ging die Sache durch schwere Kämpfe. Im ganzen gewann in rein germanischen Ländern die lutherische Kirche, in rein romanischen die calvinisch-reformierte.

In Dänemark fand die lutherische Lehre schon frühe Eingang. Der Reichstag zu Odense 1527 gewährte den Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken. Nachher führte Christian III. die Reformation durch und Johann Bugenhagen gab der Kirche eine Verfassung. Bald folgten Norwegen und Island dem Beispiele Dänemarks.

In Schweden war i. J. 1523 Gustav Wasa zum König ausgerufen worden, nachdem er sein Land von der Herrschaft der Dänen befreit hatte. Auf der Flucht hatte er in Lübeck die deutsche Reformation kennen gelernt und als König begünstigte er sie, da es die katholischen Bischöfe im geheimen

mit Dänemark hielten. Zwei Brüder, Lorenz und Claus Peterson, hatten zu Luthers Füßen gesessen und wirkten nun in ihrer Heimat für die neue Sache. Auf dem Reichstag zu Westeräs wurde durch Staatsbeschluß der Bruch mit Rom vollzogen; es wurde aber in diesen Ländern die bischöfliche Verfassung beibehalten. Von Schweden aus wurde Finnland für die lutherische Lehre gewonnen. Auch Livland und Kurland schlossen sich dieser Reformation an.

In England war das Andenken an Wiklif noch nicht erloschen, als die Kunde von Luthers Wirken dorthin drang. Ein edler Gelehrter, Tyndale, ließ sich durch den deutschen Reformator veranlassen, seinem Volke auch die Bibel zu übersetzen. Er mußte sie jedoch in Deutschland, in Worms, drucken lassen und sie in der Art von Warenballen nach England senden. Der englische König Heinrich VIII. schrieb zuerst gegen Luther, sagte sich dann aber von der römischen Kirche los, als ihn der Papst von seiner Gemahlin nicht scheiden wollte. Er führte nun eine Reformation nach eignem Begriff ein, die viel römisches Zeug stehen ließ. Wer sich aber nicht fügte, ihm als Oberhaupt der Kirche nicht huldigen wollte, den ließ er hinrichten — so den genannten Tyndale, den berühmten Kanzler Thomas Moore u. a. Unter der Regentschaft seines minderjährigen Sohnes Eduard VI. v. 1547—1553, wurde von Erzbischof Cranmer, einem Anhänger der Schweizer Reformation, eine genauere Reform in Lehre und Leben durchgeführt. Eine blutige Prüfungszeit kam für das junge Werk jedoch unter der Königin Maria, v. 1553—1558. Diese war streng katholisch, vermählte sich mit dem König Philipp II. von Spanien und ließ nun Hunderte der hervorragendsten Protestanten den Scheiterhaufen besteigen, so den Bischof Latimer und sogar den greisen Cranmer. Im J. 1558 folgte ihr jedoch ihre Schwester Elisabeth, welche sich von vornherein als entschiedene Protestantin bekannte. Der spanische König warb auch

um ihre Hand und als sie ihn abwies, entsandte er seine Flotte, die „unüberwindliche Armada“ um das „Ketzerreich“ zu vernichten, aber ein wilder Sturm zerschellte sie an der Küste. Nun ging es mit dem Ausbau des Protestantismus schnell vorwärts. Ein gemeinsames Glaubensbekenntnis in 39 Artikeln, ebenso ein Gesang- und Gebetbuch — „The Common Prayer Book“ bezeichnete den Abschluß desselben. Auch hier wurden aber die bischöfliche Verfassung und manche römische Gebräuche im Gottesdienste beibehalten; ebenso blieb die Königin das Oberhaupt der Staatskirche. Das war vielen einfachen Christen zu römisch und so gründeten nachgerade ganze Reihen derselben eigene, unabhängige Gemeinden.

In Schotland baute ein Patrick Hamilton, der in Deutschland gewesen und Luther kennen gelernt hatte, den Boden evangelischer Heilserkenntnis an, starb dafür jedoch schon 1528 den Flammentod. Sein Nachfolger wurde John Knox, welcher seines Glaubens wegen Jahre lang auf den französischen Galeeren zugebracht hatte und erst durch Eduard VI. befreit worden war. Nach längerem Verweilen in Genf kehrte er nach Schottland zurück und setzte es hier durch, daß i. J. 1560 das calvinische Bekenntnis durch ein Staatsgesetz als das zu Recht bestehende anerkannt wurde. Der leichtfertige Hof und insbesondere die Königin Maria Stuart vermochten nichts gegen ihn auszurichten. Hier kam die reformierte Kirchenordnung am vollständigsten zur Geltung — in der Gemeinde Prediger und Älteste, beide mit gleichen Rechten in der Synode, Kirchenzucht, einfacher Gottesdienst u. s. w.

In den Niederlanden war der Gang der Reformation langsam und blutig. „Hier war alter Ketzerboden“ und um so schroffer ließ Karl V. die Inquisition vorgehen. Schon 1523 wurden zu Brüssel zwei Anhänger Luthers verbrannt. Unter seinem Sohn Philipp II. soll der Herzog Alba binnen

6 Jahren 18,000 Bluturteile vollzogen haben. Das trieb die Protestanten zur Verzweiflung und i. J. 1569 erhoben sich sieben der nördlichen Provinzen gegen das spanische Joch und erkämpften sich unter dem edlen Wilhelm von Oranien die Unabhängigkeit. Auch hier sowie in Ostfriesland gestaltete sich die Staatskirche in reformierter Fassung.

In Frankreich fanden reformierte Ideen frühe einen fruchtbaren Boden, besonders im Süden, der alten Heimat der Waldenser. Schon 1525 wurde die Bibel in die französische Sprache übersetzt und bald bildeten sich feste Gemeinden nach reformiertem Bekenntnis. Der König verfolgte sie jedoch bald unter dem Namen Hugenotten (Eidgenossen). Viele Edelleute schlossen sich der Bewegung an und das gab ihr einen stark politischen Anstrich. Sie erkämpfte sich eine gewisse Freiheit, wurde aber in der Pariser Bluthochzeit, am 23.—24. August 1512, fast ausgerottet. Die Mutter des Königs Karl XI., Katharina von Medici, hatte diese Katastrophe geplant, der 60,000 Protestanten zum Opfer fielen, unter ihnen auch der edle Admiral Coligny. Heinrich IV. von Navara gewährte ihnen später in einem Edikt von Nantes 1589 Religionsfreiheit.

In Polen fand der Protestantismus beider Bekenntnisse in den Städten und unter dem Adel frühzeitig Eingang und Verbreitung. Der Edelmann Johann a Lasko wirkte besonders im reformierten Sinn. Ähnlich ging es in Ungarn, Siebenbürgen und Böhmen.

---

44. Der Schmalkaldische Krieg und die Jesuiten.

Die Zeit von Beginn der Reformation bis zum Reichstag in Augsburg v. 1517—1530, mag man wohl richtig die Periode der G r u n d l e g u n g dieser Bewegung nennen. Dieser folgt eine Periode der k o n f e s s i o n e l l e n A b g r e n z u n g, v. 1530—1580, wo sogar zum Schwert ge-

griffen wurde. Im 30jährigen Krieg hatte sich der deutsche Protestantismus sein Recht sodann auf's neue noch zu erkämpfen.

Der Schmalkaldische Krieg entwickelte sich aus dem Bestreben Karl V., die kirchliche Einheit im deutschen Reich wieder herzustellen. Seine drohenden Äußerungen auf dem Reichstag zu Augsburg veranlaßten die leitenden protestantischen Fürsten, sich zu Schmalkalden 1531 zu einem Trutzbündnis zu vereinigen. Aber die drohende Türkengefahr und Kriegshändel mit Frankreich zwangen Karl V., von irgend welcher Gewaltanwendung gegen sie abzustehen. So zog sich der Gegensatz Jahre lang hin. Der Landgraf Philipp von Hessen kam zudem durch seine Doppelehe in eine Stellung, wo er die Nachsicht des Kaisers einholen mußte. Luther und Melanchthon ließen sich gewinnen, die Ehe linker Hand des Grafen in einer gewissen Weise zu billigen. Als der Kaiser aber um 1546 seine auswärtigen Beziehungen friedlich gestaltet hatte, schloß er mit dem Papst ein besonderes Bündnis, sammelte Truppen, sprach über Philipp von Hessen und Johann Friedrich von Sachsen, die Häupter des Schmalkaldischen Bundes, die Reichsacht aus, gewann den Herzog Moritz von Sachsen für sich, indem er ihm die Länder seines Vetters, des Kurfürsten von Sachsen, versprach, schlug diesen und nahm ihn gefangen in der Schlacht zu Mühlberg am 24. April 1547 und zog als Sieger in Wittenberg ein. Sinnend stand er hier an Luthers Grab; doch als der spanische Herzog Alba ihm riet, dessen Gebeine verbrennen zu lassen, sagte er: „Laß ihn ruhen, er hat seinen Richter schon gefunden; ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Toten.“ Gegen das Versprechen der Freiheit verstand sich der Landgraf dazu, sich vor ihm zu demütigen. Aber der Kaiser hielt sein Wort nicht, sondern führte ihn und Johann Frie-

drich als Gefangene mit sich herum, wobei sie oft schimpflich behandelt wurden.

Das Interim. Der Kaiser nahm nun die Reformation in die eigene Hand. Der Papst hatte das langbegehrte Konzil zu Trient 1545 eröffnen müssen, das dem Kaiser zu langsam arbeitete. So ließ er von einem römischen und protestantischen Geistlichen das sogenannte Interim ausarbeiten als einen vorläufigen Kompromiß beider Konfessionen. Es ließ den Protestanten eigentlich nur den Laienkelch und die Priesterehe. Das Volk spottete darüber: „Das Interim, — mit dem Schalk hinter ihm". Hunderte evangelischer Prediger ließen sich lieber von Amt und Hof treiben als es anzunehmen, da der Kaiser es bei Strafe der Reichsacht überall durchsetzen wollte. Melanchthon und andere, sowie die meisten evangelischen Staaten wollten so etwas bis auf weiteres ertragen. Magdeburg jedoch blieb fest bei seinem alten Bekenntnis. So übertrug der Kaiser dem Herzog Moritz die Vollziehung der Reichsacht über sie. Dieser zürnte dem Kaiser jedoch wegen der Treulosigkeit an den gefangenen protestantischen Fürsten, zudem wurmte es ihn, sich als einen „treulosen Judas" verachtet zu wissen. Als schlauer Diplomat wußte er ein großes Heer zu sammeln, verglich sich mit Magdeburg und wandte sich daun plötzlich gegen den Kaiser, den er in Innsbruck 1551 beinahe gefangen genommen hätte, und zwang ihn 1552 den Passauer Vertrag und 1555 den Augsburger Religionsfrieden zu schließen, welcher den kirchlichen Wirren vorläufig ein Ende machte.

Der Augsburger Religionsfriede räumte den Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken ein. Trotz des Widerspruchs der erstern wurde aber vom König Ferdinand der sogenannte „geistliche Vorbehalt" den Beschlüssen eingefügt, daß, wenn ein geistlicher Landesfürst protestantisch würde, die kirchlichen Stiftungen der römischen Kirche ver=

bleiben sollten. Die Reformierten waren in diesem Frieden nicht mit eingeschlossen. Karl V. hatte sich gar nicht daran beteiligt. Er sah sich in seinen besten Hoffnungen getäuscht. Der Welt und der Krone müde, zog er sich in die Nähe des Klosters St. Just zurück, wo er 1558 starb. Sein Beichtvater wurde später unter seinem Sohne Philipp II. als Ketzer verbrannt.

Der Jesuitenorden und das Tridentiner Konzil wurden die wichtigsten Hebel der römischen Kirche, den Protestantismus zu bekämpfen. Der Orden ist ein Erzeugnis des spanischen Katholizismus. Ein junger spanischer Ritter, Ignatius von Loyola, welcher bei Panopelona 1521 von den Franzosen schwer verwundet worden war, las auf dem Krankenbette allerhand Heiligenlegenden und kam dadurch zu dem phantastischen Entschluß, es einem Franziskus von Assissi und Dominikus nachzutun. Zu einem Marienbilde hinkend, weihte er sich der Himmelskönigin zum geistlichen Ritter. Er verschenkte seine Güter an die Armen, zog ein Bettlergewand an und erschöpfte sich in Bußübungen. Er zog sogar nach Jerusalem, um die Türken zu bekehren, aber die dortigen Franziskaner wiesen ihn zurück als zu unwissend. Nun setzte er sich in Barcelona als 33jähriger Mann auf die Schülerbank und lernte Latein und i. J. 1534 verband er sich mit einigen Genossen zu einem Orden, den sie „Gesellschaft Jesu" nannten, dessen Zweck darin bestehen sollte, den Unglauben unter den Heiden und den Protestantismus zu bekämpfen. Zu den drei Mönchsgelübden fügten sie noch das Gelübde des unbedingten Gehorsams gegen den Papst, der ihn 1540 bestätigte. Der Orden ist auf das System einer militärischen Unterordnung des Niederen gegen seinen Vorgesetzten, in dem er Christum gleichsam selbst zu erblicken hat, aufgebaut. Die persönliche Individualität wird da schließlich der Vernichtung geweiht. Der Ordens-

general wohnt in Rom. Man suchte gebildete, kluge, verschwiegene Leute zu gewinnen, um sie als Diplomaten, Lehrer, Beichtväter — dann auch als Missionare Roms Lehre und Macht ausbreiten zu lassen. Einige Glieder machten sich in der Heidenmission berühmt, so ein Franz Xaver in Indien und Japan. Aber ihre Arbeit war im ganzen rein äußerlich. Sie mischten sich bald in die Politik und erzeugten Widerwillen gegen das Chistentum. Die Ethik der Jesuiten mit ihrem Grundsatz: „Der Zweck heiligt das Mittel“ erwies sie als ein Gemeinschaden. Um 1560 zählte der Orden aber schon 1000 Glieder.

Das Tridentiner Konzil zog sich mit Unterbrechungen bis zum Jahre 1563 hin. Gleich zu Anfang wurde festgestellt, daß die Apokryphen den andern biblischen Büchern gleich stehen; daß die Vulgata dem Grundtext gleich komme; daß die Schrift der Tradition zur Ergänzung bedürfe und daß die Kirche die einzige Auslegerin der Schrift sei. Die Lehre von den sieben Sakramenten, dem Ablaß, Fegfeuer, der Heiligenverehrung, dem Primat des Papstes wurde als kirchliches Bekenntnis festgestellt, daß der Kardinal Bellearmin † 1621 in seinem römischen Katechismus erörterte. An das glauben, was die Kirche lehrt, heißt nun ein guter Katholik sein. Über die Andersdenkenden hieß es in den Schlußbeschlüssen: „damnamus“, d. h. „wir verdammen sie.“ Trotzdem ist die Einwirkung der Reformation auf Rom nicht zu verkennen. Ein besser geartetes Papsttum beginnt; der Ablaßhandel alter Form hört auf; die Mönchsorden verlieren ihre Macht; die Bischöfe bleiben in ihren Sprengeln. Langsam und sicher wuchs jedoch die Macht des Jesuitenordens und beherrschte bald Papst und Bischöfe.

---

45. Der lutherische und reformierte Protestantismus.

Der Segen beider reformatorischen Bewegungen, der lutherischen wie der reformierten, war eigentlich unberechenbar. Er barg eine neue Zukunft in sich. Die Völker erwachten durch ihn wie aus einem Traumleben und kamen zu ganz neuen Ideen von Freiheit und Tüchtigkeit. Es entstand ein Bewußtsein göttlich gegebener allgemeiner Menschenrechte. Im Kampf um religiöse Freiheit kam man zu neuen Staatenbildungen, wie in den Niederlanden, welche anders als jemals vorher die Rechte des einzelnen anerkannten. Könige und Fürsten lernten ihre Untertanen anders behandeln, als ob sie nur Spielzeug oder Sklaven wären. Die Wissenschaften erhielten einen neuen Impuls. Schulen aller Art und Universitäten wurden gegründet und die Volkssprache wurde ausgebildet. Die Literatur wuchs. Noch i. J. 1516 hatte Leo X. ein Verbot erlassen gegen den Druck von Übersetzungen griechischer, hebräischer und arabischer Schriften. Sein Befehl verhallte jedoch machtlos. Nach allen Seiten hin schuf die Reformation neue Wege, die Intelligenz des Volkes zu heben.

Ein Gotteswerk war die Reformation, — würdig und wert also dauernder Verehrung. Ihre Geschichte ist mit besonderen Beweisen der schützenden Hand Gottes über sie ausgestattet. Wie mißlich stand die Sache, als Luther in der Wartburg von der Bildfläche der Geschichte verschwand, oder als Zwingli tot auf dem Schlachtfelde zu Kappel lag, oder Calvin aus Genf vertrieben wurde oder Karl V. das Interim durchzusetzen begann — und doch in allen diesen und vielen andern ähnlichen Fällen ließ Gott der neuen Bewegung seinen besondern Beistand zu teil werden und die neu gewonnene Wahrheit den Sieg davon tragen.

Eine irgendwie allseitige Wiederauflebung des apostolischen Christentums war die Reformation freilich doch nicht, am wenigsten zunächst in ihren Stiftungsländern. Es war viel erreicht worden. Die Predigt in der Landessprache sättigte die hungrigen Seelen; die Bibel durfte jeder lesen; die Ohrenbeichte war abgeschafft; der Zugang zu Christo war durch keine Priester oder Heiligen mehr verbaut. Die Gemeinschaft des einzelnen mit Christus ist der Grundpunkt des Protestantismus. Den wollte er ermöglichen, sonst jedoch nur eine gewisse Reinigung der Kirche vollziehen. Daher blieb mancher römische Faden an der neuen Bewegung hängen. Zur Hebung der Andacht hielt die lutherische Kirche Altarschmuck, Lichter, den Talar des Geistlichen u. dgl. fest, ja anfangs übte man noch die „Teufelsaustreibung“ bei der Kindertaufe. Die reformierte Kirche drang auf Reinheit der Sitte, aber mit Hilfe des Staates. Da fehlten also viele Züge der Urkirche — ein Umstand, den Luther selbst anerkannt hat, wenn er in seiner Kirchenordnung v. J. 1526 sagt: „Wir stellen solche Gesetze nicht auf für solche, welche mit Ernst wollen Christen sein und Christum mit Hand und Mund bekennen, sondern für die andern, welche erst Christen werden sollen“. Nach solcher Anschauung war die Kirche beider Konfessionen eine öffentliche Religionsanstalt, welche viel, sehr viel vorteilhafter dastand als die römische Kirche, welche aber doch noch manches Stück Entwicklung vor sich hatte, ehe sie das Bild der Urkirche auszuprägen vermocht hätte. Aber man blieb sehr bei den von den Reformatoren aufgestellten Lehrsätzen und den von diesen getroffenen Einrichtungen hängen. Man hielt dafür, daß Gott diese Männer so ganz außergewöhnlich erleuchtet hätte, daß ein Absehen von ihren Ideen einem Angriff auf das Evangelium an sich gleich käme. Es gab daher nach deren Tode wenig Fortschritt

in der von ihnen so fruchtbar in Fluß gebrachten Bewegung.

Ein Notstand blieb insonderheit die Einrichtung der Kirche als Staatskirche. Die Fürsten und Magistrate traten an die Stelle der Bischöfe. Wenn sie nun auch die kirchliche Ansicht durch Konsistorien und Superintendenten ausübten, so wurden doch viele religiöse Interessen und Fragen nach politischen Gesichtspunkten entschieden. Der Staat bestimmte die Amtsbedingungen des Geistlichen, wie viel Universitätsbildung er haben soll u. s. w. Er war also Staatsdiener und es war oft sehr schwer, mit diesen Rücksichten die Ideen des neutestamentlichen Predigtamtes zu vereinigen. Von einer Mitwirkung der Gemeinden bei kirchlichen Sachen wurde abgesehen. Die kirchlichen und staatlichen Behörden trafen alle wichtigen Entscheidungen. Die vorgeschriebenen kirchlichen Riten waren staatlich obligatorisch. Damit ergab sich der Glaubenszwang als ein wesentliches Stück des Protestantismus der ersten Zeit. Den gerichtlich zu verfolgen, welcher die von der Obrigkeit gebilligten Lehren und Einrichtungen nicht annehmen wollte, erschien Luther, Melanchthon, Zwingli, Calvin, Bucer, Bullinger, Beza als nur schriftgemäß.

Die Lehrstreitigkeiten im eigenen Lager hätten die Reformatoren und ihre Nachfolger für ein anders geartetes Erkenntisgut als ihr eigenes Achtung gewinnen lassen sollen. Aber man steckte noch zu tief in der von Haus aus ererbten römischen Unduldsamkeit gegen andere. Die Frage ließ sich nicht umgehen, wo mehr Licht sei, in der lutherischen oder reformierten Kirche. In ersterer entstanden zudem sofort nach Luthers Tode heftige Streitigkeiten darüber, was eigentlich lutherische Lehre sei. Es handelte sich um die Fragen, — ob gute Werke zur Seligkeit nötig seien; ob der Mensch bei seiner Bekehrung auch irgend-

wie mitwirken könne; und ob in den Abendmahlselementen Christi Leib und Blut leibhaftig gegenwärtig sei. Ihren Abschluß fanden diese Verhandlungen in der sogenannten Konkordienformel v. J. 1577. Die guten Werke erschienen als Frucht des Glaubens; dem Gnadenwillen Gottes steht der Mensch rein passiv gegenüber wie ein Klotz, er ist nur frei, das Wort zu hören oder nicht zu hören; geht er aber verloren, so ist das seine Schuld. In der Abendmahlslehre wurde Luthers strengste Ansicht festgehalten. Kein Wunder, daß sich über diese Punkte auch noch andere Ansichten empordrängten als die im Konkordienbuch 1580 niedergelegten.

Die reformierte Kirche entwickelte sich weniger festgefügt, sondern verschieden in ihren einzelnen Gebieten. In ihr gelangten verschiedene Bekenntnisse Geltung. Sie gewann auch in Deutschland, den Rhein hinab, Anhänger. Einzelne Länder und Städte, wie Straßburg und Bremen, schlossen sich ihr an. Sie vertrat eine freiere Schriftauffassung als die lutherischen Theologen, wußte mehr die Kräfte der Gemeinde zu entwickeln, mehr das sittliche Handeln zu heben, mehr den Staat sich zum Diener zu machen als dessen Magd sein zu müssen. In der Pfalz gewann die reformierte Kirche unter Friedrich III. 1563 eine feste Heimat. Hier hatte sich, sowie auch in Hessen ein mildes Luthertum festgesetzt. Dem Landgrafen Philipp hatten die humanistischen Ideen Zwinglis sehr imponiert und so war man in diesen Ländern offen für weitere Forschungen. Der genannte Kurfürst der Pfalz mußte jedoch den strengen Lutheraner Heßhus zuerst absetzen, ehe er refomierte Ansichten einbürgern konnte. Zwei reformierte Theologen, Ursinus und Olevianus, arbeiteten einen eigenen Katechismus aus, den sogenannten „Heidelberger,“ welcher eine Art Bekenntnisschrift des reformierten Protestantismus geworden ist.

46. Kirchliche Richtungen neben der Staatskirche.

Die Waldenser hatten sich infolge der über sie ergangenen heftigen Verfolgungen in allen ihren Hauptsitzen nur mit bedeutenden Verlusten in die neue Zeit herein zu retten vermocht, obschon sie wesentlich deren Bahnbrecher geworden waren. In ihren Stammländern, im südlichen Frankreich und nördlichen Italien, war ihre kirchliche Einrichtung und auch ihr evangelisches Erkenntnisgut so verschüttet, daß sie sich an Farel in Genf und Butzer in Straßburg um Rat wandten. Diese veranlaßten sie, formell aus der römischen Kirche auszutreten und sich dem reformierten Protestantismus anzuschließen. Auf einer mehrtägigen Synode zu Angrogna 1532 vollzogen die italienischen Gemeinden diesen Schritt und die französischen folgten ihrem Beispiel. Beide hatten aber auch weiterhin schwere Verfolgungen zu erleiden.

In Böhmen hatten die Kalixtiner nach 1434 an ihren besondern Vergünstigungen festgehalten, es aber nicht zu einem eigenen Kirchenkörper zu bringen vermocht. Durch Luthers Vorgehen kam auch über sie ein Geist neuer Auflebung. Eine einheitliche Organisation ließ sich jedoch nicht erreichen. Der deutsche Teil schloß sich dem lutherischen Protestantismus an und die letzten Reste der andern vollzogen 1594 eine Art Aussöhnuug mit Rom. Selbstständiger entwickelte sich die böhmisch-mährische Brüderunität, deren Gemeinden seit 1467 die Erwachsenentaufe übten, auch alle dortigen Waldenser an sich gezogen hatten. Mit wärmsten Sympathien begrüßten sie Luthers Auftreten, zumal er für einige Zeit ganz ihren Ton anschlug. Ihr Bischof Lukas fand jedoch das sittlich laxe Treiben der lutherischen Gemeinden so anstößig, daß er die Beziehungen zu den Wittenberger Theologen eingehen ließ. Im J. 1534 nahmen sie die Kindertaufe wieder an, traten dann aber mit Butzer

in Straßburg und der reformierten Kirche in Verbindung, deren Einfachheit und strengere Sittlichkeit sie anzog. Um 1600 zählten sie an 200,000 Glieder, dazu treffliche Schulen. Ebenso entfalteten sie eine rege literarische Tätigkeit.

Das Täufertum. Zu einer sehr lebenskräftigen und hoffnungsreichen Auflebung kam es sodann in den Kreisen und Bruderschaften der Schweiz und dem südlichen Deutschland, sowie auch in den Niederlanden, welche als die Ausläufer und Nachkommen der Waldenser viel biblisches Erkenntnisgut bewahrt hatten und nun den Zeitpunkt für gekommen ansahen, eine Gemeindekirche einzurichten. Zuerst trugen sie sich mit den Erwartungen, daß Luthers und Zwinglis Sache so einen Verlauf nehmen würde und brachten derselben viel Interesse und Unterstützung entgegen. Als beide jedoch bei einer Staatskirche stehen blieben, fühlten sich diese „Altevangelischen,“ wie sie sich hießen, bewogen, eigene, nach apostolischem Muster geartete Gemeinden einzurichten, in die man nur durch die Erwachsenentaufe auf Grund von persönlichem Glauben eintreten solle. Ihren Anfang nahm diese Bewegung in Zürich i. J. 1525, verbreitete sich von hier aus über die benachbarten Kantone und dann nach dem südlichen Deutschland, den Rhein sodann entlang nach den Niederlanden. Neben Zürich wurden St. Gallen, Basel, Augsburg, Straßburg, Tirol, das südliche Mähren, dann Köln, Emden, Amsterdam und andere Orte die Mittelpunkte derselben. Um 1528 bestanden im südlichen Deutschland viele solcher Gemeinden, welche durch einen synodalen Zusammenschluß ihre kirchliche Selbstversorgung zu betreiben begannen. Eine Reihe tüchtiger, wissenschaftlich gebildeter Männer, der sich andere, mit praktischer Frömmigkeit ausgerüstet, anschlossen, traten als sehr entsprechende Träger der neuen Strömung auf. Zu den erstern gehörten ein Konrad Grebel, Felix Manz, Hans Denk, Balthasar Hubmeier, Menno Simons;

zu den andern ein Georg Blaurock, Michael Sattler, Jakob Groß, Jakob Wiedemann, Jakob Hutter u. a. In Wort und Schrift betonte man strengen Anschluß an das einfache Wort der Heiligen Schrift, sonderlich des Herrn und fühlte sich daher verpflichtet, gegen die Staatskirche mit ihrer Kindertaufe, Eidschwur, Kriegsdienst, Glaubenszwang, Mangel an Gemeindezucht und praktischer Frömmigkeit Protest zu erheben und sich als eine Sonderkirche einzurichten. Das Besondere in diesem sogenannten „Täufertum" lag auf dem Gebiet des stillen, tatkräftigen Christentums. Man vertrat soziale Reformen — Hilfe für Arme und Kranke, Volksschulen, Verminderung des Wuchers u. s. w. Manche tonangebenden Leute in diesem freien Gemeinwesen gerieten natürlich auch auf ungesunde, extreme und irrtümliche Ideen. Ein Hans Hut dachte an eine Zukunft, wo die Gläubigen die Gottlosen mit der Waffe angreifen würden und ein Melchior Hofman predigte den Anbruch des 1000jährigen Reiches i. J. 1533. Da er in Ostfriesland und den Niederlanden wirkte, wo viel soziales Elend herrschte, so machten diese seine Ankündigungen hier großes Aufsehen und seine Anhänger gestalteten sich hier zu einer Art eigener Richtung, der die nüchternen Täufer fern blieben. Diese hatten an Männern wie Obbe und Dirk Philipps und nach 1536 an Menno Simons einen soliden Rückhalt.

Verfolgungen. Die protestantischen und römischen Regierungen hatten auf Anraten und Drängen ihrer Theologen für solche freikirchliche Strömungen nur Verfolgungen und Hinrichtungen in Bereitschaft. Das Reichsgesetz von Speier v. J. 1529 gegen die „Anabaptisten" hieß jeden ohne weiteres niederstoßen, der als Erwachsener die Taufe empfangen hatte und Tausende der edelsten Menschen jener Zeit starben den Märtyrertod. Binnen weniger Jahre war die hochgehende Bewegung auf kleine Gemeinden herabgedrückt.

In Münster in Westfalen trat i. J. 1534 der lutherische Prediger Bernhard Rothmann zu den Täufern über, ließ sich aber durch irrgehende Apostel Melchior Hofmans verleiten, den Grundsatz der Wehrlosigkeit des echten Täufertums fallen zu lassen und blutige Rache an den „Gottlosen" zu predigen. Durch und mit Hilfe herbeiflutenden Gesindels geriet die Stadt in die Hände solcher sogenannten „Täufer," welche nun unter der Führung von einem Jan Matthys und Johann von Leyden ein Schreckensregiment in Szene setzten. Diese, meinte Rothmann, führten aus, was Luther und Zwingli begonnen hätten. Johann von Leyden wurde König dieses neuen „Zion." Gütergemeinschaft und Vielweiberei wurden eingeführt. Aber schon i. J. 1535 fiel die Stadt wieder in die Hände ihrer rechtmäßigen Obrigkeit und die bemitleidenswerten Fanatiker erlitten eine entsetzliche Strafe. Die eigentlichen Täufer waren dieser Sache ganz fern geblieben, trotzdem wurde sie der Bewegung als solcher zur Last gelegt. Daß sie von Anfang an jeden Krieg verworfen hatten, wurde ganz übersehen. Die über sie verhängten Verfolgungen bewirkten, daß sie von einem Land ins andere flohen — von der Schweiz nach dem Elsaß und der Pfalz; von Mähren nach Ungarn; von Holland nach Holstein und Preußen.

Andere freie Geister, welche eigene Wege gingen und auch vom Staatskirchentum absehen wollten, waren besonders ein Sebastian Frank und ein schlesischer Edelmann Kaspar Schwenkfeld. Letzterer betonte das innerliche Christentum so ausschließlich, daß er sich gegen alles äußere Kirchenwesen erklärte. Aus Italien kamen als Ausläufer des dortigen Humanismus ein Lälius und Faustus Sozinus. Letzterer fand in Polen einen gewissen Wirkungskreis und starb i. J. 1604. Beide leugneten die Dreieinigkeit Gottes, die Erbsünde, die Gottheit Christi und seinen Tod als eine göttliche Versöhnungstat. Irgend etwas, was der

Vernunft widerspricht, soll die Bibel nicht enthalten. Solche Ansichten wurden jedoch zunächst fast überall zurückgewiesen.

47. Der dreißigjährige Krieg.

Der konfessionelle Parteigeist stürzte sich schließlich in die Flammen des 30jährigen Krieges. Zunächst machte sich derselbe in den Beziehungen der protestantischen Kirchen zu einander in schlimmer Weise geltend. Schroff und streng standen hier die lutherischen Fürsten und Stände den Reformierten gegenüber und wollteu ihnen keinen Anteil am Augsburgischen Religionsfrieden einräumen. Ihre Theologen stellten sie als gefährlichere Leute hin als die Türken. Calvinistische Ansichten galten in lutherischen Ländern für staatsgefährlichen Frevel und in Sachsen wurde ein Kanzler Krell wegen seiner Sympathien mit Calvins Lehren hingerichtet, mit einem Schwert, das die Aufschrift trug: „Hüte dich Calvinist!" Auf den meisten lutherischen Kanzeln schimpfte man über die Reformierten und sogar in den Gymnasien wurde in dramatischen Aufführungen die reformierte Abendmahlslehre verspottet.

Die römische Kirche gelangte aber durch das Tridentinum und den Jesuitenorden zu einer bedeutenden Kräftigung. Letzterer arbeitete mit Plan und Umsicht gegen den Protestantismus, der unter dem liberal gesinnten Kaiser Maximilian II. v. 1564 bis 1576 in Böhmen, Mähren und auch im südlichen Deutschland viele Anhänger gewann. Schon um 1550 hatten sich die „schwarzen Priester," wie man die Jesuiten nannte, in Wien, Köln, Ingolstadt u. s. w. eingenistet und von hier aus ihre sogenannte Gegenreformation begonnen. Viele dem Protestantismus günstige Einrichtungen verstanden sie rückgängig zu machen und viele Leute von Stand und Rang für Rom zurück zu gewinnen. Auf ihren Betrieb wurde in Baiern der

protestantische Adel vom Landtag ausgeschlossen und deren Prediger wurden verjagt. Sie schürten den konfessionellen Haß auf alle mögliche Weise. Sie lehrten und betonten auf's nachdrücklichste, daß keine Friedensbeschlüsse, welche zum Schaden der alten Religion gemacht worden seien, die Gewissen binden dürften und seien sie auch mit den feierlichsten Eiden bekräftigt worden. Mit der Zulassung der protestantischen Lehre im Reich habe man Christum verleugnet und daß sei eine Sünde, welche nur mit dem Blute der Protestanten abgewaschen werden könne.

In Böhmen brach der schreckliche Krieg aus. Noch i. J. 1609 hatte der Kaiser Rudolf II. durch seinen Majestätsbrief dem Protestantismus hier Freiheit und Schutz gewährt. Sein Nachfolger, Matthias, von 1612—1619, brach jedoch diese Zusagen und das erbitterte die böhmischen Edelleute derart, daß sie 1618 die kaiserlichen Räte in Prag zum Fenster hinaus warfen, die Jesuiten verjagten, dem Kaiser den Gehorsam kündigten und den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zum König von Böhmen wählten. Infolge der auch sonst im deutschen Reiche herrschenden gereizten Stimmung zwischen Protestanten und Katholiken hatten sich die erstern 1608 zur protestantischen Union und die letztern 1610 zur katholischen Liga zusammen geschlossen, so daß man allerorten bereit stand, den lange genährten konfessionellen Hader mit der Waffe auszutragen.

Drei Perioden lassen sich im 30jährigen Krieg unterscheiden. Die erste reicht von 1618 bis 1630 und endigte mit der vollständigen Niederlage des Protestantismus. In Böhmen war seine Sache bald verloren. Weil Friedrich V. reformierten Bekenntnisses war, regte die protestantische Union keinen Finger für ihn und in der Schlacht am weißen Berge bei Prag 1620 verlor er Sieg und Krone. Er mußte flüchten, viele böhmische Edelleute wurden hin-

gerichtet und viele andere, an 30,000 Familien, des Landes verwiesen, unter diesen auch der berühmte Pädagoge Amos Commenius. Die Universität wurde den Jesuiten ausgeliefert. Von nun an galt Böhmen wieder für ein katholisches Land und in intellektueller und wirtschaftlicher Beziehung ist es schnell gesunken. Ähnlich ging es in Mähren, Schlesien und Österreich, indem Ferdinand II. 1619—1637, ein Jesuitenzögling, nach dem Grundsatz handelte: „Lieber eine Wüste als ein Land voll Ketzer.“ In den nächsten Jahren wurden die Heere der protestantischen Union von Tilly, dem General der katholischen Liga, vernichtet und als ihnen Christian IV. von Dänemark zu Hilfe kam, erschien der böhmische General Wallenstein mit einem kaiserlichen Heere; beide schlugen den Dänenkönig so vollständig, daß er sich vom Kampfe zurückzog. Nun erschien der Kaiser als Herr der Situation und erließ 1629 das Restitutionsedikt, das die Refomierten von allen Rechten ausschloß und große protestantische Gebiete der römischen Kirche zusprach. Mit Gewalt zwang man Tausende zu schwören, daß sie beim protestantischen Abendmahl nichts empfangen hätten als gebacken Brod und ein Tränklein Wein aus einem Faß, daß sie die lutherische Lehre verdammten und die römische Kirche für die einzig richtige hielten.

In der 2. Periode erscheint Gustav Adolf, König von Schweden, als der Retter der protestantischen Sache. Schon vorher hatte er der von Wallenstein belagerten Stadt Stralsund Beistand geleistet, so daß diesem ihre Eroberung nicht gelang, obwohl er geschworen hatte, sie zu nehmen und sollte sie mit Ketten an den Himmel gebunden sein. Am 6. Juni 1630 landete Gustav Adolf mit einem Heer von 16,000 Mann auf Pommern. Anfänglich zeichnete sich dasselbe durch Frömmigkeit und Manneszucht aus, später verwilderte es. Aus Mißtrauen schlossen sich die evangelischen

Fürsten dem Schwedenkönig nicht sogleich an und so gelang es Tilly, am 20. Mai 1631 Magdeburg einzunehmen, das er furchtbar verheerte. Schnell schloß man nun aber mit dem Retter entsprechende Bündnisse und am 17. September 1631 wurde Tilly bei Leipzig vollständig geschlagen. Im nächsten Jahr, am 16. November, wurde auch ein Sieg zu Lützen über Wallenstein errungen. In diesem Treffen fand aber auch der tapfere Schwedenkönig seinen Tod.

Die 3. Periode, v. 1632 bis 1648 war die Zeit eines hin und her wogenden Gemetzels, das die deutschen Lande furchtbar mitnahm. Bald focht man nur noch für politische Interessen, Schweden und deutsche Protestanten dienten im kaiserlichen Heer und französische Truppen kämpften für den Protestantismus. Infolge einer allseitigen Erschöpfung konnte endlich zu Osnabrück und Münster 1648 der Friede geschlossen werden, der den Katholiken, Lutheranern und Reformirten die gleichen politischen Rechte garantirte. Von nun an werden aber religiöse Fragen nur noch nach politischen Gesichtspunkten behandelt. Der Papst hat den westphälischen Frieden nie anerkannt.

Die Folgen dieses Krieges waren entsetzlich. Deutschlands Bevölkerung war von 17 Millionen auf vier herabgesunken. Seine so blühende Kultur erschien so gut wie vernichtet. Eine ganze Generation war ohne religiösen Unterricht aufgewachsen und daher ein passendes Feld für den unsinnigsten Aberglauben. Der aus der römischen Kirche stammende, vom Papst Innocenz VIII. 1484 in ein förmliches System gebrachte H e x e n w a h n blühte bei beiden Konfessionen auf. An irgend welchen auffallenden Dingen sollten Frauen und Mädchen, welche mit dem Teufel im Bunde stünden, schuld sein und die Folter lieferte jedes Geständnis, daß man wünschte. In den Jahren 1629 und 1630 wurden z. B. zu Herborn 76 Personen als angebliche Hexen hingerichtet. Nur wenigen kamen ver-

nünftige Gedanken über diesen Punkt. Unter diesen war der Jesuit Friedrich v. Spee, dem früh das Haar bleichte, weil er 200 Hexen zum Tode begleitet hatte, an deren Schuld er zweifelte.

48. Fromme Männer und Liederdichter.

Fromme Persönlichkeiten, gottbegnadigte, in der Zucht seines Geistes stehende Männer und Frauen, bilden ja den eigentlichen Lebensbeweis der Kirche. Sie versenken sich dergestalt in den Kernpunkt des Christentums, lassen denselben so reich und voll in ihrem Leben zum Ausdruck gelangen, daß ihrer Frömmigkeit manche Irrtümer in der Erkenntnis kaum einen wesentlichen Abbruch tun können. Ihr heiliges Leben überschattet weit und reich die eine und andere ihr noch anhaftende Unzulänglichkeit in der verstandesmäßigen Auffassung des biblischen Heilsgutes. Meistens sind solche voller barmherziger und toleranter Gesinnung gegen andere gewesen. Wir finden ihrer eine ganze Reihe auch inmitten der Streitigkeiten und blutigen Kämpfe des 16. und 17. Jahrhunderts. Besonders merkwürdig ist da im Reformationszeitalter eine Katharina Zell in Straßburg. Sie war das Muster einer evangelischen Pfarrfrau. „Sie war hellen Geistes, in Wort und Schrift gewandt, eifrig im Suchen der Wahrheit. Des Weibes Hauptkunst, — in Liebe dienen, — übte sie fleißig und hingebend und ihr Mann ließ es gern zu, daß sie sich der Gemeinde schenkte. Heimatlosen Glaubensgenossen von nah und fern war sie eine Herbergsmutter. Alle, welche den Herrn Christum für den wahren Sohn Gottes und einigen Heiland aller Menschen halten, sagte sie, sollten Teil und Gemeinschaft an ihrem Tisch haben.“ Der verfolgten Täufer nahm sie sich mitleidig an und redete denen scharf ins Gewissen, welche diese nicht für wahre Christen halten wollten.

Johann Arndt ist sodann als eine besondere Lichtgestalt seiner Zeit zu notieren. Geboren 1555, studierte er auf mehreren Universitäten, nebenbei auch Naturkunde. In einer Krankheit gelobte er, sich dem Herrn zu weihen, wenn er wieder genese — und er hat sein Gelübde gehalten. In Quedlinburg, Braunschweig und zuletzt als Superintendent zu Celle diente er seinem Berufe mit großer Treue. An dem erstgenannten Orte verhielten sich die Leute nicht einmal in der Kirche ruhig und Arndt bat sie oft, um Gottes willen doch die Predigt nicht zu stören. In Braunschweig begann er mit der Herausgabe seines Werkes, das ihn berühmt gemacht hat: „Vom wahren Christentum.“ Das Motto desselben war: „Christus hat viele Diener, aber wenig Nachfolger.“ Mit herzlichen Worten lehrt er darin, daß sich der Glaube in der Liebe zu erweisen hat, sonst ist er nichts wert. Das Buch fand viele Leser, hat viel Segen gestiftet, dem Verfasser aber auch heftige Angriffe von streitsüchtigen Theologen eingetragen, die sich da getroffen fühlten, so daß Arndt zu der Bemerkung kam: „Ich hätte es nie geglaubt, daß unter den Theologen so giftige Leute wären.“ Auch sein „Paradiesgärtlein,“ eine Sammlung von Gebeten, gewann dankbare Aufnahme. Bei Arndt und seinen Schriften fand man wieder den „Christus in uns.“ Er starb 1621. Sein bedeutendster Schüler war Johann Gerhardt, Professor zu Jena † 1637, der die lutherische Theologie zu einem großen System ausgebaut hat. Er selbst war persönlich kindlich fromm.

Valentin Andreä war in praktischer Hinsicht Arndts treuester Nachfolger. Auf weiten Reisen war er weitherzig geworden und zu der Überzeugung gelangt, daß der Herr seine Kinder nicht nur in der lutherischen Kirche habe. Insonderheit hatte das praktische Christentum in Genf einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er fand seinen Wirkungskreis zu Calw und Stuttgart. Hier nahm er sich der Ju=

gend durch katechetischen Unterricht derselben an und bemühte sich, die Geistlichen zu einer bessern Amtsführung zu bringen. Der 30jährige Krieg raubte ihm all seine Habe. Tief beklagte er die eintretende allgemeine Verwilderung. Man wußte nicht mehr, wer Christus oder der Teufel wäre und trank auf die Gesundheit des Teufels. Er eiferte gegen die offenen Sünden, besonders auf die theologische Fehdelust. Manche calvinische Lehren hochhaltend, blieb er doch bei der lutherischen Kirche, meinend, man müsse auch mit einem Bekenntnis auskommen, dem man nicht in jedem Punkt seine Zustimmung geben könne. „Christianus mihi nomen, Lutheranus cognomen," d. h. „Christ ist mein Name, Lutheraner mein Zuname," war sein Bekenntnis. Seine Größe lag in seiner glühenden Christusliebe und in der Betonung davon, daß das Christentum seinen Lebenserweis nicht nur in der Zustimmung zu einem äußern Bekenntnis zu erbringen habe. Er starb 1654. Spener sagte später: „Könnte ich jemanden zum Besten der Kirche von den Toten erwecken, so wäre es Andreä."

Georg Calixt, Professor zu Helmstedt, hatte sich ebenfalls auf längere Reisen einen weiten Blick erworben. Unter allen Konfessionen hatte er Christen gefunden und meinte nun, man müsse auch mit Andersdenkenden friedlich zusammen leben können. Er machte einen Unterschied zwischen Theologie und Religion und er war bereit, bei andern einen gewissen Mangel an Erkenntnis zu tragen. Einem andern einen Glauben aufdrängen zu wollen, erschien ihm eben so töricht, wie wenn ein König gewissen Bauern das Verständnis des Euklid aufzuwingen versuchte. In Verbindung mit dem König Wladislaus von Polen veranlaßte er 1645 ein Religionsgespräch zu Thorn, um es zwischen den verschiedenen Konfessionen wenigstens zu einer

gegenseitigen Hochachtung zu bringen. Aber der konfessionelle Hader ging noch zu hoch, als daß sich etwas erreichen ließ.

Andere Männer gleicher Art und Gesinnung waren ein Gottfried Arnold † 1714, der in seiner „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie“ eine neue Art, Geschichte zu schreiben, aufstellte. Er wollte nicht bloß eine Schutzschrift der eigenen Partei schreiben; er sah vielmehr in den „Sekten“ eher die Träger des wahren Christentums als die Staatskirche. Weiter machte sich ein Heinrich Müller durch seine: „Geistlichen Erquickstunden“ berühmt, ein Christian Scriver durch seine: „Gottholds zufällige Andachten,“ ein Jakob Arminius, Professor in Leyden † 1609, durch seinen Protest gegen den Zwang der Bekenntnisschriften calvinischer Fassung. Er lehrte, Christus sei für alle gestorben und der Christ könne seines Heilsgutes auch verlustig gehen. Seine Anhänger hießen Remonstranten, sie wurden aber auf der großen Dortrechter Synode 1618 verdammt und erhielten erst später Duldung, entwickelten jedoch bald auch sehr freisinnige Anschauungen.

Die bedeutendsten Kirchenliederdichter gehören auch dieser Zeit des Denkens und des Kampfes an. Das Kirchenlied ist ja das menschliche Echo der göttlichen Schriftwahrheit. In diese lernte man sich versenken in der Not und dem Jammer dieser Periode, lernte dabei auch jeden kirchlichen Hader vergessen. Luthers Zeit gehört ein Nik. Decius an, mit seinem „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'“ und Paul Speratus, mit seinem „Es ist das Heil uns kommen her.“ Sodann folgen ein Phil. Nikolai, mit seinem „Wie schön leuchtet der Morgenstern,“ und „Wachet auf, ruft uns die Stimme,“ auch Martin Rinkart, mit seinem „Nun danket alle Gott,“ Josua Steegmann, mit seinem „Ach bleib' mit deiner Gnade“ u. a. Sehr hervorragend sind später

Gottfried Arnold mit seinem: „O Durchbrecher aller Bande,“ und „So führst du doch recht seelig Herr die Deinen,“ und insonderheit Paul Gerhardt † 1676, der fruchtbarste Dichter von Kirchenliedern der evangelischen Kirche. Seinem Schatz von Liedern (131) werden bis auf den heutigen Tag viele der Kernlieder für unsere Gesangbücher entnommen.

VI. Die neuere und neueste Zeit.

Vom westphälischen Frieden 1648 bis zur Gegenwart.

---

49. Spener und Francke.

Eine Periode toter Orthodoxie hat man die Zeit unmittelbar nach dem 30jährigen Kriege genannt. Trotz mancher frommen und treuen Zeugen der Wahrheit, befand sich besonders die lutherische Kirche in einem Zustand geistlicher Erstarrung. Die große nationale Heimsuchung hatte das Volk im großen und ganzen nicht zur Buße geführt. Der kriegerische Geist hatte auch den Lehrstand ergriffen und auf Kathedern und Kanzeln stritt man mit leidenschaftlicher Heftigkeit darüber, was im Sinne der Bekenntnisse für recht gläubig gelten dürfe oder nicht. Die Betonung des rechten Glaubens im Sinne der Epistel St. Jakobi, welcher sich in einem heiligen Leben auswirkt, trat dabei sehr in den Hintergrund; auf innere Erfahrungen, den „Christus in uns," wurde zu wenig gedrungen. Im gewöhnlichen Volksleben ging es meistens sehr roh zu. Faulheit, Trunksucht, unzüchtiges Treiben, ja Mord und Totschlag waren alltägliche Dinge. Es fehlte neben der vollzogenen Reformation der Lehre eine Reformation des Lebens, an einer Erneuerung derjenigen Anschauungen und Einrichtungen, welche auf bewußtes persönliches Christentum dringen. Im sogenannten Pietismus, der sich an Spener und Francke knüpft, ließ der Herr seiner Kirche eine solche Lebensbewegung zu teil werden.

Philipp Jakob Spener wurde 1635 im obern Elsaß von frommen Eltern geboren, die ihn von früh auf dem Dienste am Reiche Gottes weihten. Es heißt von ihm, daß er

„die Taufgnade“ nie verloren habe. Das selige Sterben einer ihm verwandten Gräfin wirkte mächtig auf ihn. Auch bei seinem Universitätsstudien ließ er die Pflege seines innern Lebens nicht aus dem Auge. Weiblichem Verkehr blieb er fern und nützte besonders auch den Sonntag dahin aus, nicht gelehrter, sondern besser und frommer zu werden. In Basel erlernte er auch das Arabische. Hier und in Genf trat er auch zu frommen reformierten Kreisen in enge Beziehung, besonders auch mit einem aus der römischen Kirche ausgetretenen Labadie, welcher eine Gemeinde von nur Wiedergeborenen zu bilden suchte und in freien Hausversammlungen auch andere als nur ordinierte Geistliche zu Worte kommen ließ. Hier lernte Spener das Haus als Quelle und Mittelpunkt der Kirche kennen im Gegensatz zur lutherischen Betonung von Wort und Sakrament und kirchlichem Amt. Sehr sympathisch war es ihm auch, in Straßburg lutherische Gemeinden zu finden, welche Älteste hatten und so das Gemeindeprinzip anerkannten.

Spener wirkte zu Straßburg, Frankfurt, Dresden und Berlin, an erstem Orte nur drei Jahre, dagegen 20 Jahre, von 1666 an, in Frankfurt. Hier ging ihm das volle Licht auf über die Schäden und Gebrechen der Gemeinden jener Tage. Er predigte gewaltig über die Notwendigkeit einer erfahrungsmäßigen Wiedergeburt und einem daraus entspringenden heiligen Wandel. Im J. 1670 begann er zuerst in seinem Hause, dann in der Kirche, am Sonntag nachmittag oder abends freie Versammlungen zu halten, wo über die Predigt oder Abschnitte der heiligen Schrift gesprochen wurde. Ebenso richtete er mit der Jugend katechetischen Unterricht und die Konfirmation ein. Beide Neuerungen stifteten viel Segen.

Pia desideria, d. h. „Fromme Wünsche,“ nannte Spener eine kleine Schrift, die er herausgab und in der er seine Ansichten darüber niederlegte, wie der Kirche zu helfen sei.

Er sagte darin, daß Luthers Reformation mitten im Lauf stehen geblieben sei; auch Luthers Härte in seinen Streitschriften erschien ihm wie eine Warze an einem schönen Leibe. Spener war gegen Andersdenkende sehr weitherzig. Auf Luthers Fundament meinte er, seien auch Heu und Stoppeln hinauf gebaut worden. Er drang nun auf reine und reichliche Predigt des Evangeliums in einfacher aber erbaulicher Art; auf ein Aufhören des gegenseitigen Verketzerns auf der Kanzel; auf fromme innere Gesinnung, auf ein heiliges Leben, Forschen im Worte Gottes und Gebet — besonders auch bei den Geistlichen. Da ihm das Verderben in der allgemeinen Kirche für zu groß erschien, als daß sich im ganzen helfen ließe, so riet er Kirchlein in der Kirche zu gründen, um in ihnen den Gemeinden einen festen Halt zu geben. Einen großen Schaden sah er darin, daß nur Obrigkeit und Geistlichkeit die Kirche regierten ohne eine verfassungsmäßige Beteiligung der Gemeinde. Seine Gedanken und neuen Einrichtungen erhielten viele Zustimmungen, stießen aber auch auf scharfen Widerspruch. Man fand in seinen Versammlungen, den collegia pietatis, den Anfang von gefährlichem Separatismus, in dem Dringen ihrer Mitglieder auf einen frommen Wandel geistlichen Hochmut und nannte sie Pietisten, als solche, die eine besondere Art der Frömmigkeit pflegen wollten. Man beschuldigte Spener, er degradiere das Predigtamt u. s. w., so daß er manchen Angriff abzuwehren bekam. Auch seine Stellung zu den Adiaphora, d. h. Mitteldingen, also, ob Tanzen, Rauchen, Theaterbesuch erlaubt sei, wurde ihm übel ausgelegt, indem er meinte, ein Christ müsse andere Erholungsquellen kennen. Viele aber lernten durch ihn erst und zwar zu ihrem großen Gewinn, den Ernst des Christentums erfassen.

Nach Dresden wurde Spener als Hofperdiger berufen, doch manche Geistliche gönnten ihm diese Stelle nicht und so vermochte er hier nicht tief zu wirken. Weil er einmal den

Kurfürsten in einem Schreiben dessen mancherlei Sünden vorhielt, so fiel er bei diesem in Ungnade und folgte nun 1696 einem Ruf als Propst nach Berlin, wo er 1705 selig heimging. Seinem Wunsche gemäß legte man ihn in weißem Gewand in den Sarg, da er während seines Lebens genugsam über die Kirche getrauert habe.

August Hermann Francke wurde sein besonderer Schüler und Nachfolger. Geboren 1663, entwickelte er beim Studium große Gaben und gelangte noch als Student zum lebendigen Glauben an Christus. Als Dozent in Leipzig begann er im Sinne Speners biblische Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten, die großen Zulauf fanden, aber aus Neid der andern Professoren eingestellt werden mußten. Francke ging nach Erfurt, wurde aber 1692 nach Halle berufen, wo auf Speners Rat eine neue Universität gegründet worden war, wo nicht nur auf Wissen, sondern auch auf wahre Frömmigkeit gedrungen werden sollte. Hier widmete sich Francke auch der unwissenden und leiblich und geistlich verarmten Gemeinde, und aus barmherziger Liebe unternahm er hier im Glauben 1795 den Bau eines großen Waisenhauses, in welchem bei seinem Tode, 1727, schon 2000 Waisenkinder, mit 170 Lehrern, Pflege und Unterricht erhielten. Die Inschrift der Anstalt, Jesaias 40, 31 bezeichnet den Grundgedanken und die Quelle der Kraft dieses Unternehmens. Andere Anstalten schlossen sich an diese an, so eine Apotheke, Buchdruckerei, die Cannsteinsche Bibelanstalt, nach einem Herrn von Cannstein genannt, welcher große Summen dafür hergab.

Der Pietismus gestaltete sich zu einer fruchtbaren Lebensbewegung der Kirche, obwohl er später im südlichen Deutschland und den Rhein entlang am segensreichsten blühte. Natürlich entging auch er nicht gewissen Ausartungen. Man unterschätzte das geschichtlich Gewordene und die

theologische Wissenschaft, verlor den richtigen Blick für die Natur und das allgemein Menschliche; man meinte, jeder Bekehrte müsse durch einen Bußkampf gehen, der an Verzweiflung grenze. Schon Spener hat sich gegen solche ungesunde Ansichten ausgesprochen.

---

50. Zinzendorf und die Brüdergemeinde.

Die Bildung verschiedener Richtungen mußte sich mit einer gewissen Notwendigkeit aus dem Wesen des Protestantismus ergeben. In der römischen Kirche schuf sich die Verschiedenheit in der Auffassung mancher Erkenntnispunkte einen gewissen Ausdruck in ihrem Vereins- und Mönchswesen; auf dem protestantischen Gebiet, wo der Grundsatz der Freiheit zur Anerkennung gelangt war, kam es aber zu eigenen Kirchenkörpern oder Richtungen, welche sich neben der Staatskirche entwickelten und erhielten, diese meistens auch an lebendigem Christentum weit übertrafen. In England besonders entstanden viele solche Gemeinschaften, welche ihren eigenen Weg gingen. In Deutschland gab es weit weniger dergleichen Bewegungen. Der konservative Sinn des Volkes blieb hier gern am Überlieferten und Gegebenen hängen. Unter diesen eigenen deutschen Richtungen muß wohl die Brüdergemeinde als ein „Kirchlein in der Kirche“ für die edelste und fruchtbarste gehalten werden.

Die Entstehung der Brüdergemeinde ist wesentlich eine Wiederauflebung der böhmisch-mährischen Brüdergemeinden, welche durch den 30jährigen Krieg teils vernichtet, teils zur Auswanderung gezwungen worden waren. An 90,000 sollen ausgewandert sein. Wenige Familien blieben in den mährischen Bergen wohnen, vermochten sich aber kirchlich nicht entsprechend zu bauen. Einer ihrer Genossen, ein Christian David, der von Geburt ein Katholik war, bemühte sich auf seinen Wanderungen, einen Ort zu finden, wo

er mit den andern gemäß ihrer Erkenntnis leben konnte. Er traf mit einen sächsischen Grafen Zinzendorf zusammen, welcher ihm und den andern auf seinem soeben erworbenen Gut Berthelsdorf so ein Asyl eröffnete. Am 17. Juni 1722 fällte Christian David auf dem „Hutberg“ den ersten Baum mit den Worten Psalm 84, 4 und damit war das Dorf „Herrnhut“ gegründet.

Nikolaus Ludwig, Graf von Zinzendorf, war i. J. 1700 geboren und von seiner Großmutter ganz im Sinne Spenerscher Frömmigkeit erzogen worden. In kindlicher Weise verkehrte er mit seinen Heiland, schrieb Briefe an ihn u. dgl. In seinem 10. Jahre kam er auf das Pädagogium zu Halle, wo er „streng gehalten werden sollte, damit er wegen seiner Gaben nicht hochmütig werde.“ Er verharrte aber auch hier in seinem tief innerlichen christlichen Wesen, das jedoch auf äußere Betätigung drängte, stiftete mit dem Blick auf die Heiden einen „Senfkornorden,“ und gewann einen weiten Blick für mannigfache Arbeit im Reiche Gottes. In seinem 17. Jahre bezog er die Universität Wittenberg, um nach dem Wunsch seiner Verwandten Jura zu studieren. Nebenbei trieb er jedoch theologische Sachen und mied alle verdächtigen Zerstreuungen, weshalb er unter den Studenten nicht beliebt war. Hernach schickte ihn sein Vormund auf Reisen, um ihm seine „Grimassen“ auszutreiben, er aber wußte in Paris, Holland u. s. w. solche Persönlichkeiten zu finden, welche ihn religiös förderten, scheute sich auch vor andern nicht, mit seiner Liebe zum Herrn offen hervor zu kommen, so daß er in seinen jugendlichen Jahren vielen zum Segen wurde. Zurückgekehrt, verheiratete er sich und trat in Dresden ein Staatsamt an, sehnte sich aber nach eineu religiösen Wirkungskreis und fand diesen dann in seiner neuen Ansiedlung, welche sich durch Zuzug von mährischen, lutherischen und reformierten Flüchtlingen

rasch vergrößerte. Im Jahre 1732 zählte Herrnhut 600 Seelen.

Die Gründung der Brüdergemeinde ist wesentlich Zinzendorfs Werk. Anfänglich gingen in dem neuen Dorf die religiösen Wirren recht hoch. An die Ortsgemeinde Berthelsdorf, wo der fromme Rothe als Pastor angestellt war, wollte man sich nicht anschließen. Welches Bekenntnis nun aber bei der Einrichtung einer neuen Gemeinde zu Recht bestehen sollte, das war die Frage. Die mährischen Brüder drohten abzuziehen, wenn ihre ererbten Anschauungen unberücksichtigt bleiben sollten, da verstand es der Graf, die Gemüter auf den Hauptpunkt des Christentums, die Liebe zum Erlöser, zu lenken und die Gemeinde mit mährischer Verfassung auf Grund des lutherischen Bekenntnisses einzurichten. Ihre Stiftung erfolgte i. J. 1727 am 27. August unter ungemein reichen innern Erfahrungen der Gnade Gottes und gegenseitiger Bruderliebe. Kinder begriffen den Unterschied zwischen Jesum kennen und Jesum lieben. Der Graf legte nun sein Staatsamt nieder und widmete sich ganz der neuen Gemeinde. Er unterzog sich der theologischen Prüfung und ließ sich als lutherischen Geistlichen ordinieren, sich aber auch von dem Bischof Jablonski, dem Nachfolger des Commonius, in Berlin zum Bischof weihen, so daß in ihm und seiner Gemeinde die altmährische Brüderunität neu auflebte.

Seine fernere Wirksamkeit war teils daheim, teils draußen. Zunächst gab er der Gemeinde ein besonderes Gepräge. Neben dem Bischof und Prediger gab es manche andere Ämter; die Gemeinde teilte sich in Chöre; man pflegte viele Versammlungen und übte besonders den Gesang. Am Ostermorgen hielt man auf dem Friedhof Andacht, sonst feierte man Liebesmahle und führte die Fußwaschung ein, dann viele Gebetsübungen. Tief und innig versenkte man sich in Christi Leiden und Sterben und schöpfte

daraus eine besondere Glut der Liebe zum Herrn und zu einander. Von nah und fern kam man nach Herrnhut, sich die neue Gemeinde anzusehen. Gesund denkende Leute fanden manches Sentimentale, aber viel echtes Christentum. Andere kritisierten übertrieben scharf, hießen Zinzendorf das Tier aus dem Abgrund und bewirkten, daß er 1736 aus Sachsen verbannt wurde. Er reiste nun viel, redete vor Hoch und Niedrig in gewinnender Weise vom Herrn und stiftete kleine Kreise von Gleichgesinnten, die durch Briefe und Reiseprediger mit der Muttergemeinde verkehrten. Er kam sogar nach Westindien und Nordamerika und legte 1743 den Grund zu den hier jetzt noch blühenden herrnhutischen Gemeinden. Im J. 1732 waren schon die ersten Missionare, Dober und Nitschmann, zu den Negern auf St. Thomas gegangen, Zinzendorf brachte dann die Indianermission in Fluß. In die Heimat zurückgekehrt, wirkte er nüchterner als früher, bekennend, daß man manche Überspanntheiten geübt habe, ebenso betonte er finanzielle Umsicht. Sonst blieb er fröhlich und froh in seinem Vertrauen auf Christi Verdienst und den Genuß seiner Gemeinschaft. Von diesen seinen glücklichen Erfahrungen liefern seine Lieder köstliche Zeugnisse. Mit den sogenannten Pietisten kam er nicht gut aus. Sie verlangten bei jedem Bekehrten einen Bußkampf mit plötzlichem Durchbruch. Er hatte von Jugend auf in der Gnade gestanden und war sich solcher Erfahrung nicht bewußt. Ihre Kritik über ihn beunruhigte ihn für einige Zeit, aber er erkannte, daß unsere Heilsgewißheit nicht in einer gewissen Bekehrungsmethode liege, sondern in der göttlichen Gnadenversicherung. Bis an sein Ende blieb er bei seinem Wahlspruch: „Ich habe nur e i n e Passion und die ist er, nur er." Mit dem Wort „Friede" ging er 1760 heim.

Das Besondere der Brüdergemeinde liegt in ihrer Verfassung. Man wollte mit Christo einen Spezialbund

gestiftet haben, so daß er der Gemeinde durch das Los seinen Willen mitteile. Auch bei Verheiratungen bediente man sich des Loses. Man befürwortete kleine Gemeinden, wo die Aufsicht leicht ausführbar war. Sogar Kleidungsfarbe und -schnitt wurde vorgeschrieben. Es entstanden in Sachsen mehrere weitere Gemeinden, so Niesky, Barby, am Rhein Neuwid, u. a. in Rußland Sarepta an der Wolga. Man gründete aber Ortsgemeinden, wo die kirchlichen Linien mit den bürgerlichen zusammen fielen, was oft zu einer bloß äußern Frömmigkeit führte. In trefflichen Anstalten, die man einrichtete, wurde aber auf die Jugend als solche eingewirkt, deren vorhandenes Heilsgut aufgearbeitet werden sollte. Durch den Bischof Spangenberg kam man von früheren Spielereien mit Jesu Leiden Ausdrücke, wie „Blutbräutigam," „süßer Leichengeruch" u. dgl. ab und befestigte sich in den vielen Zügen apostolischen Christentums, welche die Brüdergemeinde für Tausende zu einem kirchlichen Asyl gemacht haben. Sie bleibt höchst ehrwürdig als eine der bedeutendsten Lebenserscheinungen der Kirche, weil sie das Zeugnis von Christus dem Gekreuzigten hoch gehalten, das Band brüderlicher Gemeinschaft bei Unterschieden in Nebensachen zu pflegen gewußt hat und besonders die Christenpflicht der Heidenmission erkannt und geübt hat wie sonst kein Teil der Kirche. Ihre Gemeinden in der Heimat zählten am Schluß des 19. Jahrhunderts so an 32,000 Glieder, die der Missionsgemeinden dagegen an 90,000.

---

51. Einzelne Träger gesunder und ungesunder Frömmigkeit.

Der Pietismus vermochte in den streng lutherischen Kreisen nicht rechten Fuß zu fassen. Zu weitgehend war hier das kirchliche Leben an den religiösen Standpunkt des

Landesfürsten gebunden und zu tief hatte sich bei der Geistlichkeit ein Amtsnimbus und beim Volk ein römischer Begriff von der Selbstwirksamkeit der Sakramente eingeschlichen. Jede etwas persönlich eigentümlich geartete Frömmigkeit erschien als verdächtig. Das erfuhr besonders ein tief begabter, frommer Schuster Jakob Böhme in Görlitz. Beim Anblick einer zinnernen Platte war er plötzlich erleuchtet worden und nun versenkte er sich in das Nachdenken über die Geheimnisse des göttlichen Wesens dergestalt, daß er wunderbar tiefe Bücher darüber schreiben konnte, welche ihm den Namen eines „deutschen Philosophen" eingetragen haben. In dunkeln Bildern sprach er über das, was er innerlich schaute, wie alle Kreaturen aus Gott geflossen seien und von Gott auch wieder angezogen würden; wie sich die Seele ganz und völlig in Gott versenken soll u. s. w. Von den lutherischen Bekenntnisschriften verwies er auf die Bibel, von dem pastoralen Amt auf das allgemeine Priestertum der Gläubigen. In der Landeskirche erkannte er viele Schäden; den Kirchenbann sollte nach seiner Meinung die ganze Gemeinde verhängen und die Abendmahlsfeier in apostolischer Einfachheit geübt werden. Gegen solche Stimmen trat jedoch der Ortspastor sehr scharf auf und zwang Böhme eine Zeit lang zum Schweigen. Ein zu seiner Prüfung berufener Gerichtshof in Dresden zog es jedoch vor, den sonst demütigen Mann nicht zu verurteilen. Mit den Worten: „Nun fahr ich in's Paradies," starb der fromme Schuster i. J. 1624.

In der reformierten Kirche herrschte ein freierer Geist, so daß sich hier eher die sogenannte subjektive Frömmigkeit eigenartig zu entwickeln vermochte. Viel Aufsehen machte in Holland und am Niederrhein die separatistische Bewegung eines Labadie und v. Lodenstein und Genossen am Schluß des 17. Jahrhunderts. Ersterer entstammte der römischen Kirche, wirkte in Genf, dann in Holland, zuletzt mit

letzterem zusammen in Westphalen. Sie bildeten Kirchlein von „wahrhaft Wiedergeborenen“ in den Gemeinden, hielten mit diesen Erbauungsstunden hin und her in den Häusern und drangen auf innere Gnadenerfahrungen und Gemeindezucht. In Herford gewährte man ihnen Freiheit der Bewegung, wo sie auch Gütergemeinschaft einführten. Sie erhielten sich jedoch nicht lange. Da sie die geschichtlich gewordene Kirche zu scharf verurteilten, so erfolgte ihre Ausweisung und Auflösung. Aus ihren Kreisen ging ein Heinrich Schlüter nach Nordamerika, welcher hier bei der Gründung der hiesigen reformierten Kirche bahnbrechend gewirkt hat. Aber auch am Rhein zeigte sich noch manche schöne Frucht dieser auf persönliches Christentum dringenden Bewegung.

Neander, Lampe und Terstegen sind als Ausläufer der genannten Richtung in der reformierten Kirche speziell zu notieren, besonders auch, weil sie sich im ganzen nur die gesunden Elemente derselben aneigneten. Neander war 1640 in Bremen geboren. Er verlebte seine Jugend in Eitelkeit und bösem Treiben. Durch einen Prediger, den er verspotten wollte, bekehrt, studierte er Theologie und diente sodann im Schulfach, suchte daneben aber auch im Geiste Speners zu wirken. Als er dabei etwas stürmisch vorging, mußte er seine Stelle aufgeben und soll sich dann in einer Höhle bei Elberfeld einige Zeit aufgehalten haben, wo er das Lied dichtete: „Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig.“ Er kämpfte ritterlich gegen seine heftige Natur und fand als Pastor in Bremen noch einen gesegneten Wirkungkreis. Hier ging er 1680 heim. Viele seiner Lieder sind noch heute hochgeschätzt. Lampe wirkte ebenfalls in Bremen als Pastor an der Ansgarikirche. Er hatte seine theologische Bildung in Holland erhalten, drang sehr auf bewußtes Christentum und hielt in seinen Predigten die Anreden an die Unbekehrten und Bekehrten streng von einander. Er hielt sehr auf Hausbesuche und fragte dann nach dem Gnadenstand der

Gemeindeglieder. Man verschrie ihn als extrem und nicht ganz ohne Grund. Von ihm stammt das Lied: „Mein Leben ist ein Pilgrimstand.“ Er starb i. J. 1727. Tersteegen hatte in seiner Jugend die alten Sprachen erlernt, sollte dann aber Kaufmann werden. Früh trat er mit den Labadisten in Berührung und an einem gewissen Tage kam es mit ihm auf dem Wege von Mühlheim zum „Durchbruch,“ als er 21 Jahre alt war. Er wurde nun Leineweber, dann erlernte er die Seidenweberei. Er entfaltete aber dabei trotz vieler Anfeindungen als Seelsorger unter der Kanzel eine sehr weitgehende segensreiche Wirksamkeit, hielt Erbauungsstunden und widmete sich den Kranken. Gegen sich selbst war er streng und blieb auch ehelos, obschon er die Ehe nicht, wie etwa ein Gichtel, für unrichtig hielt. Zwischen Mühlheim und Elberfeld errichtete er eine „Pilgerhütte,“ wo viele frommen Seelen bei ihm eine Zuflucht fanden. In der Mennonitenkirche zu Crefeld hat er einmal gepredigt. Sonst verzehrte er sich in dienender Liebe und verschied 1769 mit den Worten: „O, süßer Jesus!“ Er hat viele tiefsinnige Lieder hinterlassen.

In Württemberg, wo sich die Kirche dem Bekenntnis nach lutherisch, in der Form jedoch reformiert gestaltet hatte, vermochte sich auch viel urwüchsiges christliches Leben zu entwickeln. Hier gelangten die „Kirchlein in der Kirche“ in der Art von Versammlungen einfacher Bauern zu hoher Blüte und Leute wie ein Michael Hahn wurden geistliche Führer von Bedeutung. Viel Anregung gewannen hier solche frommen Kreise aber auch durch tüchtige Theologen wie Bengel und Ötinger. Ersterer vertiefte sich in die Schrift, drang auf Verbesserung ihres Textes und ein besonderes Studium der Offenbarung. Er machte sich auch an deren Zahlen und berechnete den Beginn des 1000jährigen Reiches auf das Jahr 1836. Scharf kritisierte er die Spielereien Zinzendorfs, daß er

nur vom Blut Christi reden wollte und mit den Seinen darauf Anspruch erhob, die besondere Braut Christi zu sein. Bengel starb 1752. Ötinger war theosophisch gerichtet. Er drang in die Natur und prägte das schöne Wort: „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes.“ Der Liederdichter Hiller und andere wirkten ähnlich in reichem Segen.

Schwedenborg. Eine eigentümlich kirchliche Erscheinung erwuchs auf dem Boden der lutherischen Kirche in Schweden. Ein Bergwerksrat, Immanuel Schwedenborg, Sohn eines lutherischen Bischofs, grübelte viel über Religionssachen und die Geheimnisse der Natur. In seinem 55. Jahre gab er seinen irdischen Beruf auf und widmete sich ganz seinen Verzückungen und spekulativen Ideen. Oft fiel er in magnetische Zustände und glaubte, bald in den Himmel, bald in die Hölle versetzt zu sein. Nach den dort erhaltenen Offenbarungen stiftete er als ein reineres Christentum die „Neue Kirche.“ Die Bibel ist allegorisch u. s. w. zu verstehen, nur nicht buchstäblich. Die Lehren von der Dreieinigkeit, der Versöhnung u. a. werden verworfen. Das jüngste Gericht ist um 1757 schon gehalten worden. Engel sind die abgeschiedenen Geister der Menschen. Vieles in seinem System erinnert an die gnostischen Ideen des 2. Jahrhunderts. Sonst betont er die Liebe als den äußern Erweis der Religion. Er gewann erst nach seinen Tode 1772 einige Anhänger.

---

52. Freikirchliche Richtungen in England.

In England waren viele Christen durch die vielfach in römischen Formen stehengebliebene Reformation unbefriedigt. Sie protestierten gegen die Verbindlichkeit der staatlich angenommenen kirchlichen Lehren und Ceremonien und drangen auf apostolische Einfachheit in Verfassung und

Kultus. Man nannte sie Puritaner, dann auch Nonconformisten. Sie gingen jedoch bald in zwei Hauptrichtungen auseinander. Die eine, die Presbyterianer, verlangten Unabhängigkeit vom Staat, waren sonst aber der Ansicht, daß die Kirche durch ein gemeinsames Bekenntnis und eine gemeinsame Verfassung synodal zusammen gehalten werden müsse. Die andern betonten die kirchliche Freiheit dahin, daß jede einzelne Gemeinde das Recht habe, sich in Bekenntnis und Form selbstständig zu organisieren. Man hieß sie Independenten. Ein Robert Brown und Johann Robinson wirkten energisch, letzterer seit 1610, für solche Ideen und gewannen bald viele Anhänger, hatten aber auch staatliche Verfolgung zu erleiden. Eine Anzahl von ihnen suchte daher Zuflucht in Holland und wandte sich dann 1620 auf der „Mayflower" nach Amerika, wo sich für ihr biblisches, sittenstrenges Christentum das günstigste Feld fand. Sie entwickelten hier die Kongregationalisten-Kirche. Später wanderten auch die Presbyterianer in die neue Welt ein. In England zeigten beide Richtungen unter Cromwell auch ihre politische Seite. Treffliche Männer erwuchsen auf dem Boden dieser freikirchlichen Strömung, so ein John Milton † 1674 und Richard Baxter † 1691.

Die Baptisten entwickelten sich aus den Independenten zu einer besondern Richtung. Alle Independenten hielten dafür, daß das Abendmahl nur den Gläubigen gehöre; da kamen viele nachgerade auch zu Zweifeln an der schriftgemäßen Richtigkeit der Kindertaufe. Einige derselben flüchteten 1606 nach Holland, wo sie mit den Mennoniten bekannt wurden und ihr Prediger John Smith kam durch diese zu dem Begriff von der Erwachsenentaufe. Er taufte sich selbst noch einmal und darauf die andern. Nach England zurückgekehrt, organisierte er weitere Gemeinden solcher Art, welche

für einige Zeit auch Eid und Kriegsdienst verwarfen. Andere Independenten sympathisierten weitgehend mit ihnen, wollten aber als die Taufform nur die Untertauchung in der heiligen Schrift vermerkt finden. Um 1633 sandten sie einen Richard Blount nach Holland, wo sich dieser von den Rhynsburgern in der Form der Untertauchung taufen ließ, um sodann auch in England diese Taufform bei seinen Genossen einzuführen. Bald traten die von Smith gegründeten Gemeinden ihnen bei und vom Jahre 1643 an übten sie alle ausschließlich nur die Untertauchung bei der Taufe. Es versagen jedoch die englischen Baptisten den andern Christen nicht die Abendmahlsgemeinschaft. In Amerika brachte ein Roger Williams diese Richtung in Fluß. Er wurde 1638 davon überzeugt, daß seine als Kind empfangene Taufe „mangelhaft“ sei und so ließ er sich von einem Laien noch einmal in der Form der Untertauchung taufen und gründete sodann auch hier eine Baptistenkirche.

John Bunyan war einer der ersten merkwürdigsten Männer der Baptisten. Er wurde 1628 zu Bedford in England in ärmlichen Verhältnissen geboren und durchlebte eine wüste Jugendzeit. Eine edle Neigung zu einem braven christlichen Mädchen half mit, ihn auf bessere Wege zu führen. Er heiratete sie und ihre Sorge um sein Seelenheil, ihr frommer Wandel und ihr früher Tod wurden mächtige Mittel zu seiner Bekehrung. Nach derselben zeigte er solche Tüchtigkeit im christlichen Leben, daß man ihn, der von Beruf ein armer Kesselflicker war, das Predigtamt verwalten ließ. Weil aber damals die Freikirchlichen verfolgt wurden, so mußte er zwölf Jahre, 1660—1672, im Gefängnis, einem armseligen Loch zubringen. Hier schrieb er neben anderen Sachen seine Allegorie: „Die Pilgerreise eines Christen“, welches Buch heute zu den klassischen Werken gehört. Auch als er frei geworden war, predigte er so hinreißend, daß ein

Dr. Owen zum englischen König sagte, er gebe alle seine Gelehrsamkeit hin, wenn er predigen könnte wie dieser Zinngießer. Bunyan starb im Jahre 1688.

Die Quäker entstammen derselben religiösen und kirchlichen Gährungszeit, um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Je mehr der Staat damals den Glauben vorschreiben wollte, desto vielseitiger erhoben sich die Stimmen, daß derselbe eine freie Sache sein müsse; manche gerieten dabei auch auf extreme Ideen. So war es bei Georg Fox, geb. 1624 aus niedrigem Stande. Er huldigte von Jugend auf einem Trieb zur Einsamkeit, die kirchlichen Fehden machten ihn mißtrauisch gegen die Geistlichkeit, endlich glaubte er unmittelbare Offenbarungen zu vernehmen und nun fühlte er sich getrieben, öffentlich gegen die Staatskirche und deren Geistlichkeit zu zeugen. Die Kirchen hieß er Turmhäuser; er verwarf jede Wissenschaft und jedes kirchliche Amt, auch alle Höflichkeitsbezeugungen. Und er gewann Anhänger, welche sich ohne Predigt noch heilige Handlungen zu Gemeinden verbanden. Sie erwarteten innere Erleuchtung von oben und setzten diese über das äußere Wort der Schrift, welches sie sonst genau beachten und so Kriegsdienst und Eidschwur verwarfen; ebenso wollten sie kein obrigkeitliches Amt annehmen. Aber ihre sittliche Tüchtigkeit, besonders ihre Wahrheitsliebe wurde bald sprüchwörtlich, obschon sie staatlich verfolgt wurden. Ihr bedeutendster Führer wurde der Sohn eines Ministers, William Penn, welcher in Amerika für seine Genossen und andere ein Asyl eröffnete und 1682 die Stadt Philadelphia gründete. In England und hier traten die Quäker offen und furchtlos für Menschenrechte und Gewissensfreiheit auf. Ein Robert Barclay hat ihre speziellen Lehren wissenschaftlich dargestellt. In ihren Versammlungen redete jeder, den der Geist trieb, auch die Frauen. Daß die angeblichen inneren Offenbarungen leicht mit eigenen Ideen verwechselt werden können, hat man

scheint's nicht gelten lassen wollen. Heute nimmt sich auch bei ihnen mancher anders aus als in den Tagen ihrer Entstehung.

John Wesley ist als der Gründer des Methodismus berühmt geworden. Er war der Sohn eines Staatsgeistlichen, hatte eine fromme Mutter und fühlte sich mit seinem Bruder Charles auf der Universität zu Oxford von dem rohen Treiben der andern Studenten abgestoßen. Mit ihm und andern gründete er nun einen Verein zur Übung von Erbauungsstunden u. s. w., was ihnen bald den Spottnamen „Methodisten" eintrug als solche, welche nach einer besondern Methode fromm sein wollten. Der Drang für den Herrn zu wirken, trieb die beiden Brüder nach Amerika. Auf der Reise trafen sie mit Missionaren der Brüdergemeinde zusammen, deren kindlicher Glaube auf sie in einem Sturm einen tiefen Eindruck machte. Zurückgekehrt, ging John Wesley 1738 selbst nach Herrnhut und gewann hier tiefe Anregungen — klagte aber doch über seine „Sommerreligion". In London erst kam es bei ihm beim Lesen von Luthers Vorrede zum Römerbrief zur klaren Ergreifung seines Gnadenstandes. Bewußtes Christentum in Bekehrung und Heiligung waren nun die Grundpunkte seiner religiösen Erkenntnis, die er mit Beweisung des Geistes und der Kraft predigte. Bald erhob sich jedoch auch Widerspruch gegen ihn und einen begabten Mitarbeiter, Whitefield, ja die Kanzeln Londons wurden ihnen verboten. Da predigten sie im Freien zu Bauern und Matrosen und hatten bis zu 30,000 Zuhörer. Viele bekehrten sich, — oft unter stürmischen Gefühlserregungen. Wesley sah sich genötigt, eine eigene Gemeinschaft in Fluß zu bringen, welche in England und Amerika erstaunlich gewachsen ist. Die Methodisten betonen viele Versammlungen, lebhaften Gesang, Reisepredigt, innere Erfahrungen der Gnade und mündliches Bekenntnis derselben, sodann auch ein Meiden weltlicher Be-

lustigungen. Oft war aber auch nur die Form des christlichen Lebens vorhanden und nachgerade bürgerte sich auch bei ihnen viel weltförmiges Wesen ein. John Wesley starb 1791, 88 Jahre alt.

---

53. Verfolgung freikirchlicher Richtungen.

Die Waldenser hatten auch nach ihrem Anschluß an die reformierte Kirche den Weg der Trübsal zu gehen. In Italien insonderheit kamen periodenweis heftige Verfolgungen über sie. Eine der schlimmsten war die des Jahres 1654, wo eine Horde losgelassener Sträflinge über sie herfallen durfte, welche die unmenschlichsten Greuel an ihnen verübten. Cromwell nahm sich ihrer an und entsandte einen hohen Beamten in ihre Täler. Im Jahre 1685 fiel man fast ebenso grausam über sie her. Fanatische Soldaten erstürmten ihre Täler und lieferten an 14,000 Gefangene an die Festungen und Kerker ab. Die übrigen setzten sich zur Wehre und erzwangen deren Auswanderung. Unter Führung eines Arnaud kehrten diese jedoch 1689 zurück. Kleine Gruppen ließen sich in Deutschland nieder. Infolge der Bedrückungen schmolz die Zahl derjenigen in Piemont sehr zusammen, so daß sie um 1800 nur an 20,000 zählten. Seit 1848 genießen sie Religionsfreiheit und ihr segensreicher Einfluß auf Italien macht sich tiefgehend geltend.

Port Royal. Jede freie Lebensregung war der römischen Kirche verdächtig und eigentlich verhaßt, meistens schon auf wissenschaftlichem Gebiet. Die Lehre des Kopernikus wurde vom Papst offiziell für unrichtig erklärt und der Mathematiker Galilei 1636 gezwungen, seine Zustimmung zu derselben zu widerrufen. Am Schluß des 17. Jahrhunderts regte es sich aber auch in der römischen Kirche. Evangelische Gedanken tauchten auf und rangen nach Geltung. So schrieb in Holland ein Bischof Jansen ein

Buch über Augustin, in welchem er nachwies, daß die Päpste dem Irrlehrer Pelagius näher ständen als Augustin, dem „Heiligen“. Der äußerlichen Jesuitenmoral stellte er die innerliche Einwohnung der göttlichen Liebe entgegen. Seine Gedanken fanden in Frankreich bei Gelehrteu in Paris viel Zustimmung. Port Royal, ein in der Nähe dieser Stadt gelegenes Kloster, wurde die Heimat einer verinnerlichten Frömmigkeit und Blaise Paskal, ein tiefer Denker dieses Kreises, griff in einer Schrift die Moral der Jesuiten so unwiderlegbar an, daß der ganze Orden gegen ihn zu Felde zog. Dieser ruhte nicht eher als bis der Papst die anstößigen Sätze Jansens verdammt hatte und Port Royal 1709 zerstört wordeu war. Der Jansenismus war damit aber noch nicht ausgerottet.

Die Aufhebung des Ediktes von Nantes 1685 durch den König Ludwig XIV. von Frankreich war einer der gewissenlosesten Akte römischer Kirchenpolitik. Heinrich IV. hatte durch diesen Freiheitsbrief seinen protestantischen Untertanen die entsprechende Bewegungsfreiheit geschaffen, welche sie vortrefflich ausnützten. Ihre Gemeinden wuchsen und ihre Schulen blühten. Das war der römischen Geistlichkeit ein Dorn im Auge. Man suchte die „Ketzer“ durch Schriften, dann durch List und Verläumdung zurück zu gewinnen, wußte aber schließlich Ludwig XIV., der sonst nicht grausam gesinnt war, für scharfe Maaßregeln gegen sie günstig zu stimmen. Da er an den Formen der römischen Kirche hing, so drang man in ihn, seine Ausschweifungen und andere Leidenschaften durch Bekämpfung und Ausrottung des Protestantismus zu sühnen. Man veranlaßte ihn, die Rechte desselben zu ignorieren, manche Kirchen schließen zu lassen und durch Bestechungsmittel und Rohheiten die „Ketzer“ zu bekehren. „Die Liebe“, hieß es, „fordere, die Irrenden mit heilsamen Qualen vom Wege des Verderbens abzubringen“. Es gab eine „gestiefelte Mission“, indem

den Protestanten Dragoner ins Haus gelegt wurden, welche sie oft schrecklich mißhandelten. Tausende wurden so „bekehrt“, aber im ganzen war der Erfolg sehr gering. Endlich war der König für ein summarisches Vorgehen bereit. Anstatt der bisherigen Rechte der Protestanten, sollten ihre Kirchen niedergerissen, ihre Schulen aufgehoben, ihre Geistlichen verjagt, ihre Kinder römisch erzogen werden. Das Auswandern wurde verboten; Dragoner besetzten die Grenzen und fingen die Flüchtenden auf; bald lagen an 40,000 in den Kerkern. Aber an 200,000 entkamen — und zwar die frömmsten, intelligentesten, solidesten Bürger des Landes. Etwa die Hälfte davon ließen sich in Deutschland nieder, wo sie besonders in Brandenburg hochwillkommen geheißen wurden. „Mein Gott, welch eine Gnade tust Du dem Hause Brandenburg an!“ rief hier der große Kurfürst aus. Andere zogen nach der Schweiz, England und Amerika. In den Sevennen aber setzten sich die Protestanten zur Wehre und es entbrannte der sogenannte Camisardenkrieg, bis der Fanatismus der Römischen ermattete. Mit Frankreichs Wohlstand ging es aber von nun an merklich bergab, während die Vertriebenen ihrer neuen Heimat zu großen Segen wurden.

Die Salzburger. In Österreich hatte das Evangelium an manchen Orten in der Stille festen Fuß gefaßt, — besonders in Salzburg entdeckten die Jesuiten 1683 in einem hier abgelegenen Tal eine evangelische Gemeinde. Sie veranlaßten deren sofortige Vertreibung; doch mußten an 600 Kinder zurück gelassen werden. Aber damit war die Gemeinde nicht ausgerottet, sondern gewann in der Stille ein neues Wachstum. Da erfolgte i. J. 1720 durch den Erzbischof Firmian, einem vergnügungssüchtigen, aber bigotten Mann, deren summarische Vertreibung. Er sagte: „Die Ketzer müssen aus meinem Lande hinaus und sollten Dornen und Disteln auf den Äckern wachsen“. An 20,000 wurden

mitten im Winte von Haus und Hof gejagt. Sie fanden in Preußen freundliche Aufnahme. Einige wenige Evangelische erhielten sich jedoch in Salzburg bis auf die neuere Zeit. Eine Gräfin Firmian las da zufällig den Bericht von dem Fanatismus eines ihrer Vorfahren und stiftete nach ihrem Tode 1896 — 30,000 Gulden für die Armen und Kranken dieser kleinen Gemeinde als Sühnung für das deren Vorfahren angetane Unrecht.

Die Täufer und Mennoniten hatten ebenfalls in einigen Ländern schwere Bedrückungen zu erleiden, wenn auch der blutige Fanatismus gegen sie zu Schluß des 16. Jahrhunderts verrauchte. An 5000 sollen denselben zum Opfer gefallen sein. Am hartnäckigsten hielten die reformierten Behörden der Schweiz an der gehässigen Gesinnung gegen sie fest nnd ruhten nicht eher als bis der größte Teil derselben vertrieben worden war. Auch in Mähren und Ungarn gelang es, sie aus dem Lande zu schaffen und den letzten Rest 1782 zur römischen Kirche zu bekehren. Sonstwo gewann ihnen ihr praktisches Christentum, ihr Fleiß und ihre stille Betriebsamkeit, Duldung und Anerkennung. In Holland erhielten sie schon 1672 staatliche Rechte; in Preußen 1642 seitens polnischer Könige; 1781 gab ihnen Friedrich d. Gr. einen besondern Schutzbrief ihrer Sonderstellung, besonders der Wehrlosigkeit. Um dieselbe Zeit fingen die englischen Könige an, die Pfälzer Täufer zur Übersiedlung nach ihren amerikanischen Besitzungen einzuladen und besonders William Penn bemühte sich um 1683 erfolgreich um ihre Niederlassung in Pennsylvanien. Weitgehende Privilegien und Zusicherungen völliger Freiheit ihres Bekenntnisses offerierte den preußischen Mennoniten sodann 1786 die rußische Regierung, wenn sie nach Rußland auswandern würden, so daß sich Tausende wehrloser Christen dort eine Heimat gründeten. In der Beurteilung der Mennoniten hat sich also im Laufe der Geschichte eine große Wendung vollzogen.

54. Der Deismus in England und der Atheismus in Frankreich.

In England war der konfessionelle Kampf mit viel politischem Beigeschmack geführt worden, wobei die persönliche Frömmigkeit im täglichen Lebeu nicht genügend betont wurde, was bei den denkenden Geistern leicht die Idee aufkommen ließ, als sei die Religion ein Parteitreiben, das man auf sich beruhen lassen könne. Jahre lang hatte man darüber gestritten, ob der Geistliche in der Kirche ein bestimmtes Gewand tragen müsse oder nicht. Nachgerade ermattete auch der düstere Ernst der Puritaner und beim gewöhnlichen Volk bürgerte sich ein leichtsinniges und frivoles Leben ein. Trunksucht und Unsittlichkeit waren an der Tagesordnung; der Sonntag war der für den Teufel bestimmte Tag. In der Staatskirche aber lebten die Bischöfe wie große Herren, speisten wie an königlicher Tafel, ließen sich mit Rossen prächtig zur Kirche fahren, während für die niedere Geistlichkeit, welche das Volk zu unterrichten hatte, kaum das nötige Brot abfiel. Das arme Volk selbst wurde aber überall dem kirchlichen Hader sehr vergessen. Viele wurden da am Christentum irre, andere zog die Liebe zur Sünde davon ab und so entstand schon im 17. Jahrhundert eine Strömung, welche auf dem Wege freien Denkens mit dem geschichtlich überlieferten Christentum aufzuräumen versuchte.

Deismus ist diese Richtung genannt worden, da sie zunächst den Glauben an Gott festhalten wollte und nur Jesum als Heilsvermittler fallen ließ. Die namhaftesten Träger derselben waren ein Lord Herbert von Cherbury † 1648, Hume † 1776, Hobbes † 1679, John Locke † 1704, Tindal † 1733, Bolingbroke † 1758. Zunächst wollte man den Inhalt der christlichen Religion prüfen und feststellen, was an derselben als gewiß und ausgemacht gelten dürfte und was man als ausgenützt fallen lassen könnte. Als die

Erkenntnisquellen der Wahrheit sollten gelten 1. die Erfahrung, welche die Natur darbot und 2. die Erkenntnis, welche durch die Vernunft gewonnen werden könnte. Da blieb ihnen denn 1. Gott stehen, soweit er aus Natur und Vernunft erkannt werden kann; 2. die moralische Weltordnung und 3. die Unsterblichkeit der Seele. Die Möglichkeit einer heilsgeschichtlichen Offenbarung in Wundern und Weissagungen wurde bestritten. Am redlichsten meinte es noch Lord Herbert; Hobbes behauptete, die Religion sei nur ein Gebilde von Unwissenheit, Furcht und Leidenschaft und sei für die Regenten ein gutes Mittel, die Völker im Zaum zu halten. Locke verwarf alles Wissen, welches nicht auf Erfahrung und sinnlicher Anschauung beruhe. Hume bezweifelte, ob sich Übernatürliches überhaupt sicher erkennen lasse und schließlich erschlug sich so diese „natürliche Religion“ mit ihren eigenen Waffen; denn die letztgenannten Träger derselben verwarfen den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit als Torheit und Betrug, verhöhnten aber auch die Sittengesetze und hielten es nicht für unrecht, unmoralisch zu leben, wenn man dabei nur der Polizei zu entgehen wisse. Der Entwicklungsgang dieser freigeisterischen Bewegung war also demjenigen des Heidentums ähnlich, welchen der Apostel Paulus Römer 1 dargestellt hat.

In Frankreich wurden die Schriften der englischen Deisten mit viel Zustimmung begrüßt und sehr fruchtbar verwertet. Das Salz der Kirche war hier dumm geworden und so war man fertig für die ärgsten Irrtümer. Das Staatskirchentum war schuld daran, daß dieselben unter dem Gewand von ansprechenden Toleranzideen auftreten konnten. Das „göttliche Recht der Könige Unrecht zu tun“, hatte unter Louis XIV. den höchsten Grad erreicht. Mit dem Zauber einer äußerlich feinen Bildung wußten er und seine Höflinge ihr sittenloses, gottloses Treiben zu verdecken und aus ganz Europa, besonders aber aus Deutschland,

strömten die Prinzen nach Versailles, um hier den vornehmen Weltton zu studieren — tatsächlich aber an Leib und Seele ruiniert zu werden. Da erschien es als ein Stück hohen Heldenmutes, auf die allgemeinen Menschenrechte hinzuweisen. Und das war das Verdienst eines Voltaire mit seiner Schrift über Toleranz. Sie glich einem Weckruf an Schlafende, sich ins Freie zu begeben, um von des Lebens Freude einiges zu empfinden. Voltaire bewirkte es, daß der Prozeß eines in Toulouse ungesetzlich hingerichteten Protestanten, Jean Calas, revidiert und derselbe frei gesprochen wurde. Sonst aber war er ein Mann, der auf seine Zeitgenossen den verderblichsten Einfluß ausübte.

Voltaire und Rousseau waren die Hauptträger des französischen Unglaubens, welchen freilich Cartesius und Spinozo vorgearbeitet hatten. Ersterer ist in einer Jesuitenschule zu Paris erzogen worden, wandte aber bald sein reiches Talent dazu an, das Christentum zu verspotten. Er meinte auch das Gebäude der Kirche, das zwölf aufgerichtet hätten, niederreißen zu können und binnen 100 Jahren sollte es vernichtet sein. Und überall hörte man auf ihn; es wurde Modesache, in seiner witzigen Art alles Heilige in den Schmutz zu ziehen. Er selbst war eine gemeine Natur; Ruhm- und Geldsucht beherrschten ihn. Sein Tod 1778 war entsetzlich. „Von Furien verfolgt, ist er dahin gegangen; ich denke mit Schaudern daran“, schrieb sein Arzt. Rousseau bekundete eine edlere Denkweise. An Gott und Unsterblichkeit wollte er glauben, aber von einer Erlösung durch Christum nichts wissen. Er predigte: „Zurück zur Natur!“ und betonte eine einfache Lebensweise. Aber sein Verhalten entsprach nicht seinen Worten. Seine Kinder überließ er dem Findelhause und er selbst fröhnte den Vergnügungen der Hauptstadt. Durch eine Schrift über den Staat, in welcher er diesen für nur einen socialen Kontrakt erklärte, der nach Belieben verändert werden könne, bereitete er den Bruch Frankreichs mit allen bisherigen Einrichtungen vor, welcher

bald nach seinem Tode 1778 eintrat. Ebenso taten das die sogenannten Encyklopädisten, welche unter der Maske von umfassendem Wissen den ärgsten Unglauben verbreiteten.

Die französische Revolution v. J. 1789 war die Ernte solcher unheilvoller Saaten. Das Königtum wurde abgeschafft, König und Königin endeten auf dem Schaffot; der Glaube an Gott und der Bestand der Kirche sollte aufhören; eine liederliche Frauensperson wurde als „Göttin der Vernunft" verehrt; roh und blutig wüteten die kämpfenden Parteien gegen einander; Kunstwerke und Bildungsmittel wurden zerstört und mit allen Nachbarvölkern ward Krieg begonnen. Da verwandelte sich Toleranz und Freiheit in die schlimmste Tyrannei. Hier wurde es klar, daß ein gottloses Volk einem Schiff gleicht, das weder einen Kompaß noch Ruder hat. Durch Napoleon I. wurden die äußern kirchlichen Formen wieder hergestellt.

In Amerika vermochte der französische Skepticismus und Atheismus mit Leichtigkeit einzudringen, weil die Verbindung mit Frankreich eng und das Volk durch die Gesetzesstrenge und öde Art des kirchlichen Lebens für freireligiöse Diuge offen war. Ein Thomas Paine wurde hier der Apostel des Unglaubens und sein Buch: „Das Zeitalter der Vernunft", mit seinen Trugschlüssen in glänzender Sprache, gewann eine massenhafte Verbreitung. Um 1800 waren viele der ersten Beamten uud Gelehrten unseres Landes vom Unglauben angesteckt. Auch auf den höheren Schulen war derselbe heimisch geworden. Yale College war um diese Zeit mit politischen Clubs angefüllt und viele Studenten hatten die Namen von englischen und französischen Deisten und Atheisten angenommen. Im Jahre 1795 wurde ein Rev. Timothy Dwight Präsident dieser Hochschule. Er widerlegte den Unglauben in einer Reihe von Predigten, die tief wirkten. Bald darauf brachen auch große Erweckungen aus, welche einen Umschwung zum Bessern begründeten.

55. Der Rationalismus in Deutschland.

In Deutschland war man am Beginn des 18. Jahrhunderts auch bereit, mit manchen hergebrachten Ideen zu brechen. Der Pietismus ließ so viele denkende Geister unbefriedigt, weil er sich vielfach einseitig ausbaute und zu wenig Wert auf wissenschaftliche Forschung legte. Manche sonst fromm gesinnte Leute verloren ihr Interesse an der Kirche, weil es hier zu steif und förmlich herging und man hier vielfach an Lehrsätzen hing, welche mit einer gesunden Schriftauslegung nicht zu vereinigen waren. Andere waren auch des konfessionellen Haders zwischen Lutheranern und Reformierten sehr müde und daher bereit, das kirchliche Leben geringschätzig zu beurteilen. Die Folge solcher Strömungen war eine allgemeine religiöse Gleichgültigkeit und — da ist der Boden für Zweifel und Unglauben fertig.

Der Rationalismus trat jedoch in Deutschland zunächst in einer feinen Art und Weise auf. Man wollte anfänglich nur die biblischen Wahrheiten dem Verstande nahe bringen, so daß ihre Annahme keine Schwierigkeiten mehr hätte. In diesem Sinne lehrten Leibnitz und Wolf. Ersterer fand in der Bibel viele Widersprüche und da stellte er den Satz auf, daß dasjenige, was wahr sei, sich nicht widersprechen dürfe. Die Bauern nannten ihn den „Glöbenitz". Er starb 1716. Weiter als er, ging Wolf in Halle. Er setzte ohne weiteres die menschliche Vernunft auf den Thron und machte sich daran, Christentum und fromme Sitte wie in einem Rechenexempel als wahr und gut zu beweisen. Die biblischen Berichte und Lehren wurden nun „vernunftmäßig" erklärt, so daß das Zeugnis des heiligen Geistes überflüssig wurde. Die Göttlichkeit der Person Christi, Erbsünde, Versöhnung — alle solche Begriffe wurden abgeschliffen, bis das begriffliche Denken überall glatten Boden fand. Gegen solche Lehren empörten sich nun wohl die Pietisten und der

preußische König hieß Wolf Halle räumen, aber nach kurzer Zeit fanden seine Ideen durch Friedrich den Gr. Schutz und weitgehende Verbreitung und Zustimmung.

Friedrich der Gr. verlieh mit seiner Thronbesteigung i. J. 1740 der ungläubigen Zeitströmung überhaupt seine königliche Anerkennung und verschaffte ihr dadurch die Führerolle im geistigen Leben Deutschlands. Ihm war vom Christentum nur dessen Schale, die Lehr- und Streitsätze, beigebracht worden, darum hatte er ein Vorurteil dagegen und verband mit dem Gedanken der Toleranz die Bekämpfung der sogenannten Orthodoxie. „Der lebendige Glaube ist nicht meine Sache“, sagte er, „aber die christliche Moral ist die Vorschrift meines Lebens“. Trotzdem durfte sich Voltaire Jahrelang bei ihm als seinen Busenfreund aufspielen. In seinem Lande sollte jeder nach seiner „eigenen Facon“ selig werden und auf die „Faffen“ war er meistens schlecht zu sprechen. Nun durften Wolf und andere lehren, daß nur dasjenige wahr sei, was klar sei, — klar sei aber dasjenige, was man mit Verstand und Vernunft begreifen könne. Bald verkündigte es jeder Bauer, daß man dasjenige nicht annehmen brauche, was einem nicht als vernünftig einleuchte. Jedes religiöse Geheimnis sollte nun denkend durchdrungen werden. Man wollte die biblischen Wahrheiten nicht mehr **er**greifen, sondern **be**greifen. Auch auf dem Gebiet der Erziehung sollte sich dieser Grundsatz auswachsen. Ein Basedow, Campe u. a. schlugen hier im Sinne französischer Aufklärung neue Bahnen ein. Ihnen war die biblische Lehre vom Grundverderben des Menschen ein Greuel. Selbstveredlung aus eigenen Kräften war ihre Parole. Bald sollten alle Lehrbücher, zuletzt auch die Kirchenlieder nach der Elle des gewöhnlichen Menschenverstandes zugeschnitten werden. Es sollte z. B. nicht mehr heißen: „Es ruht die ganze Welt“, sondern: „Es ruht die halbe Welt“. Man wollte Gott danken

für Wind und Wetter, aber nicht für die Geheimnisse des christlichen Glaubens. Daß uns die Religion notwendigerweise dem Unbegreiflichen zuführt, wurde übersehen und vergessen.

Seinen Höhepunkt erreichte der deutsche Rationalismus so um 1770 — aber auchſ einen Tiefpunkt. Denn um diese Zeit trat er in seiner rohen Art auf als Rationalismus vulgaris. Kein Stück der biblischen Offenbarung war ihm nunmehr so ehrwürdig, daß er es nicht mit roher Hand angetastet hätte. Ein Reimarus ließ in seinen „Wolfenbüttler Fragmenten“ Jesum als einen Schwärmer und seine Jünger als Betrüger erscheinen; Lessing erlaubte sich, in seinem „Nathan“ das Christentum durch einen bornierten Tempelherren vertreten zu lassen und meinte, der Mensch hätte die Wahrheiten durch eigenes Nachdenken selbst gefunden, welche uns Gott in spezieller Weise geoffenbaret hat. Semler † 1791 war sodann der umfassendste und kühnste Geist dieser Richtung. Von Haus aus pietistisch erzogen und persönlich auf seine Art fromm, entwickelte er die Ansicht, daß zwischen der Religion als Privatsache und der Theologie als Wissenschaft ein Unterschied bestehen dürfe. Es sei dem einzelnen zu überlassen, sich bei den biblischen Begriffen dasjenige zu denken, was ihm als wahr erscheine. Er selbst suchte z. B. Jesu Reden über Sünde, Engel, Teufel u. s. w. als bloße Anpassungen an jüdische Vorstellungen zu erklären. Jesus hätte da nur „jejudenzt“. Halle wurde nun der Sitz solch seichter Theologie. Eine „natürliche Religion“ war das Losungswort der Zeit. Auf vielen Kanzeln predigte man nur noch über die Entwicklung des „Edlen“ im Menschen, also über eine Moral, welche der Mensch ohne Heilserfahrung herausbilden sollte. Es wurden sogar Predigten über Kuhpocken, die Schädlichkeit des Kaffees, den Nutzen der Kartoffeln u. dgl. gehalten. Aus der Heilspredigt wurde eine äußere Glückseligkeitslehre.

Immanuel Kant, Professor der Philosophie in Königsberg † 1804, wies die stolzen Ansprüche des Rationalismus, daß der Mensch fähig sei, über alles und jedes seine abschließende Kritik abzugeben, zurück, indem er feststellte, daß der menschliche Verstand über das Übersinnliche nichts erkennen könne, daß aber das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele Forderungen unseres Gewissens seien. Doch auch er meinte, der Mensch solle und könne das sittlich Gute aus eigener Kraft vollbringen. Durch seinen hohen Tugendflug hatte er viele, wie z. B. einen Schiller, begeistert. Zu einem wahrhaft innern Frieden vermochte jedoch solch eine Philosophie nicht zu führen, weil sie ohne einen Heiland auskommen wollte.

Gegen den Rationalismus traten am Ende des 18. Jahrhunderts eine Reihe frommer Männer auf, welche durch Wort und Schrift von den altbewährten Lebensgütern Zeugnis ablegten, — so ein Hamann, Jung Stilling, Mathias Claudius, dann ein Albrecht Haller und Lavater in der Schweiz. Letzterer sagte: „Gesetzt, jemand in der Synode würde lehren, Christus sei nicht auferstanden und sei nicht unser anbetungswürdiger Herr, so würde ich ihm als Mensch freundlich begegnen, in der Synode aber nicht mit ihm zusammen sein wollen“. Gott aber ließ Napoleon und das französische Volk über Deutschland herfallen und da das deutsche Volk es sehen, wie die Sitten solcher beschaffen sind, welche sich dem Unglauben ergeben haben. Der jähe Stnrz des großen Monarchen zeigte sodann allen Denkenden, daß Gott die Weltgeschichte lenkt und menschlicher Hochmut oft schon hier seine Strafe findet. In der Zeit der Not wandten sich viele zurück zum alten Glauben ihrer Väter.

---

56. Die Anfänge der evangelischen Heidenmission.

Die Wiedererneuerung des christlichen Lebens am Ende des 18. Jahrhunderts schloß auch eine Besinnung der Kirche auf diejenigen in sich, welche die Heilsbotschaft von Jesu Christo noch nicht erhalten haben. Es war ihr in der Zeit der neuen kirchlichen Einrichtung und Kämpfe das Bewußtsein der Pflicht von der Ausbreitung des Evangeliums sehr abhanden gekommen. Luther meinte, es müsse der Fügung Gottes überlassen werden, zu welchen Völkern das Evangelium getragen werde — — er erinnerte jedoch an das Elend der Türken und Heiden. Aber das Zeitalter der Orthodoxie war einer weitern Entwicklung dieses Punktes nicht günstig.

Einzelne Gedanken daran und gewisse Versuche, einiges in dieser Richtung zu tun, tauchten jedoch immer von neuem auf. Einige deutsche Fürsten erinnerten ihre Untertanen an diese Pflicht; der schwedische König Gustav Wasa gründete 1559 eine Missionsstation unter den heidnischen Lappen, von Genf aus versuchte die reformierte Kirche 1556 in Brasilien eine Missionskolonie anzubringen. Aber im 17. Jahrhundert klagte der fromme Scriver darüber, daß man wohl zu den Heiden reise, um ihr Gut zu holen, aber nicht daran denke, ihnen das Evangelium zu bringen. Um dieselbe Zeit 1660 jedoch trat ein Freiherr v. Welz in Schriften mit Plänen auf, welche gerade diese Sache behandelteu. Er ging sogar selbst als Missionar nach Südamerika, wo er bald ins Grab sank. Der Philosoph Leibnitz wies sodann darauf hin, welch großen Gewinn die Mission dem Handel bringen müßte und die Berliner Akademie der Wissenschaften faßte ihre Stiftung als eins ihrer Ziele ins Auge. Es kam aber zunächst sonstwo zu einzelnen segensreichen Anfängen in dieser heiligen Sache. In Nordamerika wirkte der Puritaner John Eliot † 1690 unter den Indianern mit großem Erfolg. Leider zerstörte der Krieg die von ihm ge=

sammelten 14 Gemeinden. Der dänische König Friedrich IV. versuchte sodann, in seinen ostindischen Besitzungen eine Mission zu gründen. Er wandte sich an Francke in Halle und durch dessen Vermittlung gingen von hier 1706 Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau nach Trankebar in Ostindien. Die pietistischen Kreise wurden die Träger und Pfleger dieses Missionswerkes. Von Dänemark gingen dann einige Sendboten nach Lappland und Grönland. Nach letzterem Orte ging auch 1727 der Norweger Hans Egede. Mit großer Begeisterung ergriff die Brüdergemeinde den Missionsgedanken. Den größten Teil ihrer Kraft ließ sie in dieser Sache sich erschöpfen. Ihre ersten Sendboten entsandte sie 1732 nach Westindien, bald gingen andere nach Suriname, dann nach dem Kapland und mit David Zeisberger begann 1740 ihre gesegnete Indianermission. Von diesen verschiedenen Unternehmungen vermochte sich nur das Werk der Brüdergemeinde zu halten, die andern kamen infolge des Rationalismus so ziemlich ganz zum Stillstand. Weil man hier vom Grundverderben des Menschen nichts wissen wollte, so machte man sich über die „glücklichen Naturzustände der unschuldigen Wilden“ sehr irrige Vorstellungen und hatte für die Mission kein Verständnis.

In England kam es im Strom des neu erwachenden religiösen Lebens zur Gründung von speziellen Vereinen und Gesellschaften, welche durch gemeinsame Einsicht, Kraft und Geldmittel in dem Betrieb der Heidenmission binnen kurzer Zeit viel zu leisten vermochten. Die ersten Anregungen dazu gingen auch hier von einzelnen aus. Es bestand sonst seit 1698 die society for promoting christian knowledge, aber es fehlte dieser der energische Zug. Erst i. J. 1792 entstand die erste eigentliche Missionsgesellschaft neuerer Art. Ihre Begründer waren Baptisten. Die tiefgehendsten Anregungen dazu gingen von einem armen Laienprediger, Carey,

der seines Handwerks ein Schuster war, aus. Dieser sprach auf der entscheidenden Versammlung das große Losungswort der neuern Mission: „Erwarte große Dinge von Gott und unternimm große Dinge für Gott!“ Er selbst ging als Missionar nach Ostindien, mußte dahin aber den Weg über New York machen, da die Ostindische Handelskompagnie lieber „eine Bande Teufel als Missionare“ in ihre Besitzungen senden wollte. Auf konfessionell breiter Grundlage entstand 1794 besonders durch den 80jährigen Prediger Bogue die große Londoner Missionsgesellschaft, in der sich evangelische Christen verschiedener Richtungen zusammen schlossen. Schon im nächsten Jahre ließ man 30 Missionare nach den Südseeinseln abgehen. In England beteiligten sich bald die Männer und Frauen aus den höchsten Ständen an dieser Sache.

Andere Länder folgten. Im Jahre 1797 entstand in der reformierten Kirche Hollands eine eigne Missionsgesellschaft. Ihr Gründer war ein Dr. van der Kemp, früher ein erklärter Feind des Christentums. Aber bei einer Reise auf der Maas wurde sein Boot durch einen Windstoß umgeworfen; seine Frau und Tochter ertranken, er selbst wurde wunderbar gerettet. Das bewirkte seine Bekehrung und seinen Eintritt in den Missonsberuf. Er wirkte unter den Kaffern in Südafrika in großem Segen. In Schottland entstand 1824 die staatskirchliche Mission, welche unter andern einen Dr. Duff nach Ostindien sandte, wo er durch Einrichtung christlicher Hochschulen berühmt wurde.

In Amerika kam es bei Studenten auf dem Seminar zu Andover 1807 zu einer besondern Belebung des Missionssinnes. Diese versammelten sich regelmäßig zu einer Gebetstunde auf einem Heuschober und hier ergriff der Gedanke an die Not der Heiden ihre Herzen. Die Bewegung griff weiter um sich und führte 1810 zur Gründung der American Board for Foreign Missions mit ihrem Sitz zu Boston. Einer der

Studenten von Andover, Judson, ging als Missionar nach Birma, wurde auf der Reise dorthin Baptist und das veranlaßte die Gründung einer eignen Missionsgesellschaft dieser Gemeinschaft, und andere Richtungen folgten ihrem Beispiel.

In Deutschland ging es auf diesem Gebiet etwas langsamer, dafür aber recht umsichtig und bald mit fachmäßiger Gründlichkeit voran. Schon im Jahre 1800 gründete ein Pastor Jänicke in Berlin eine kleine Missionsschule, deren Zöglinge er an auswärtige Gesellschaften abgab. Tüchtige Sendboten, wie Rhenius und Gützlaff, gingen aus seiner Anstalt hervor. Im Jahre 1816 entstand in Basel die erste größere deutsche Missionsgesellschaft mit einem eignen Seminar, deren ganzer Betrieb sich bald nach wissenschaftlichen Grundsätzen entwickelte. Bald folgten ähnliche Vereinigungen an andern Orten; 1828 entstand zu Barmen die Rheinische Missionsgesellschaft, 1823 die Berliner, 1846 die Lutherische in Leipzig und die Goßnersche in Berlin, 1859 die Hermansburger. Auch in den andern europäischen Ländern kam es zu ähnlichen Gründungen, so in Paris, Kopenhagen u. s. w.

Die Judenmission ist ebenfalls eine Frucht der pietistischen Strömung. In Halle erinnerte man sich unter Franckes Anregung auch der Pflicht der Christen, gegenüber der Kinder des alten Bundesvolkes und ein Callenberg gründete eine Anstalt, auch ihnen das Evangelium zu bringen. Der bedeutendste Judenmissionar aus derselben war Stephan Schultz, der die Juden in ganz Europa aufsuchte. In London wurde 1809 zu gleichem Zweck eine besondere Gesellschaft organisiert und andere Vereine sonstwo folgten. Im ganzen hat sich das Missionswerk nur nach den Grundlinien des Gemeindeprinzips, mit freiem Anschluß des einzelnen, zu entfalten vermocht.

---

57. Die Anfänge der innern Mission.

Die sogenannte **innere Mission** ist von jeher eine der notwendigsten und segensvollsten Lebensbezeugungen der christlichen Kirche gewesen. In ihr und durch sie bemüht sich dieselbe, den an ihren Grenzen und in ihrer Mitte dastehenden und dahin gehenden Verkommenen und Verwahrlosten die Hand der barmherzigen, rettenden und bewahrenden Liebe zu reichen, sie womöglich wieder zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft heran zu bilden oder ihnen in Fällen von unheilbaren, leiblichen und geistigen Krankheiten, oder bei solchen in Gefängnishaft, ihr trauriges irdisches Los möglichst zu erleichtern. Die Arbeit der innern Mission ist von der kirchlichen Selbstversorgung zu unterscheiden. Sie faßt eigentlich nur diejenigen ins Auge, welche auf dem geordneten Wege der Predigt, Seelsorge und weitern Gemeindeeinrichtungen nicht gut erreicht werden können. Es lag in der Natur der Sache, daß diese Seite der Lebensbezeugung der Kirche mit dem neu erwachenden Glaubensleben derselben in besonderer Weise sich entfaltete und neben dem Mariasinn auch der Marthasinn sich kräftig regte.

Einzelne Erscheinungen dieser tatkräftigen Liebesmühe sind jedoch vom Anfang des Protestantismus an zu verzeichnen. Während der schlimmen Kriegszeiten kam es zu mannigfachen Stiftungen von Armen- und Waisenhäusern und besonders die evangelischen Prediger leisteten viel in der Linderung menschlichen Elends; im ganzen ist aber diese Zeit arm an persönlicher Liebesarbeit in den gewöhnlichen protestantischen Kreisen. In rühmenswertester Art dagegen entfaltet sich das in der römischen Kirche vorhandene geistliche Leben in dieser Richtung. In Spanien und Frankreich kommt es zu einer Art Blütezeit auf diesem Gebiet. Ihre Hauptträger sind Vincenz von Paula und Franz von Sales, beide Franzosen. Ersterer gründete „Brüderschaften der Barmherzig-

keit“, dann auch freie Vereine von Frauen und Jungfrauen zu örtlicher Armen- und Krankenpflege. In den Häusern der Gemeinde, in den Gefängnissen und bei Kindern sollten sie ihr Arbeitsfeld finden. Doch sind sie keine Nonnen. Beim Tode des Vincenz 1660 hatten die Schwestern 28 Häuser als eigene Heimstätten, um 1700 an 300, um 1780 400 Schwesterhäuser und 2000 Hospitäler. Ein Strom des Segens ist von ihnen ausgegangen. Auch in Deutschland bildete man ähnliche Einrichtungen. Das ganze System ist jedoch Anstaltspflege anstatt Gemeindepflege.

Der Pietismus der evangelischen Kirche Deutschlands schuf in dem Halleschen Waisenhaus ein Denkmal seiner speziellen Eigenschaft, die Frömmigkeit im praktischen Leben zu üben. Zunächst jedoch blieb dieses Werk ohne Nachfolger. Die Aufklärung wollte eine Humanität ohne volles Christentum. Im Anschluß an Lessing, Schiller u. a. schwärmte man für die „freie schöne Menschlichkeit“, für die Rettung von Armen und Leidenden, machte viele Worte und großen Lärm über „schöne Handlungen“, ließ aber alle barmherzigen Unternehmungen in den Anfängen stecken. Es zeigte sich, daß manche Rührung und gutes Wollen, im ganzen jedoch wenig Mut und Kraft in einer Gesinnung lag, die nur aus menschlichen Quellen schöpfen wollte. Am meisten rief Lessing zur Tat auf: „Der Mensch ist zum Tun und nicht zum Vernünfteln geschaffen.“ Milde Menschenliebe ist ihm die rechte Gottesverehrung. Und auf dem Gebiet der Fürsorge für die Jugend zeigte sich viel Eifer. Statt der Waisenhäuser ging man zur Familienerziehung über und erreichte manchen Erfolg. Pestalozzi entwickelte treffliche Grundsätze für die Erziehung der Kinder. Es sollte ihnen vor allem der Glaube als vertrauender Kindersinn gegen den himmlischen Vater als die Quelle aller Kraft eingepflanzt werden. Aber seine eigenen Anstaltsversuche zu Neuhof und Stanz waren von geringem Erfolg. Zeller in Bruggen er-

reichte später, was Pestalozzi gewollt hatte, weil er mit dem Grundsatz von dem Heil in Christo Ernst machte. Erst die von der lebendigen Predigt des Evangeliums ausgehenden Kräfte vermochten ein tatkräftiges, gesundes Liebesleben hervor zu rufen. Das zeigte sich besonders bei einem Pfarrer Oberlin im Steintal an der westlichen Grenze von Elsaß, welcher das verkommene Gemeindewesen dieses Ortes religiös und sittlich verjüngte und besonders auch mit seiner treuen Magd Louise Scheppler 1779 die erste Kleinkinderschule gründete. Hase nennt ihn einen „Heiligen der protestantischen Kirche."

In England entstanden auch teils vor, teils gleichzeitig neben den Vereinen für äußere Mission eine Reihe lebenskräftiger Einrichtungen, um der „Heidenwelt daheim" das warme Sonnenlicht tatkräftigen Christentums zufließen zu lassen. Der erste bedeutende Bahnbrecher in dieser Bewegung war John Wesley. Man nennt ihn den Vater der innern Mission. Andere folgten. Robert Raikes gründete 1782 die Sonntagschulen für verwahrloste Kinder. Das veranlaßte 1804 die Errichtung der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft. John Howard † 1790 bahnte für das Gefängniswesen eine Reform an, insonderheit wirkte dann eine Quäkerfrau, Elisabeth Fry, für die bessere Behandlung weiblicher Gefangenen. Ein Herr William Wilferforce trat mit größter Zähigkeit für die Abschaffung des Sklavenhandels auf. Infolge seiner Bemühungen hob das englische Parlament denselben 1807 in seinen Besitzungen auf, der edle Mann ruhte aber nicht eher, als bis 1834 die europäischen und amerikanischen Mächte sich zur völligen Abschaffung desselben vereinigten. Den ersten Protest gegen die Sklaverei hatten schon 1688 amerikanische Mennoniten und Quäker ihren Behörden überreicht. Eine edle Engländerin, Florence Nightingale, widmete sich mit andern Krankenpflegerinnen während des Krimkrieges den verwundeten

Soldaten und brach hier neuen Einrichtungen Bahn. In mannigfacher Weise sind so die englischen Christen durch ihr energisches Vorgehen in solch edlen Bestrebungen andern ein Vorbild geworden.

In Deutschland blühte im Anschluß an die Not der Zeit eine reiche Reihe von Liebeswerken in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf. Fast alle hatten sehr bescheidene Anfänge, wurden aber auch von einer großen Innigkeit der Liebe zum Herrn und seiner Sache getragen. In Weimar errichtete Johannes Falk einen „Lutherhof" als eine Herberge für arme Waisenknaben. Ratsherren von Danzig hatten ihn studiereu lassen und ihm dann beim Abschied gesagt: „Du bleibst unser Schuldner; wenn einst arme Kinder an Deine Tür klopfen sollten, so denke, wir sind es, die alten Ratsherren von Danzig, und weise sie nicht ab!" Das hatte er nicht vergessen. Zeller in Beuggen errichtete ebenfalls eine Armenschule für verwaiste Kinder. Einen besondern Aufschwung gewann die Fürsorge für die Jugend 1833 durch die Gründung und das Wachstum des „Rauhen Hauses" bei Hamburg durch Johann Heinrich Wichern, den man einen „Vater der innern Mission" genannt hat. Die Anstalt entwickelte sich nach dem Familiensystem und ist für viele Einrichtungen ähnlicher Art vorbildlich geworden. In tiefgehendster Weise rief Wichern sodann die Christen Deutschlands 1845 auf dem Kirchentage zu Wittenberg wach „Christum nicht nur durch das Wort, sondern durch die Tat barmherziger Liebe" zu predigen. Erst in hohem Alter ist der schaffensfreudige Mann heim gegangen. Von wahrhaft epochemachender Bedeutung ist sodann Fliedner in Kaiserswerth durch seine Erneuerung des Diakonissenwesens in der evangelischen Kirche geworden. Auf einer Reise in Holland hatte er bei dortigen Mennonitengemeinden ein Stück dieser Art Gemeindepflege kennen gelernt. Als ein Mann kindlichen Glaubens und tiefen Mitgefühls mit dem Elend

seiner Umgebung wagte er 1836 die Gründung eines eigenen Diakonissenwerkes. Es gelang ihm wohl nicht, dasselbe als Gemeindesache anzubringen, aber auch als Anstalt ist es binnen kurzer Zeit erstaunlich gewachsen und im ganzen zu einem eigentümlich anziehenden Lebenserweis des Protestantismus geworden. Im ganzen Bereich desselben ist dieses Liebeswerk in der einen oder andern Form emporgeblüht. Sonst ist ein das ganze Jugendleben umfassender Kreis von Anstalten entstanden — da sind Kinderkrippen, Kindergärten, Anstalten für Blinde, Taubstumme, dann Rettungshäuser, Magdalenenstifte, Jünglingsvereine, Mäßigkeitsvereine u. s. w. Ein Pastor Bodelschwingh gründete Asyle für Epileptische, Landstreicher und sonst Verkommene. Im Interesse all dieser Bestrebungen ist eine reiche Literatur entstanden. Bücher, Zeitungen und Flugblätter werben für die mannigfachen Arbeiten, in welchen und mit welchen die christliche Kirche davon Zeugnis ablegt, daß der Geist ihres Stifters auch heute noch in ihr lebt.

---

58. Die deutsche Theologie um diese Zeit.

Neue, frische Strömungen traten am Anfang des 19. Jahrhunderts auf allen Gebieten des geistigen Lebens zutage, besonders aber in der Poesie, Philosophie und Theologie, die ja gegenseitig auf einander einwirken. Neben andern erschienen ja auf dem erstgenannten Felde die Dichterheroen Schiller und Goethe und hauchten dem deutschen Volk ein neues Bewußtsein deutscher Gedankenfülle, Gemütstiefe und Freiheit ein. Leider blieben sie den geschichtlichen Grundlagen des Christentums vornehm gegenüberstehen, wenn sie auch dessen sittliche Hoheit wahrten. In der Philosophie hatte Kant mit aller seichten Moral gebrochen und die Gebildeten einer tiefern Gedankenwelt entgegengeführt. Man war bereit, mit neuen Studien zu be-

ginnen. Auch auf dem Gebiete der Politik sollten sich religiöse Grundsätze auswirken. Nach dem Sieg über Napoleon schlossen die Beherrscher von Rußland, Österreich und Preußen 1815 die sogenannte „heilige Allianz", in der sie sich verbanden, sich von nun an in der Verwaltung ihrer Völker nur durch die Vorschriften des Evangeliums, also durch die Grundsätze der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens, leiten zu lassen. Dem guten Willen fehlte nur die Kraft. Das deutsche Volk, sagt der Historiker Treitschke, war im Innersten krank, weil der wahrhaft christliche Geist von ihm gewichen war. Auf den meisten Kanzeln und Kathedern herrschte der dürre Rationalismus und nur langsam brachen sich die richtigern Zeitideen Bahn. Ebenso sind auch nicht alle Blüten zu Früchten gereift, welche in den Tagen der Not hervorsproßten, vielmehr wußte der Unglaube neue Formen zu finden und sich tief und breit aufs neue einzuwurzeln.

Schleiermacher. Ein bahnbrechender Geist ersten Ranges auf dem Gebiet der Theologie war Friedrich Schleiermacher, † 1834 als Professor an der Universität Berlin. Er war reformierter Herkunft, hatte auf der Schule der Brüdergemeinde zu Niesky und Barby reiche Eindrücke empfangen, sich dort aber doch nicht halten wollen; tief hatte er sich sodann in die Philosophie Platos und Spinozos versenkt und fühlte sich bald berufen, eigene Wege zu gehen. Seine im Jahre 1799 herausgegebenen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" schlugen einen neuen Ton an. Weder im Gebiet des Wissens noch des Wollens, meint er, sei die eigentliche Heimat der Frömmigkeit zu suchen, sondern vielmehr zunächst im Gefühl. Religion ist ihm das Gefühl der Abhängigkeit von dem Absoluten. Der Hauptpunkt in der christlichen Frömmigkeit wird nun von ihm dahin bestimmt, daß in ihr alles auf Christum bezogen wird. Dessen Sündlosigkeit ist ihm eminent wichtig. Er

drang auf kirchliche Gemeinschaft und sittliche Tüchtigkeit. Aber sein philosophischer Standpunkt hinderte ihn daran, die geschichtlichen Grundlagen des Christentums im Sinne des kirchlichen Bekenntnisses anzunehmen. Jesu übernatürliche Erzeugung, ja seine Auferstehung und Himmelfahrt galten ihm für unwesentliche Vorstellungen. Seine Glaubenslehre wurde daher der Ausgangspuukt von zwei Richtungen. Der eine Teil seiner Schüler kam zu einem festern biblischen Christentum, der andere, an seine Leugnung des Wunders anknüpfend, trieb einem ganz negativen Standpunkt zu.

Hegel. Einen großen Einfluß auf die Theologie des 19. Jahrhunderts übte der Philosoph Hegel † 1831 aus. Auch ihm erschien das Gefühl als der Ausgangspunkt der Religion, aber da, meinte er, dürfe dieselbe nicht stehen bleiben, sondern zum Wissen und reflektierenden Denken fortschreiten. Schließlich ließ er die Gottheit im bloßen Denken aufgehen. Des Menschen Denken von Gott ist Gottes Denken von sich selbst. Damit wird ein übernatürlicher, persönlicher Gott aufgegeben und die Religion ist bloßes Selbstbewußtsein. Auch in der Geschichte entwickelt sich bei ihm alles in Gegensätzen, welche sich dann in einem Gemeinsamen vereinigen. Seine Darstellungsweise war sehr schwerfällig und nur wenige haben ihn verstanden. Heute ist seine Philosophie nur noch ein Kuriosum.

Eine Reihe von Theologen ließ der Herr nun auf den Plan treten, den alten Rationalismus zu verdrängen und das neuerwachte religiöse Leben zu pflegen. Der Kirchenhistoriker Neander, ein von jüdischen Eltern geborener und dann zum Christentum übergetretener Gelehrter, übte durch seine tiefe Frömmigkeit und sein offenes christliches Bekenntnis einen höchst gewinnenden Einfluß auf die studierende Jugend aus. Pastor Claus Harms in Kiel ließ im Anschluß an das 300jährige Reformationsfest 1817 neue

95 Thesen erscheinen, die den Rationalismus bis in seine Wurzeln erschütterten. Er sagte da z. B. „Wenn Christus spricht: „Tut Buße“, so will er, daß sich die Menschen nach seiner Lehre bilden sollen und nicht nach dem Zeitgeist.“ Oder: „Den Papst unserer Zeit nennen wir in Hinsicht des Glaubens die Vernunft, in Hinsicht des Handelns das Gewissen, dieses übt Gesetzgebung, Belobung und Bestrafung;“ oder: „Im 16. Jahrhundert kostete die Sündenvergebung doch Geld, heute hat man sie ganz umsonst; denn man bedient sich selbst damit;“ oder auch: „In neuerer Zeit hat man den Teufel geschlagen und die Hölle zugedämmt.“ (Schleiermacher leugnete nämlich die Existenz des Teufels.) Scharf sagte er: „Die sogenannte Vernunftreligion ist entweder von Vernunft oder von Religion, oder von beiden entblößt.“ Sodann ist unter den gläubigen Theologen Tholuck in Halle † 1877 nicht zu übersehen. Eines armen Handwerkers Sohn, zeigte er von Jugend auf eine außerordentliche Begabung. Bis zu seinem 17. Lebensjahre hatte er bereits neunzehn fremde Sprachen erlernt und später nach schweren innern Kämpfen das Heil in Christo gefunden. Er wurde Professor in Halle und trat hier kühn und entschieden den Trägern des Rationalismus — Wegscheiden, Gesenius u. a. entgegen, welche die heilige Schrift ganz und gar wie gewöhnliche Literatur behandelten und dabei gelegentlich Spott und Ironie mit unterlaufen ließen. Mit unermüdlicher Treue warb er unter den Studenten für den Herrn. Ein anderer kräftiger Zeuge in wissenschaftlicher Haltung für die Zuverläßigkeit der heiligen Schrift war Hengstenberg. Er bearbeitete besonders das Alte Testament und griff in seiner „Evangelischen Kirchenzeitung“ die „Theologie des natürlichen Menschen“ in allen ihren Erscheinungen an. Er und andere mit ihm arbeiteten sodann eine entschieden konfessionelle Richtung auf, so daß die Bekenntnisschriften der Kirche wieder leitende Bedeutung gewannen.

Auf praktischem Gebiet, dem der Predigt, Seelsorge, Schule, traten ebenfalls eine Reihe gottgesegneterr Zeugen auf, welche das Evangelium mit neuen Zungen verkündeten. In Württemberg predigte Ludwig Hofacker † 1828 das Wort von der freien Gnade in Christo Tausenden. In Baden ergriff der katholische Pfarrer Henhöfer die evangelische Heilswahrheit mit ganzer Seele, predigte sie und trat mit seiner Gemeinde zum Protestantismus über. In Berlin erhob seit 1826 Joh. Goßner seine Stimme für Jesum, den Heiland der Sünder. Auch er war römischer Priester gewesen. In Elberfeld, Berlin und Potsdam predigte Fr. Wilhelm Krummacher als einer, „der Gewalt hat." Sein „Elias der Thisbiter" wurde in viele Sprachen übersetzt. Andere Männer treuen, erfolgreichen Wirkens waren Menken in Bremen, Krafft in Erlangen, u. a. Auch das Kirchenlied trieb neue Blüten. Spitta dichtete seinen „Psalter und Harfe," Albert Knapp ließ seinen „Liederschatz" erscheinen, auch Dichterinnen wie Louise Hensel und Meta Heußer lieferten geistgesalbte Beiträge zur Erbauung.

---

59. Kirchliche Verfassungsfragen und neue Richtungen.

Die äußern Formen der Kirche bilden nicht den Hauptpunkt ihres Bestandes. Ihr eigentliches Wesen liegt nicht in den Formen der Lehre, der Verfassung und des Kultus, sondern in der Gemeinschaft der Gläubigen im heiligen Geist. Trotzdem ist die äußere Erscheinung der Kirche hochwichtig. Ihre Bekenntnisse, Art des Gottesdienstes und Organisation sind von wesentlichem Einfluß auf ihr inneres Leben, ja dessen Schale oder Rinde, die es schützen oder Angriffen preisgeben. Für alle diese Punkte wuchs mit dem neu erwachten Glaubensleben ein neues Verständnis empor, ebenso für den Trieb der Kirche nach äußerer Vereinigung der Gläubigen.

Aus der Neubelebung des kirchlichen Sinnes entstanden nun teils Unionsbestrebungen, teils Ablehnungen angetragener Einigungen, ja auch die Gründung neuer Richtungen. Einer bloß äußern Einheit wollte man wichtige Wahrheiten und Überzeugungen nicht zum Opfer bringen, insonderheit nicht zu Gunsten des Staates oder der großen Masse auf kirchliche Grundsätze verzichten, für deren biblische Richtigkeit man allseitig glaubte einstehen zu können.

Eine Union der lutherischen und reformierten Kirche war daher eine Frucht des neuerwachten Glaubenslebens. Vielen Christen war die Trennung der beiden Konfessionen dauernd peinlich und hervorragende Theologen befürworteten eine Vereinigung derselben. Im preußischen Königshaus war dieser Gedanke seit längerer Zeit heimisch gewesen. In vielen reformierten Kreisen war der Lehrsatz der Prädestination sehr verblaßt und das führte sie mit den Lutheranern zusammen. Eine große Förderung erhielt der Unionsgedanke durch das Reformationsjubiläum 1817. Weitgehend erkannte man, daß der Trennungspunkt zwischen den beiden Kirchen doch nur ein menschlicher Unterschied sei, der keinen hindern sollte, gegenseitige Abendmahlsgemeinschaft zu pflegen, ohne dabei den Bekenntnisstand des einzelnen zu verletzen. So erließ denn der preußische König Friedrich Wilhelm III. im September 1817 einen Aufruf, in welchem die beiden Kirchen in seinem Lande aufgefordert wurden, sich zu einer *evangelischen* Kirche zu vereinigen. Seine Aufforderung fand bei vielen Geistlichen und Gemeinden eine begeisterte Aufnahme und besonders in den westlichen Teilen seines Reiches vollzog sich die Vereinigung ohne Schwierigkeit. Die höchsten kirchlichen Behörden wurden nun für die „unierte“ Kirche eingerichtet. Den Gemeinden fiel dabei weit mehr Selbstverwaltung zu als früher. Die „unierte Synode“ ist die Fortsetzung derselben in Nordamerika.

Eine konfessionelle lutherische Richtung entstand aber im Gegensatz zur Union dadurch, daß sich der bekenntnismäßige Sinn überhaupt hob, dann auch aus der Befürchtung, daß manche der von Luther sehr stark betonten Glaubenspunkte verloren gehen könnten. In dem vom König genehmigten Formularbuch (Agende) standen z. B. bei der Abendmahlsspendung nur die Worte Christi. Das erschien vielen Lutherischen als zu kahl; noch mehr erbitterte aber der Druck, mit welchem die Obrigkeit die Agende den Gemeinden aufdrängte. Nun wurden Luthers Aussagen wichtig, daß die Fürsten nur Notbischöfe seien, die Kirche zu schützen, nicht aber zu regieren hätten. Theologen und Juristen äußerten ihre Bedenken gegen eine aufgezwungene Union. Der Jurist Stahl sagte: „Das ist keine Glaubensgemeinschaft und keine Kirche, daß man gemeinsam die Bibel als Quelle der Wahrheit betrachtet, es aber völlig ins Ungewisse stellt, was darinsteht.“ Er fürchtete, die unierte Kirche würde ein bloßer Sprechsaal werden. In Breslau widersetzte man sich der Einführung der Agende. Ein Professor Scheibel war hier der Führer. Er wurde vom Amte suspendiert, trat dann aber aus der Landeskirche aus und Tausende mit ihm. Auch sonst wurde die Union mit Militärgewalt durchgeführt. Viele „Altlutheraner,“ wie sie geheißen wurden, wanderten nach Nordamerika aus, besonders aus Schlesien und Sachsen, und gründeten hier die strenglutherischen Synoden, so die Missourisynode durch den tüchtigen, wenn auch schroffen Dr. Walther. Erst nach 1840 durften sich in Preußen die streng Lutherischen als eine eigene kirchliche Gemeinschaft, unabhängig vom Staat, einrichten. Aber auch in der Landeskirche sind viele hervorragende Theologen weit mehr lutherisch gesinnt als uniert. Aber auch in lutherischen Kreisen herrscht große Verschiedenheit der Anschauung. Die einen betonen vor allem die Sakramente, die andern das Predigtamt, andere sogar wie Dr. Walther die Lehre von der Prä=

destination. Auch hier muß sich das Gehaltvolle der Richtung in den frommen Persönlichkeiten auswirken.

Separationen ähnlicher Art entstanden auch sonstwo, z. B. in Schottland, wo die Staatskirche die Anstellung der Geistlichen nicht den Gemeinden, sondern Behörden und Patronen überließ. Unter der Führung von Dr. Chalmers trat man 1843 massenhaft dagegen auf und als das Parlament gegen sie entschied, erklärten 400 Prediger mit etwa einem Drittel der Bevölkerung ihren Austritt aus der Staatskirche unter Verzicht auf alle Kirchengüter. Bald war eine Million Dollars gezeichnet, neue Kirchen u. s. w. zu bauen. Ähnlich ging es in der Schweiz unter Leitung von Alex. Vinet. Es zeigte sich meistens bei Christen ein erstaunliches Maaß von Opferwilligkeit, wenn ihnen das Bewußtsein davon in voller Klarheit aufging, daß die Kirche ihrer Natur nach unabhängig vom Staate dazustehen und für ihre Bedürfnisse selbst zu sorgen habe. Die vielen amerikanischen Richtungen mit ihrer vollständigen Selbstverwaltung legen ja auch davon Zeugnis ab.

Neue freikirchliche Gemeinschaften entstanden sodann aus dem Bestreben, gewisse Wahrheiten im engen eignen Gemeindeleben vielseitig auszuprägen. Durch Oncken wurde 1834 in Hamburg ein Zweig der Baptisten auf deutschem Boden gegründet, dem es zunächst an staatlicher Verfolgung nicht fehlte. Ein Christoph Hoffmann gründete 1845 in Württemberg den „Tempel“ und machte von 1868 den Versuch, in Palästina durch Kolonisation eine christliche Kulturwelt zu schaffen. Die Bewegung lief jedoch in einen flachen Rationalismus aus. In England stiftete der Irländer John Darby 1840 die sogenannten Plymouthbrüder oder Darbysten mit der speziellen Lehre, daß das Zusammengehen in großen Massen der Ruin des geistlichen Lebens sei und sich deshalb die Gläubigen in kleinen, freien Vereinigungen sammeln müßten, ohne besondere geistliche

oder Bekenntnisschriften. Sie erwarten in nächster Zukunft besondere Gerichte als Vorbereitung für das baldige Kommen Christi. Den letztern Punkt betonen auch die Irvingianer, gestiftet 1832 durch Edward Irving, einem presbyterischen Geistlichen in London. Sonst aber meinte er, die wahre Kirche könne nur wiedererstehen, wenn die besondern Geistesgaben der ersten Kirche wieder ausgegossen und die apostolischen Ämter wieder eingerichtet würden. Erstere zeigten sich scheinbar bei seinen Genossen und sie wählten auch 12 Apostel, welche das Kommen des Herrn erleben sollten; sie sind jedoch bereits alle gestorben. In Deutschland trat der Theologe H. Thiersch zu ihnen über. Unter den vielen amerikanischen Denominationen ist es bei manchen schwer zu beurteilen, inwieweit sie gesunde Zweige am großen Stamm der Kirche bilden. Da sind die Adventisten entstanden 1833 mit ihrer Feier des Sabbats, dann die Unitarier mit ihrem Rationalismus, entstanden um 1820 in Boston — ja eine solide Zugehörigkeit der letztern zur Kirche ist überhaupt zweifelhaft. Eine absonderliche Richtung bilden die Mormonen. Sie wollen Christen sein, reden hoch von allem sittlich Guten, verehren aber das phantastische Buch Mormon so hoch wie die Bibel und huldigten der Polygamie, ja manche tun es noch. Die andern Konfessionen unterhalten keinen Verkehr mit ihnen.

---

60. Der moderne Unglaube.

Der flache Rationalismus alter Art fand seinen letzten „wissenschaftlichen" Träger in einem Professor Paulus zu Heidelberg † 1851. Nach ihm sollte das Wunderbare im Leben Jesu seinen Ursprung nicht in den Tatsachen selbst, sondern in der abergläubischen Auffassung seiner Erzähler haben. Diese sollen außerordentliche medizinische Kuren in ihrer Einfalt als große Wunder u. s. w. hingestellt haben.

Was z. B. Joh. 9, 7 erzählt wird, sei nur als die ausgeschmückte Geschichte einer Badekur zu betrachten. Dem Herrn Jesus wurde nur die Rolle eines weisen Rabbi gelassen, der zwar keine Wunder, aber allerlei Werke der Menschenliebe getan habe, unterstützt durch seine ärztliche Geschicklichkeit und gutes Glück. Aber eine solche willkürliche Behandlung geschichtlicher Dokumente wurde doch von positiver Seite als bodenlos unwissenschaftlich zurück gewiesen.

Die sogenannte naturwissenschaftliche Betrachtungsweise setzte aber um 1850 auch auf theologischem Gebiet ein. Die naturwissenschaftliche Methode, durch Baco von Verulam † 1626 begründet, erschien als die einzig wissenschaftliche Art der Erforschung der Geschichte und des Seelenlebens. Dazu kam weiter die Ansicht, daß der natürliche, durch keine Tradition belastete Mensch die normale Vernunftwahrheit gleichsam in sich trage und Geschichte, Natur und Gesellschaft meistern könne. Ein Engländer, Charles Darwin, entwickelte die Deszendenz Theorie, wonach die gegenwärtigen Lebewesen aus einem in der Urzeit stattgefundenen Kampf ums Dasein in der Art hervorgegangen seien, daß die stärkern Gattungen die schwächern überwunden und sich durch weitere Entwicklungen zu immer größerer Vervollkommnung hinauf gearbeitet hätten. Hienach hätte der Mensch im Affen seinen Vorgänger zu suchen. Aber man wußte kein Bindeglied zwischen beiden zu finden und den Anfang des Lebens, besonders des geistigen, nicht zu erklären. In Deutschland war nach Hegel der Philosoph Schelling aufgetreten und hatte betont, daß sich die Gottheit nicht nur im Geist des Menschen, sondern auch in der Natur offenbare. Für so eine Betrachtungsweise gab es aber bald keinen Raum mehr. An Darwin anknüpfend, schritten deutsche Geehrte zum flachsten Materialismus fort. Ein Büchner wurde durch seine Schrift „Kraft und Stoff" der Bahnbrecher dieser Denkungsart. Nach ihm bestehen alle Körper aus unzerleg=

baren Teilchen, Atomen und Molekülen, an welchen eine gewisse natürliche oder geistige Kraft haftet. Auch die Gedanken sind nach ihm nur Sekretionen des Gehirns. Männer wie Moleschott, Vogt, Häckel u. a. folgten ihm. Feuerbach erklärte auch die religiösen Vorstellungen und Begriffe für ein bloßes Produkt menschlichen Denkens. Aus den Empfindungen der Furcht soll nach ihm die Religion entstanden sein und wie die Griechen ihre Götter schufen, so ist auch der Gott der Bibel ein Schatten des menschlichen Selbstbewußtseins. Gegen solchen Unsinn traten jedoch besonnene Naturforscher auf und wiesen nach, daß das Leben nicht aus sich selbst hätte entstehen können und daß das naturwissenschaftliche Erkennen nicht über die Grenzen der Erfahrung hinausgehe, also über die Frage, ob es einen Gott gebe, nicht entscheiden könne.

Die Tübinger Schule. In der Theologie entwickelten sich die Grundgedanken Schleiermachers negativer Art und die Geschichtsbetrachtung Hegels aber auch weiter bis zu einem vollständigen Gnostizismus; De Wette und Hase brachen dieser Richtung Bahn, indem sie den philosophisch gebildeten Menschengeist zum Richter über die biblischen Tatsachen aufstellten. Ausgebaut wurde sie durch die sogenannte „Tübinger Schule“, an deren Spitze F. C. Baur † 1860 stand. Das Christentum verliert bei ihm jeden Offenbarungscharakter und wird das Produkt einer natürlichen Entwicklung. Er erklärt daher sämtliche Bücher des Neuen Testaments, mit Ausnahme des Römerbriefs, der beiden Korinther, des Galaterbriefs und der Offenbarung Johannes, für Tendenzschriften des zweiten Jahrhunderts und läßt die christliche Kirche um 200 als ein Ergebnis eines Kampfes zwischen engherzig petrinischem und liberalpaulinischem Christentum erscheinen, während Jesu Christo nur die Rolle eines jüdischen Reformators bleibt. Mit solchen Ausführungen zog Baur seinen Schülern jeden festen Glaubens-

standpunkt unter den Füßen weg. Einige derselben haben schließlich selbst die haltlose Position ihres Meisters nachgewiesen.

David Friedrich Strauß, ein Schüler Baurs, führte sodann aber die ungläubige Denkungsart der Tübinger Schule bis zu ihrer letzten Konsequenz. Er gab i. J. 1835 ein „Leben Jesu" heraus, in welchem er alles Übernatürliche seiner Erscheinung und alles Wunderbare seiner Taten für Mythen und Sagen erklärte, welche dem Herrn von seinen Anhängern angedichtet worden wären. Trotz dieser Schrift wurde er nach Zürich als Professor der Theologie berufen; aber das Landvolk widersetzte sich seiner Anstellung. Er führte nun ein unstätes, unglückliches Leben und antwortete am Ende desselben auf die Frage: „Sind wir noch Christen?" „Nein, wir, die wir die Grundlagen der evangelischen Geschichte kritisch aufgelöst und die schriftmäßigen Grundlehren der Kirche in die Rumpelkammer des Aberglaubens geworfen haben, — wir sind keine Christen mehr.

Der Einfluß solcher Stimmen machte sich mannigfach im kirchlichen und sozialen Leben geltend. Ein von einem abgefallenen französischen Priester Renan 1863 verfaßtes Leben Jesu, in welchem dasselbe in der Art einer galiläischen Dorfgeschichte erscheint und Jesus wie ein gewöhnlicher Romanheld behandelt wird, fand auch in Deutschland begeisterte Aufnahme. Ein Theologe, David Schenkel in Heidelberg, schrieb ein „Charakterbild Jesu", in welchem Werk er hoch vom Herrn zu reden versuchte, im Grunde jedoch auch alles Übernatürliche in seiner Erscheinung leugnete. Schenkel gründete mit andern den sogenannten Protestantenverein, um in ihm eine Erneuerung der evangelischen Kirche im Geiste der Freiheit und im Einklang mit der gesamten Kulturentwicklung unserer Zeit anzustreben. Mit großem Nachdruck nahm man die Grundsätze und Forderungen eines Freiherrn von Bunsen auf, der gegen Gewissens-

druck und Knechtung des Geistes geschrieben und für ein vom Staat befreites, auf eigenen Füßen stehendes Gemeinde-Christentum geeifert hatte. Auch positiv denkende Männer wie Rothe u. a. meinten hier mitarbeiten zu können, aber die Freiheit von jedem Glaubensbekenntnis, die man verlangte, führte dazu, daß hier der Unglaube Schutz suchte und — fand. Die Kirchen der Geistlichen dieser Richtung stehen sehr leer. Weiter noch gingen die sogenannten „Lichtfreunde“, unter Leitung eines Pastors Uhlich in Magdeburg, welche seit 1845 freie Gemeinden gründeten, die bald allen Gottesglauben über Bord warfen. Über einem ihrer Friedhöfe stand die Inschrift: „Schafft hier das Leben gut und schön; kein Jenseits giebt's, kein Auferstehn.“ Die Richtung ist schließlich verkümmert. Die genannten ungläubigen Schriften wurden auf positiver Seite von Männern wie Thiersch, Ebrard, Ullmann, Lange, Christlieb u. a. als wissenschaftlich haltlos erwiesen. Man zeigte, daß der Geschichtsforscher seinen Dokumenten zunächst die Pietät entgegen zu bringen habe, welche er für sich selbst beansprucht und daß dann unsere Evangelien jede Kritik auszuhalten vermögen.

---

61. Die katholische Kirche.

Die griechische Kirche ist im ganzen aus dem geistlosen Formenwesen, in das sie gesunken war, nicht erweckt worden, wenn sie auch manche evangelische Einwirkungen erfahren hat. Infolge der gedrückten Stellung, welcher sie im türkischen Reiche anheim fiel, ging ihre Hauptleitung an die rußische Kirche über. Hier wirkte um 1650 ein Patriarch Nikon vielseitig reformatorisch. Durch seine Bemühungen bildete sich besonders ein neuer und eigentümlicher Kirchengesang, der ohne Instrumentalbegleitung, von reinen und kräftigen Männerstimmen getragen, an musikalischer Fülle

und ergreifender Kraft einzig dasteht. Peter der Gr. † 1725 machte sich als Zar aber auch zum Haupt der Kirche. Er stürzte das Patriarchat und übergab die kirchlichen Angelegenheiten der „heiligen Synode“, deren Beschlüsse der Zar zu bestätigen hat. Der Procureur der Synode wahrt die Rechte des Staates und so dient die Kirche dessen Zwecken. Ein Austritt aus derselben bildet ein Staatsverbrechen. Die russische Geistlichkeit steht im ganzen auf einer sehr niedrigen Bildnngsstufe, es erscheinen nur wenige theologische Werke, in den vielen Klöstern leben die Mönche stumpf dahin. Nebenbei giebt es viele Sekten. Die höhere Gesellschaft Rußlands ist zudem vielfach dem Unglauben verfallen. Nikolaus II. hat 1905 Religionsfreiheit proklamiert, was seinem tief religiösen Volk wohl eine neue Zukunft schafft. Dasselbe läßt sich bezüglich der etwa drei Millionen Deutschen sagen, welche hier einen besondern Zweig der evangelischen Kirche bilden.

Die katholische Kirche des Westens vermochte auch nach dem westphälischen Frieden, den der Papst nicht anerkannte, manche freisinnige Einwirkungen nicht zurückzuweisen. Besonders in Österreich setzte mit Joseph II. um 1780 eine liberale Strömung ein, die Roms Ansehen wesentlich brach. Er erstrebte eine von Rom unabhängige Nationalkirche und so verlor der Papst hier viel von seinem politischen Einfluß. Gedrängt von den neuen Zeitideen hatte sich Clemens XIV. veranlaßt gefunden, 1773 sogar den Jesuitenorden aufzuheben. Er tat dieses in seiner berühmten Bulle “retemptor noster,” wo er wörtlich beginnt: „Unser Herr und Heiland Jesus Christus ist gekommen, um als Friedefürst der Erde den Frieden zu bringen. Die Jesniten haben von Anfang an nichts anders getan als diesen Frieden zerstört, Streitigkeiten genährt, Ränke gesäet, Intriguen eingefädelt, Zwietracht hervorgerufen. Darum kann in der Kirche Jesu Christi, des Friedefürsten, ein solcher Orden nicht bestehen.“ In der

politischen Sturmzeit am Schluß des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts erlitt das Papsttum tiefe Schädigungen. Pius VII. vollzog die Salbung an Napoleon I., wurde von diesem jedoch später, als er sich ihm sonst nicht fügen wollte, gefangen genommen und der Kirchenstaat wurde aufgehoben. Derselbe Papst erlebte jedoch bald darauf den Triumph, daß ihm der Wiener Kongreß sämtliche Rechte und Würden zurückgab, die er verloren hatte.

Wachsendes Ansehen des Papsttums bildete zunächst die äußere Geschichte der römischen Kirche. Pius VII. stellte den Jesuidenorden wieder her, richtete in Frankreich die aufgehobenen Klöster wieder ein, verdammte 1816 die Bibelgesellschaften als eine Pest der Christenheit und gefiel sich sonst darin, allen liberalen Regungen entgegenzutreten. In Deutschland setzte eine milde Richtung ein, welche mehr das vorhandene Christliche als äußerlich Kirchliche betonte. Um 1820 waren der gewesene Jesuit Sailer, dann ein Feneberg, mehrere Priester wie Martin Boos, Johannes Goßner, Henhöfer, Vertreter dieser Strömung. Auch der Jugendschriftsteller Christoph Schmid huldigte evangelischen Ideen. Aber auf die Dauer vermochte Rom rein biblische Lehren nicht zu ertragen. Die meisten der genannten Männer, so ein Henhöfer und Goßner, sahen sich gezwungen, zur evangelischen Kirche überzutreten, andere zogen sich in die Stille zurück. Der Papst wurde durch die Revolution im J. 1848 und später in peinliche politische Händel verflochten. Der Kirchenstaat erschien als eins der am schlechtesten regierten europäischen Länder, aber Napoleon III. schützte ihn in seiner Herrscherstellung, so daß Pius IX. sich in den weitgehendsten Ansprüchen seiner Würde gefiel. Einen besondern Glanz verlieh er derselben dadurch, daß er 1854 die Lehre von der sündlosen Empfängnis Marias zum römischen Dogma erhob. Er erklärte diesen Lehrpunkt für eine Offenbarung und setzte dabei — echt heidnisch — einem Marienbild ein kostbares Brillantdiadem auf das Haupt.

Das Vatikanische Konzil. Trotz stürmischer Kundgebungen des römischen Volkes nach Befreiung von der päpstlichen Mißwirtschaft, wußte Pius IX. sich doch in seinem, freilich zuletzt auf Rom zusammen geschrumpften, Kirchenstaat zu halten, ja er wagte es, 1864 in seinem „Syllabus" jede Freiheit des Geistes zu verdammen. Seine Würde auf den Gipfelpunkt zu heben, beschloß er, zur 1800jährigen Erinnerungsfeier an den Tod Petri und Pauli ein allgemeines Konzil zu bernfen. Seit 300 Jahren hatte es ein solches nicht mehr gegeben. Im Jahre 1869 trat es im Vatikan zusammen. Den Schlußpunkt der Verhandlungen bildete die Vorlage, den Papst in seiner Eigenschaft als Haupt der Kirche, wenn er über einen Lehrpunkt zu entscheiden hat, für unfehlbar (infallible) zu erklären. Von 670 Delegaten stimmten 450 dafür; die andern enthielten sich teils der Abstimmnng, teils verneinten sie es. Am 18. Juli wurde das neue Dogma in der Peterskirche verkündet, während ein heftiges Gewitter sich über Rom entlud. Am nächsten Tag brach der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland aus, bald darauf zog Napoleon seine Truppen aus Rom zurück und damit hatte die weltliche Herrschaft des Papstes nach etwa 1000jähriger Dauer ihr Ende erreicht. Dem Papst blieb der Vatikan mit seinen 1100 Zimmern und die Würde eines Souveräns, aber ein Gottesgericht über maaßlosen Hochmut ist in dem ganzen Verlauf der Dinge nicht zu verkennen.

In Deutschland hatten sich manche katholische Kreise ein selbstständiges Urteil über römisches Wesen zu wahren versucht. Als i. J. 1844 der Bischof Arnoldi von Trier den sogenannten ungenähten Rock Christi ausstellte und dabei angeblich viel Wunderbares passierte, erhob sich ein schlesischer Priester, Johannes Ronge, gegen solchen Schwindel und gegen andern römischen Aberglauben. Er fand soviel Zustimmung, daß er zur Bildung von besondern Gemeinden

schritt, welche sich als „Deutschkatholiken“ von den andern unabhängig stellten. Aber es fehlte ihnen sonst alles solide Christentum. Sie liebäugelten mit den „Lichtfreunden“ und gingen allmählich wieder ein. Gehaltvoller war die Opposition deutscher Bischöfe und Gelehrten gegen die päpstliche Infallibilität. Auch sie schritten zur Bildung von eigenen Gemeinden unter dem Namen „Altkatholiken“. Auch der berühmte Historiker Döllinger in München nahm das neue Dogma nicht an und wurde von einem seiner Schüler exkommuniziert.

Der Ultramontanismus. Trotz vieler Beweise von liberaler Gesinnung seitens der protestantischen Regierungen gegen ihre katholischen Untertanen, z. B. der Mithilfe der Staatskasse bei der Vollendung des Kölner Domes, bildete sich doch eine sogenannte ultramontane Richtung, welche die deutschen Interessen den von Rom kommenden Weisungen unterzuordnen suchte. Gestützt auf diese Partei, wagte es Pius IX. sogar, die sein Lieblingsdogma nicht billigenden Bischöfe ihres Amtes zu entsetzen und sonst sehr schneidig gegen den deutschen Staat aufzutreten. Dessen Rechte zu wahren, setzte Bismarck 1872 die Vertreibung der Jesuiten durch und 1873 eine Reihe von Gesetzen, welche die Interessen des Staates schützen sollten. Damit begann der sogenannte Kulturkampf, der erst unter Leo XIII. von 1878—1903 zu einem gewissen Abschluß kam, indem der Staat sehr nachgab. Die Katholiken schlossen sich zu einer festen politischen Partei, dem „Centrum“ im Reichstag zusammen und erwiesen die Kirche als eine Macht, welche noch über ganz andere Mittel verfügt als der Staat zur Verfügung hat. Sonst hat Leo XIII. eine gewisse religiöse Freiheit anerkannt. Seine weltliche Herrschaft hat aber das Papsttum nicht mehr erreicht trotz aller Bannflüche Pius IX. auf die italienische Regierung. Der neue Papst Pius X. tritt in dieser Beziehung milde auf, zumal sich in Frankreich

1905 die Trennung des Staates von der Kirche vollzogen hat. Daß sich Rom auf sein besseres Selbst besinnt, wollen manche annehmen — vielleicht eine Pause vor den letzten Stürmen.

---

62. Theologische Strömungen neuester Zeit.

Die theologische Wissenschaft ist auch im 19. Jahrhundert überaus tätig vorgeschritten, hat die christliche Erkenntnis mannigfach bereichert, in vielen Fällen aber auch, wie früher, den philosophisch gebildeten Menschengeist zum Richter über Gottes Wort gesetzt. Mehr noch als in früherer Zeit sind aber die Streitfragen zwischen den positiv gläubigen Richtungen und den sogenannten negativen, die sich mehr oder weniger der ungesund moderneu Denkweise anschließen, in populären Schriften behandelt worden, so daß auch der nicht akademisch Gebildete es für notwendig findet, sich über die wichtigsten theologischen „Schulen“ einige Kenntnis zu verschaffen, um bezüglich der kirchlichen Literatur einigermaßen sebstständig urteilen zu können.

Die konfessionelle Richtung, welche unter der theologischen Wissenschaft ein tieferes Eindringen in den Inhalt der heiligen Schrift versteht, sodann auch bei den geschichtlich gewordenen Bekenntnissen der Kirche stehen zu bleiben sucht, hat auch in neuester Zeit eine Reihe höchst ehrwürdiger Träger aufzuweisen. Da ist auf lutherischer Seite ein Chr. K. v. Hofmann zu nennen, der in Baiern durch Wort und Schrift auf die studierende Jugend tief befruchtend gewirkt hat. Einer seiner Schüler war Chr. Lutthardt in Leipzig † 1903, welcher durch seine apologetischen Vorträge über Geschichte und Wesen des Christentums auch im Ausland bekannt geworden ist. An seiner Seite wirkte Kahnis, der einer milden lutherischen Gesinnung huldigte. Streng lutherisch gaben sich Dr. Vilmar in Hessen und Löhe in Baiern, beide überspannten den Amtsbegriff des Geistlichen bis bei=

nahe zur römischen Fassung. Sehr ihrer Gesinnung war Dr. Walther † 1887, der Gründer der Missourisynode in Nordamerika. Auf reformierter Seite wäre Dr. Ebrard besonders zu merken, wichtig durch seine Kirchengeschichte und ein wissenschaftliches Werk gegen Dr. Strauß. Zahn in Erlangen machte sich durch seine „Einleitung in das Neue Testament" hoch verdient und Philipp Schaff in Nordamerika brachte durch seine vielen Schriften die deutsche Theologie zur Kenntnis der amerikanischen Leserwelt. Godet in der französischen Schweiz schrieb höchst gediegene Sachen über das Neue Testament, welche alle in's Deutsche übertragen worden sind. Eine eigenartige Stelle nahm Beck in Tübingen ein. Er erklärte die Schrift angeblich nur aus ihrem Inhalt heraus, also ohne auf die Art der Entstehung der einzelnen Bücher u. s. w. einzugehen. Auch der neuere Missionsbetrieb war ihm nicht sympathisch. Aber er hat vielen den Weg zur Gerechtigkeit gewiesen. Über manches Konfessionelle, z. B. die Kindertaufe, hat er sich sehr freisinnig ausgesprochen.

Die sogenannten **Vermittlungtheologen** bilden eine zweite Gruppe. Sie vertreten die geschichtliche Kritik beim Studium des Wortes Gottes und eine weitere Entwicklung der theologischen Begriffe seit der Reformation. Zwischen Glauben und Wissen, Offenbarung und Erkenntnis, Bibel und Natur suchen sie zu vermitteln. Männer wie Dorner, Ullmann, Umbreit gehören zu ihnen, auch der dänische Bischof Martensen, berühmt durch seine Ethik, darf hierher gezählt werden. Manche Träger dieser Richtung sind aber auch mit recht gewagten, ja auch entschieden sehr irrigen Ansichten hervorgetreten. Müller in Halle lehrte, wie Origenes, einen vorzeitlichen Sündenfall und Beyschlag will nur eine ideale Präexistenz Christi annehmen und die Himmelfahrt des Herrn für ungeschichtlich erklären. Sonst hat er viel Treffliches geschrieben und umsomehr werden seine Con-

cessionen an die moderne Denkweise von positiver Seite aus bedauert.

Die liberale und ausgesprochen **negative Theologie** geht noch einen Schritt weiter. Hase in Jena schloß seine 50. Vorlesung über das Leben Jesu damit ab, daß er ihn für einen bloßen genialen Menschen erklärte und seine übernatürliche Geburt und Auferstehung fallen ließ. Eine besondere „Schule“ stiftete der Göttinger Albrecht Ritschl † 1889. Er meint, für unsere Zeit genügen die frühern Symbole der Kirche und die Lehren der Reformatoren nicht mehr, darum will er genau auf das Neue Testament zurückgehen, unternimmt es dann aber, es nach seinem „wissenschaftlichen“ Kopf zu beurteilen. Im Anschluß an Kant weist er alle Metaphysik aus der Theologie hinaus. Von einem Zorn Gottes, dem Ernst der Sünde, Jesu Versöhnungswerk will er nichts wissen. Christus ist nur erschienen, Gott als die Liebe zu predigen, wer das annimmt und ein berufstreues Leben im kirchlichen Rahmen führt, der ist ein rechter Christ. Ewiges Lebeu hat man hier im schaffensfrohen Berufsleben. Das Jenseits bleibt auf sich beruhen. Weil er kirchliche und biblische Ausdrücke braucht, ihnen aber einen andern Sinn als den gewöhnlichen unterlegt, hat man ihn einen theologischen Falschmünzer genannt. Sein bedeutendster Schüler ist Adolf Harnack, dessen Berufung nach Berliu als Professor der Kirchengeschichte sich die Kirchenbehörde erfolglos widersetzte. Trotz vieler richtigen Ausführungen in seinen Schriften, sind die Grundzüge seiner Theologie doch unannehmbar. Nach ihm gehört nur Gott in das Evangelium, nicht Christus, das Johannesevangelium ist keine geschichtlich zuverlässige Schrift, das Apostolikum ist kein Bekenntnis mehr für unsere Zeit. Einige seiner Schüler schreiten denn auch zur förmlichen Leugnung jeglicher Gottheit Christi fort und weigern sich, seine Anbetung zu üben. Geistesverwandt mit dieser Richtung sind ein Wellhausen, Stade,

Gunkel u. a., welche die alttestamentliche Religion für ein bloß natürliches Gewächs des israelitischen Volksgeistes erklären und daher viel Verwirrung auf dem Gebiet der biblischen Forschung hervorrufen. Positiv gläubige Gelehrte sind ihnen entgegen getreten, so besonders Tischendorf mit seiner Schrift: „Wann wurden unsere Evangelien verfaßt“, dann Delitzsch und Rupprecht. Letzterer schrieb eine „Einleitung in das Alte Testament“ und wandte sich mit einer gehaltreichen Schrift gegen Harnack.

Auch auf philosophischem und sozialem Gebiet ringen Ansichten voller Irrtümer und Illusionen nach Ansehen und Geltung. Auf ersterem machten sich Schoppenhauer, v. Hartmann und Nietzsche einen Namen, brachen aber vollständig mit der christlichen Weltanschauung. Die erstern beiden vertraten den aus Indien importirten Pessimismus. Schoppenhauer erklärte das Leben für einen Prozeß, der seine Kosten nicht deckt und beneidete den Ochsen auf der Wiese, weil er nicht an Unlust zu leiden habe; v. Hartmann spricht sich in seiner „Philosopie des Unbewußten“ ebenso verzweifelt aus. Nietzsche erhob die Selbstsucht zur höchsten Tugend und hieß es gut, wenn der Starke den Schwachen unter die Füße tritt. In sozialer Hinsicht versprechen Sozialismus und Communismus eine neue Zukunft. Nach dem erstern Prinzip soll aller Geschäftsbetrieb verstaatlicht werden, nach dem zweiten ist jedes Privateigentum Unrecht, auch die Schranken der Familie erscheinen als lästig. Es ist besonders der sogenannte 4. Stand, das Proletariat, unter welchem solche Ideen Wurzel fassen und um sich greifen.

Mit neuen Arbeitsmethoden ist die Kirche auch solchen Strömungen entgegen getreten, sucht die etwaigen richtigen Fäden in denselben anzuerkennen und die andern zu bekämpfen. Auf großen Massenversammlungen werden die öffentlichen Volksschäden und deren Abhilfe besprochen. Vereine und Konferenzen legen überhaupt von dem in der

Kirche herrschenden Leben ein vielseitiges Zeugnis ab. Da ist der seit 1865 bestehende „Kirchentag“ zu Eisenach, der „Evangelische Bund“ seit 1887 u. s. w. Bedeutungsvoll ist auch die 1846 in Schottland entstandene „Evangelische Allianz“, welche, auf festem Bekenntnis zu Christus stehend, die Christen der verschiedenen Konfessionen alle drei Jahre zu kirchlichen Beratungen einladet. Höchst erfreulich bricht sich in solchen Bestrebungen die Wahrheit des Wortes Bahn: „Wir, als die von einem Stamme — stehen auch für einen Mann.“

---

63. Eine kurze Rundschau.

Die gegenwärtige Lage der Kirche wird wohl sehr richtig als eine sehr ernste bezeichnet. Auf allen andern Gebieten befindet man sich in einer Übergangsperiode; Altes ist im Ersterben, Neues in der Bildung begriffen, überall herrscht viel Unsicherheit. Das alles wirkt auch auf die Kirche ein; auch hier besinnt man sich ernstlich auf ihre eigentlichen Grundlagen und festen Grenzmarken im fließenden Strom der Zeit. Fast überall geht es durch Krisen und Kämpfe nach innen und nach außen. In den Staatskirchen findeu sich meistens treibende Kräfte, welche die unheilvolle Verbindung von Politik und Christentum zu lösen suchen; in den Freikirchen gilt es, gefährliche Fäden aus dem Kultusleben abzuwehren, beide haben gegen die ungläubige Wissenschaft unserer Zeit, besonders die im kirchlichen Gewande, den Kampf immer ernster zu führen. Im ganzen ist die Gegenwart für die Kirche aber doch wohl eine Periode der Erneuerung und des Fortschritts.

In Deutschland wird der Kampf zwischen der bekenntnismäßigen und radikalen Theologie immer schärfer. Professoren und Prediger der letztern Richtung leugnen offen die Gottheit Christi, wollen aber trotzdem im kirchlichen Amte

bleiben. Das betrachten die positiven Theologen natürlich als einen Selbstwiderspruch und verlangen eine Einschränkung der kirchlichen Lehrfreiheit. Sonst taucht auch immer wieder die Frage auf, ob nicht die Massenkonfirmation der Jugend im 14. Jahr unzulässig sei. Andererseits schließen sich gläubige Kreise enger zusammen und suchen durch biblische Besprechungen, wie z. B. in Blankenburg, ihr geistliches Leben zu vertiefen. Man nennt das die „Gemeinschaftsbewegung“. In Österreich gewinnt die protestantische Kirche langsam an Boden, besonders auch in Böhmen und Mähren. Hier giebt es eine ausgesprochene „Los von Rom“ Bewegung. In den nordischen Ländern hielt man bis in die jüngere Zeit herein recht steif und streng am lutherischen Staatskirchentum fest. Aber rationalistische und dann pietistische Strömungen führten auch hier einen freiern Zustand der Dinge herbei. Gegen erstere trat in Dänemark um 1825 ein Pastor Grundtvig auf, der es als seine wissenschaftliche Überzeugung aussprach, daß das Apostolikum direkt von Christus herrühre. In Norwegen ging eine große Erweckung von einem einfachen Bauern Hans Nielsen Hauge † 1824 aus. Bei seiner Feldarbeit war ihm eine innere Erleuchtung zuteil geworden und nun zog er ermahnend und predigend im Lande umher, ohne aber mit der Kirche zu brechen. Es bildeten sich Brüderkreise, die mit einander verbunden waren. Aber die Geistlichkeit ließ die Obrigkeit gegen sie vorgehen und Hauge schwere Gefängnisstrafen leiden. Eine römische Intoleranz der lutherischen Kirche wirkte sich hier aus. Auch in Schweden kam es zu einer ähnlichen Bewegung, welche Läsare genannt wurde, weil die betreffenden Leute zum Lesen der Bibel und der Schriften Luthers sich vereinigten. Erst um 1870 ist in diesen Reihen die Bildung von Freikirchen staatlich gestattet.

In England gab es um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf dem Boden der Staatskirche eine Reihe von Streitig-

keiten und Trennungen, welche den dicken römischen Faden, der in ihr steckt, sehr scharf bloßlegte. Ihre Bischöfe haben ja Sitz und Stimme im Parlament und der Erzbischof von London bezieht ein Jahreseinkommen von 70,000 Dollars. Kein Wunder, daß sich hier eine speziell hochkirchliche Partei heran bildete, welche mit Rom liebäugelte und den Gottesdienst mit römischen Ceremonien überladen wollte. Man kam sogar zu Ohrenbeichte und Seelenmessen. Oxford mit den Professoren Pusey und Newmann war der Mittelpunkt dieser Richtung. Nachgerade gab es jedoch einen Sturm der Entrüstung gegen dieselbe, der klärend wirkte. Newmann und viele mit ihm traten zur römischen Kirche über; Pusey und seine Anhänger blieben im alten Lager, huldigen aber einem steifen Ritualismus. Der liberale Teil der Staatskirche beweist großen Eifer in der Mission und ein Lord Shaftesbury erwarb sich in dieser Beziehung einen rühmlichen Namen. Unter den Freikirchen sind die Baptisten oft genannt worden infolge des geistgesalbten Charles H. Spurgeon in London, welcher 1892 mit der Bezeichnung „ein Fürst unter den Predigern“ heimging. Eine mächtige Evangelisationsbewegung setzte in London ein Methodistenprediger William Booth geb. 1829, in Szene. In die verrufendsten Stadtteile, Spelunken und Lasterhölen trug er das Evangelium, organisierte dann die Gewonnenen in militärischer Form und suchte so weiter zu retten. Er hat viel geleistet, verpflanzte seine Art des Wirkens auch nach andern Ländern, stieß aber doch bei nüchternen Christen auf viel Widerspruch. Der innere Charakter des Reiches Gottes vermag manche seiner Methoden auf die Dauer doch wohl nicht zu ertragen. In Holland fand das schroffe reformierte Staatskirchentum durch die Einwirkung des Rationalismus ein ruhmloses Ende. Der Staat ließ sogar den Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen fallen, ebenso jede Professur für Dogmatik an den Universitäten.

Das rief die reformierten Christen wach zu neuer Thätigkeit. Man richtete konfessionelle Sonderschulen ein und gründete unter der Leitung eines energischen reformierten Theologen, A. Kuyper, 1880 sogar eine freie reformierte Universität zu Amsterdam. Der genannte Gelehrte ist seitdem sogar erster Minister von Holland geworden und scheut sich nicht, auch in dieser Würde seinen christlichen Standpunkt zu bejahen. Die Mennoniten unterhalten ein eigenes Predigerseminar. **Belgien** ist unter Roms Schutz ein Herd der Anarchie geworden, aber auch hier haben protestantische Einflüsse einsetzen dürfen. Eine radikale Umwälzung hat sich in **Frankreich** im Laufe der Geschichte vollzogen. Um 1820 war hier der Ultramontanismus in seiner schärfsten Form herrschend, dann aber brachen sich freiheitliche Ansichten Bahn und verdrängten ihn. Dasselbe wiederholte sich in den 70. Jahren und seitdem ist die Trennung der Kirche vom Staat ein bestimmtes Stück der französischen Politik geworden. Die Jesuiten wurden vertrieben, die Religion aus den Schulen verbannt und 1905 die Verbindung von Staat und Kirche gelöst. Die reformierte Kirche zählt an 500 Gemeinden und betreibt eifrig das Werk der Mission. Seit 1897 geht auch ein lebhafter Zug zum Evangelium durch die Reihen der römischen Priester und scheint an Umfang zu gewinnen. Auch in **Italien** schreitet das Evangelisationswerk vorwärts zum großen Ärger des — Papstes; englische und amerikanische Kräfte betreiben es, namentlich dann auch die Waldenser. Ähnlich sieht es in **Spanien** aus. Hier hat sich ein deutscher Pastor, Fritz Fliedner, † 1900, als Bahnbrecher des Protestantismus einen Namen gemacht.

Auch in der **Schweiz** ist die kirchliche Bildfläche anders geworden. Um 1830 machte sich hier überall das Verlangen geltend, jede Verbindung von Kirche und Staat zu lösen. Die schroffe Staatskirche Genfs sank dahin. Freikirchen bildeten sich, so unter Leitung eines Vinet † 1847. Was

von der Staatskirche übrig blieb, das wurde ein Tummelplatz der freisinnigsten Ideen. Auch in der östlichen Schweiz ging es so. Seit 1883 ist z. B. in Zürich und Basel die Zugehörigkeit zur Staatskirche nicht mehr an die Taufe gebunden — ein Umstand, welcher zur gesunden Scheidung der Geister beitragen sollte. Andererseits herrscht hier aber ein reger Geist der innern und äußern Mission und Anstalten wie die zu Chrischona und das Baseler Missionshaus bilden Brennpunkte christlichen Lebens. Auch in **Rußland** sind evangelische Strömungen nicht ausgeblieben. In den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts entstand im Süden durch den Verkehr deutscher Christen mit rußischen Knechten der „Stundismus", welcher seitdem trotz aller Verfolgung beständig gewachsen ist, so daß seine Anhänger an zwei Mill. zählen. Durch die 1905 proklamierte Religionsfreiheit kommt hier nun eine neue Aera und auch die rußische Staatskirche scheint sich auf eine Erneuerung zu besinnen.

In **Nordamerika** wird das gesamte öffentliche Leben mehr als wohl irgendwo sonst von den Prinzipien des Protestantismus getragen. Ihren speziellen Bekenntnissen entsprechend, entwickeln und bauen sich die einzelnen Denominationen. Viele kirchliche Hochschulen sorgen für die Heranbildung der Jugend. Auf großen Konventionen werden die kirchlicheu Fragen besprochen. Erfreulich ist es besonders, daß sich die vielen Kirchenkörper wieder zu vereinigen beginnen, welche sich während des Bürgerkrieges trennten. Sehr weitgehend zehrt die amerikanische Theologie von der deutschen. Wohl alle Denominationen beteiligen sich sehr eifrig an der Heidenmission.

---

64. Ein Blick in die Heidenmission.

Die Heidenmission ist der große Lebenserweis der Kirche der neuern und neuesten Zeit, ja ein spezielles Geheimnis der Geschichte unserer Tage. Selbst ungläubige Naturfor-

scher, wie Charles Darwin, haben den sittigenden Einfluß des Evangeliums auf die Wildheit der rohen Naturvölker anerkannt und der Spott der „Gebildeten“ über den Missionsbetrieb, als wäre er nur eine Liebhaberei schwärmerischer Köpfe, ist sehr verstummt. Mehr und mehr erkennt man die Arbeit der Missionare als einen großen Kulturfaktor der Gegenwart und hat das 19. Jahrhundert das „Missionsjahrhundert“ genannt. In merkwürdiger Weise hat sich ein heidnisches Land nach dem andern dem Evangelium erschlossen und wie mit heiligen Liebesfäden umspannt die Arbeit seiner Boten bald alle Völker der Erde.

In Asien wirkt die Leipziger Mission im Süden Vorderindiens, wo sie die ins Stocken geratene Arbeit eines Ziegenbalg und Schwarz wieder aufgenommen hat. — Hier und sonst in Indien bereitet die Kaste und der Stolz der Brahmanen dem Missionar große Schwierigkeiten. In der Nähe von Calkutta sind Carey, Duff, Wilson u. a. durch ihr umsichtiges Wirken berühmt geworden, namentlich auch durch Gründung höherer christlicher Schulen. Auch die Zenanamission ist hier sehr aufgeblüht. Westlich vom Ganges haben Goßnersche Missionare seit 1846 unter den Kohls ein fruchtbares Feld gefunden. In Hinterindien arbeiten seit 1828 amerikanische Missionare unter den Karenen, auf Sumatra die Rheinische Mission seit 1859 unter den Bataken. Morrison aus England und der Deutsche Gützlaff drangen zuerst wie durch verschlossene Türen in China ein, ersterer kam 1807 nach Canton. In Japan gab es einen reichen Siegeszug des Evangeliums, nachdem dieses Land den andern Völkern erschlossen worden war und der Kaiser, der Mikado, 1871 die Macht des Adels gebrochen hatte. Nisima, ein in Amerika bekehrter Japaner gründete eine christliche Hochschule, die Segen stiftete und i. J. 1884 wurden dem Christentum dieselben Freiheiten gewährt, wie den frühern heidnischen Staatsreligionen. Im Jahre 1856

drangen Sendboten der Brüdergemeinde in Tibet ein, haben dort jedoch in dieser Hochburg der Buddha-Religion einen schweren Stand. Sehr wichtig ist auch die Missionsarbeit im heiligen Lande. Der deutsche Bischof Gobat wirkte hier seit 1846 in reichem Segen. Bekannt ist sodann das bei Jerusalem erbaute sogenannte Schnellersche Waisenhaus.

In **Afrika** hat die neuere Missionstätigkeit zuerst im Süden begonnen. Schon im Jahre 1737 kam ein Sendbote der Brüdergemeinde, Schmidt, zu den Hottentotten, aber erst im 19. Jahrhundert blühte hier die Arbeit so recht auf. Englische und deutsche Missionare teilten sich in das große Gebiet. Von ersteren sind ein Dr. Moffat unter den Betschuanen; besonders dann Dr. Livingstone † 1873 als Entdeckungsreisender berühmt geworden; unter den letztern Missionar Hahn unter den Hereros, Merensky in Transvaal u. a.; besonders zu merken ist dann auch Tyo Soga, der erste ordinierte Kaffernpastor, ein tief gegründeter Christ und gründlicher Theologe. In Ostafrika ist seit 1875 auf Stanleys Anregung die Ugandamission aufgeblüht, deren Geschichte manches blutige Blatt aufweist. Letzteres trifft besonders auch auf Madagaskar zu. Seit 1818 fand das Evangelium hier Eingang und Annahme. Durch die Königin Ranavalona kam mit d. J. 1835 eine blutige Verfolgungszeit für die Christen, welche erst 1861 ihr Ende erreichte. Auf der Westküste Afrikas befinden sich die Negerstaaten Sierra-Leone und Liberia, wo englische Missionare arbeiten, dann die Goldküste, Sklavenküste u. s. w., wo seit 1828 Baseler Sendboten gewirkt und viele von ihnen ein frühes Grab gefunden haben. Im Innern liegt das Asantereich, wo nach vielen Schwierigkeiten die Mission nun auch festen Fuß gefaßt hat. Den Nigerstrom entlang leitete ein schwarzer Bischof der Episkopalkirche, Samuel Crowther, jahrzehnte lang das Missionswerk, i. J. 1891 ging er selig heim. Ein gesegnetes, aber infolge seines tödlichen Klimas schwe-

res Missionsfeld bietet Kamerun. Ein Baptistenmissionar, Saker, begann hier 1845 das heilige Werk. Nach der deutschen Besitzergreifung dieser Küste i. J. 1884 kamen Baseler Missionare hierher. Am Gabun wirken amerikanische Presbyterianer. Auf den meisten afrikanischen Missionsfeldern sucht die römische Kirche sich einzudrängen.

In Amerika war schon im 16. und 17. Jahrhundert unter den Indianern das Evangelium gepredigt worden. Hans Egede war 1721 nach Grönland gekommen. Ihm folgten Sendboten der Brüdergemeinde und der Eskimo Kajarnak war ihre erste Frucht. Schwierig und schließlich infolge der äußern Verhältnisse wenig erfolgreich war ihre Arbeit unter den Indianern im Gebiet der jetzigen Vereinigten Staaten. Besser ging es in Westindien, auf der Moskitoküste und in Guyana, weil die dortige Bevölkerung seßhaft blieb. Den 200,000 Indianern, 8 Millionen Negern und an 100,000 Chinesen im Gebiet unserer Union widmen sich gegenwärtig nur noch einheimische Missionsgesellschaften. Unter den canadischen Indianern haben Methodisten, Presbyterianer und auch Sendboten der Episkopalen sehr erfolgreich gewirkt. Nach Britisch Columbia kam 1862 ein Schullehrer aus England, Duncan, predigte den dortigen Indianern mit wachsendem Erfolg und schuf mit den gewonnenen Christen die Station Methlakahtla zu einer Kulturstätte ersten Ranges um. In Alaska arbeiten seit 1885 amerikanische Missionare. Ganz im Süden des Kontinents begann der Kapitän Allen Gardiner 1844 unter den verkommenen Pescheräs zu missionieren, ein Beginnen, das mit seiner Fortsetzung zu den besondern Heldentaten der Mission gehört.

Polynesien und Australien erscheinen als recht erfolgreiche Missionsgebiete. Tahiti und viele andere Inseln sind bereits so ziemlich ganz christianisiert. Missionare wie John Williams auf Samoa und Paton auf den Neuhebriden sind weltbekannt geworden. Auf den Hawaii-Inseln begann die

American Board 1820 ihr Werk und konnte es in 50 Jahren zum Abschluß bringen. Samuel Marsden wurde um 1814 der „Apostel" der Maoris auf Neuseeland, doch nimmt deren Zahl immer mehr ab. Ähnlich geht es mit den Ureinwohnern, den Papu auf Australien. Im mühseligen Samariterdienst kann hier die Mission — und namentlich die der Brüdergemeinde, nur noch das Sterbelager derselben verklären.

Groß ist noch das Arbeitsfeld der Mission; es wird viel getan, aber es ist noch viel zu tun. Man berechnet die Bevölkerung der Erde auf etwa 1460 Millionen. Von diesen sind 860 Millionen Heiden, 8 Millionen Juden, 190 Mill. Mohamedaner und 400 Mill. Christen. An 4 Millionen sind im 19. Jahrhundert durch die Mission gewonnen worden. An 5,000 Missionare mit 50,000 eingeborenen Helfern stehen im Arbeitsfelde, an 12 Mill. Dollars fließen jährlich den verschiedenen Missionskassen zu — alles ein großes Zeugnis für die Wahrheit des Wortes: „Es kann nicht Ruhe werden, bis Jesu Liebe siegt." Der großartige Siegeszug der christlichen Kirche durch die Welt, der äußere und innere Sonnenschein, den sie den Völkern gebracht hat, die Art und Weise, wie sie sich von den in ihren Bestand eingedrungenen Verdunkelungen, Verirrungen und Schwächen, losgerungen hat und immer wieder die Wege und Kräfte findet, zu den Grundzügen ihrer ursprünglichen Eigenart zurück zu streben, die großen Verheißungen endlich, welche ihren völligen Sieg und ewige Dauer sichern und verbürgen — sollte aber einen jeden, der ihre Geschichte studiert, ihr Bild in dem Acker erkennen lassen, von dem Christus redet, daß er einen Schatz von unendlichem Wert in sich barg, so daß der Mensch, der ihn fand, mit Freuden all sein Hab und Gut verkaufte, um diesen Acker zu erwerben.

